This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

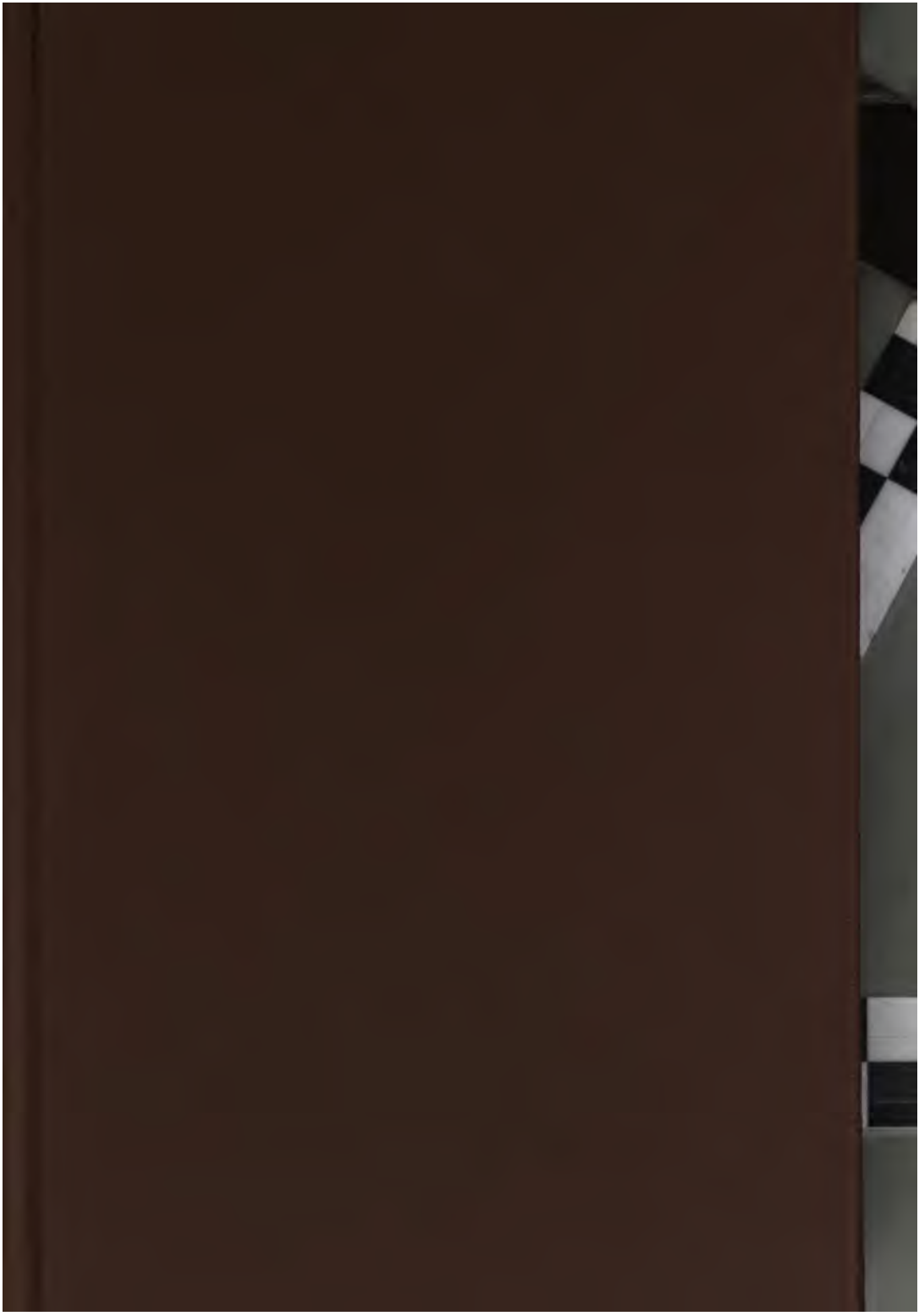
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

»Landleben der Reichen.«

Erster Band.

Wien 1834.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Kurze Uebersicht

des

Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Fünfter Jahrgang

1834.

Ehe der Verein seinen Plan für das Jahr 1834 vorlegt, hält er es für eine ihm obliegende Pflicht, öffentlich seine dankbare Anerkennung der kräftigen Unterstützung auszusprechen, durch die es ihm möglich geworden, das zu leisten, was bisher durch ihm geschehen ist.

Die Statuten dieses Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher sind dieselben wie voriges Jahr, und zwar in Kurze folgende: Der einfache Subscriptions-Preis für sämmtlich erscheinende oben angeführte Werke, die eine bestimmte Anzahl von 120 Druckbogen ausmachen, ist 3 fl. C. M. (20 fl. Fuß) vorhinein. Wer auf 2 Exemplare der gedachten Werke mit 6 fl. C. M. (20 fl. Fuß) subscribirt, stellt sich in die Classe der Theilnehmer. Wer endlich auf 6 Exemplare mit 18 fl. C. M. (20 fl. Fuß) subscribirt, wird Mitglied des Vereines, und erhält auch die erscheinenden Werke in sechsfacher Anzahl.

Subscription auf diesen Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher wird angenommen in Wien: in der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung, Singerstraße Nr. 894, dem deutschen Hause gegenüber, so wie in den Hochwürdigsten Erzbischöflichen und Bischöflichen Consistorien zu St. Pölten, Linz, Salzburg, Seckau, Leoben, Prag, Leitmeritz, Königgrätz, Budweis, Ollmütz, Brünn, Lemberg, Przemysl, Tarnow, Laibach, Gurk, Görz, Brixen, Trient, Gran, Erlau, Colocza, Syrmien, Kaschau, Fünfkirchen, Großwardein, Neusohl, Neutra, Raab, Rosenau, Stein am Anger, Stuhlweissenburg, Veszprim, Waitzen, Zips u. a., welche Hochwürdigen Consistorien auch die Mühewaltung des Vertheilens der Bücher an die Subscribenten gütigst übernommen haben. Auch kann man in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes subscribiren.

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

„Landleben der Reichen.“

Erster Band.

Wien, 1834.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

F32979

DB 547
E29
v.1

Vorerinnerung.

Der Verfaſſer bittet die Leſer, hier weder eine Beſchreibung des heutigen Wien, noch eine förmliche Geſchichte zu erwarten, ſondern nur eine Erzählung von Begebenheiten, kurz und deutlich vorgetragen. Dieſe Erzählung übergeht wiſſentlich nichts Wichtiges, und nimmt nichts auf, als was hiſtoriſch wahr, oder doch höchſt wahrſcheinlich iſt; ſie macht aber auch keinen höheren Anſpruch, als ein gefälliges Leſebuch für alle Stände zu ſeyn; beſonders für Leute von vorgerücktem Alter, welche nicht Zeit oder nicht Luſt

haben, weitläufige Werke zu leſen, und doch das Merkwürdigſte über Wien und ſeine Landesfürſten von der älteſten Zeit an beiſammen zu finden wünſchen.

Wien unter den Römern.

Wenn man von dem Spinnenkreuze auf der Höhe des nahen Wienerberges die weit ausgedehnte Häuſermaſſe der Stadt überblickt, fällt vor allem die Stephanskirche auf, die in der Mitte ſich erhebt, als wäre ſie auf einem eigenen Hügel erbaut; deren Dach andere Thürme überragt, und deren Thurm noch weit darüber hinaus zu den Wolken aufſtrebt. Ein majeſtätiſches Denkmal des hohen Sinnes unſerer Vorfahren im Mittelalter. Eben ſind es 400 Jahre, daß dieſer Thurm fertig geworden, und bald 700 Jahre, daß man die Stephanskirche angefangen zu bauen. Vor mehr als 900 Jahren ſtellten fromme Schiffleute eine Capelle auf den Hügel, der ihnen beim Herabfahren auf der Donau ſchon von weitem in die Augen fiel; im Mittelalter entſtand aus dieſer Capelle die Kirche Maria Stiegen mit dem ſeltſamen kunſtreichen Thurm. Vor mehr als 1000 Jahren ſtand ſchon eine Pfarrkirche auf dem Petersplatz. Noch um 100 Jahre älter iſt das Ruprechtskirchlein; wenigſtens der linke Theil davon. Wo jetzt das Lazareth in der Währingergaſſe ſteht, baute vor 1380 Jahren der heilige Severin das erſte Kloſter und eine Kirche dabei. Im Jahre 180 nach Chriſti Geburt ſtarb Kaiſer Marcus Aurelius zu Vindobona in Pan-

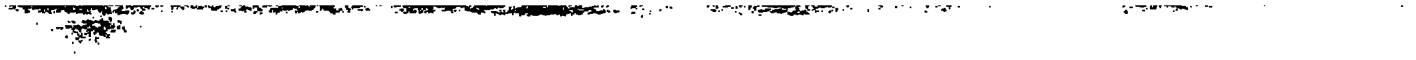
nonien. Es muß eine bedeutende Stadt geweſen ſeyn, in welcher dieſer große Kaiſer lebte, Gelübdeſteine und Siegesdenkmahle ſetzte, (welche vor langer Zeit auf dem hohen Markt und zu St. Ulrich ausgegraben worden) wo er nicht etwann nach einer Schlacht an Wunden verblutete, ſondern im gewohnten Aufenthalt an einer Krankheit ſtarb. Daß Wien auf derſelben Stelle ſteht, wo einſt Vindobona geſtanden, unterliegt keinem Zweifel. Wo in den Ueberreſten römiſcher Erdbeſchreibung Vindobona vorkommt, ſteht es, wie jetzt Wien, an der Donau gleich unterm Kahlenberg; und ſehr viele römiſche Inſchriften und Denkmahle wurden hier nicht nur in der Stadt ſondern auch in den entfernteſten Vorſtädten ausgegraben, deren einige den Namen Vindobona tragen. Wien war alſo gewiß ſchon vor 1653 Jahren eine große Römerſtadt unter dem Namen Vindobona; von ſeinen früheren Schickſalen und ſeinem Urſprung aber haben wir keine Gewißheit, ſondern nur Wahrſcheinlichkeit. Wir werden darauf zurückkommen.

Aus der urälteſten Zeit wiſſen wir von unſerem Lande nichts, als was die heilige Schrift uns lehrt, daß nämlich alle Völker Europas einſt aus Aſien herüber gekommen ſind. Erſt 600 Jahre vor Chriſti Geburt fangen einige zerſtreute Nachrichten an. Celtogalliſche Völkerſtämme mußten wegen Uebervölkerung aus der Gegend von Lyon auswandern. Nach verſchiedenen Schickſalen kam Einer dieſer Stämme an die Donau und erbaute daſelbſt Carnuntum vor

ungefähr 2300 Jahren. Zu Petronell und Deutsch-Altenburg und selbst zu Hainburg sind noch Ueberreste dieser großen Stadt erkennbar. Unter den Römern war sie ein wichtiger, wohlbefestigter Waffenplatz, hatte einen Hafen, trieb Handel, besonders mit Bernstein. Noch einige andere Niederösterreichische Ortschaften hatten unter den Römern celtische Namen z. B. Arelape (Pechlarn), Medelicum (Melk), Gotwic (Göttweih) und andere mehr. Man darf daraus schließen, daß die Celten damals schon in geschlossenen Orten wohnten, daß sie also bereits einige Stufen der Cultur erreicht hatten; doch wissen wir von ihnen nicht viel mehr, als daß sie blaue lebhafte Augen, blondes Haar und weiße Hautfarbe hatten, groß gewachsen, stark, tapfer und kriegslustig waren, in sehr viele Stämme, gleich den schottischen Clawns, sich theilten, als freie Leute ihrem Heerführer von ganzem Herzen ergeben waren; und daß diese verschiedenen Stämme im Verlauf von 600 Jahren einander bekriegten, verdrängten, erschlugen, verjagten, bis die Römer Herren des Landes wurden.

Um in der Folge kürzer seyn zu können, wird hier vorausgeschickt, wie unter den Römern die östreichischen Erbländer begränzt und genannt waren.

Alles Land, das jenseits der Donau liegt, vom Ursprung bis hinab zum Einfluß der March, so wie alles Land, das den Römern jenseits des Rheins lag, nannten sie das große Germanien. Es war



Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

»Landleben der Reichen.«

Erster Band.

Wien 1831.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Kurze Uebersicht

des

Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Fünfter Jahrgang

1834.

Ehe der Verein seinen Plan für das Jahr 1834 vorlegt, hält er es für eine ihm obliegende Pflicht, öffentlich seine dankbare Anerkennung der kräftigen Unterstützung auszusprechen, durch die es ihm möglich geworden, das zu leisten, was bisher durch ihm geschehen ist.

Die Statuten dieses Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher sind dieselben wie voriges Jahr, und zwar in Kürze folgende: Der einfache Subscriptions-Preis für sämmtlich erscheinende oben angeführte Werke, die eine bestimmte Anzahl von 120 Druckbogen ausmachen, ist 3 fl. C. M. (20 fl. Fuß) vorhinein. Wer auf 2 Exemplare der gedachten Werke mit 6 fl. C. M. (20 fl. Fuß) subscribirt, stellt sich in die Classe der Theilnehmer. Wer endlich auf 6 Exemplare mit 18 fl. C. M. (20 fl. Fuß) subscribirt, wird Mitglied des Vereines, und erhält auch die erscheinenden Werke in sechsfacher Anzahl.

Subscription auf diesen Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher wird angenommen in Wien: in der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung, Singerstraße Nr. 896, dem deutschen Hause gegenüber, so wie in den Hochwürdigsten Erzbischöflichen und Bischöflichen Consistorien zu St. Pölten, Linz, Salzburg, Seckau, Leoben, Prag, Leitmeritz, Königgrätz, Budweis, Ollmutz, Brünn, Lemberg, Przemysl, Tarnow, Laibach, Gurk, Görz, Brixen, Trient, Gran, Erlau, Colocza, Syrmien, Kaschau, Fünfkirchen, Großwardein, Neusohl, Neutra, Raab, Rosenau, Stein am Anger, Stuhlweissenburg, Veszprim, Waitzen, Zips u. a., welche Hochwürdigen Consistorien auch die Mühewaltung des Vertheilens der Bücher an die Subscribenten gütigst übernommen haben. Auch kann man in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes subscribiren.

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

„Landleben der Reichen.“

Erster Band.

Wien, 1834.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

F32979

DB 847
E29
W

Vorerinnerung.

er Verfaſſer bittet die Leſer, hier weder eine
hreibung des heutigen Wien, noch eine
liche Geſchichte zu erwarten, ſondern nur ei-
rzählung von Begebenheiten, kurz und deut-
vorgetragen. Dieſe Erzählung übergeht wiſ-
ich nichts Wichtiges, und nimmt nichts auf,
was hiſtoriſch wahr, oder doch höchſt wahr-
nlich iſt; ſie macht aber auch keinen höheren
ruch, als ein gefälliges Leſebuch für alle
nde zu ſeyn; beſonders für Leute von vorge-
em Alter, welche nicht Zeit oder nicht Luſt

haben, weitläufige Werke zu leſen, und doch das Merkwürdigſte über Wien und ſeine Landesfürſten von der älteſten Zeit an beiſammen zu finden wünſchen.

Wien unter den Römern.

)enn man von dem Spinnenkreuze auf der Hö-
)es nahen Wienerberges die weit ausgedehnte
ıfermaſſe der Stadt überblickt, fällt vor allem
Stephanskirche auf, die in der Mitte ſich erhebt,
wäre ſie auf einem eigenen Hügel erbaut; deren
h andere Thürme überragt, und deren Thurm
weit darüber hinaus zu den Wolken aufſtrebt.
majeſtätiſches Denkmal des hohen Sinnes unſe-
Vorfahren im Mittelalter. Eben ſind es 400
re, daß dieſer Thurm fertig geworden, und bald
Jahre, daß man die Stephanskirche angefangen
auen. Vor mehr als 900 Jahren ſtellten fromme
iffleute eine Capelle auf den Hügel, der ihnen
ı Herabfahren auf der Donau ſchon von weitem
ie Augen fiel; im Mittelalter entſtand aus dieſer
elle die Kirche Maria Stiegen mit dem ſeltſamen
treichen Thurm. Vor mehr als 1000 Jahren ſtand
ı eine Pfarrkirche auf dem Petersplatz. Noch um
Jahre älter iſt das Ruprechtskirchlein; wenig-
ɜ der linke Theil davon. Wo jetzt das Lazareth
er Währingergaſſe ſteht, baute vor 1380 Jah-
der heilige Severin das erſte Kloſter und eine
he dabei. Im Jahre 180 nach Chriſti Geburt
) Kaiſer Marcus Aurelius zu Vindobona in Pan-

nonien. Es muß eine bedeutende Stadt gewesen seyn, in welcher dieser große Kaiser lebte, Gelübdesteine und Siegesdenkmahle setzte, (welche vor langer Zeit auf dem hohen Markt und zu St. Ulrich ausgegraben worden) wo er nicht etwann nach einer Schlacht an Wunden verblutete, sondern im gewohnten Aufenthalt an einer Krankheit starb. Daß Wien auf derselben Stelle steht, wo einst Vindobona gestanden, unterliegt keinem Zweifel. Wo in den Ueberresten römischer Erdbeschreibung Vindobona vorkommt, steht es, wie jetzt Wien, an der Donau gleich unterm Kahlenberg; und sehr viele römische Inschriften und Denkmahle wurden hier nicht nur in der Stadt sondern auch in den entferntesten Vorstädten ausgegraben, deren einige den Namen Vindobona tragen. Wien war also gewiß schon vor 1653 Jahren eine große Römerstadt unter dem Namen Vindobona; von seinen früheren Schicksalen und seinem Ursprung aber haben wir keine Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit. Wir werden darauf zurückkommen.

Aus der urältesten Zeit wissen wir von unserem Lande nichts, als was die heilige Schrift uns lehrt, daß nämlich alle Völker Europas einst aus Asien herüber gekommen sind. Erst 600 Jahre vor Christi Geburt fangen einige zerstreute Nachrichten an. Celtogallische Völkerstämme mußten wegen Uebervölkerung aus der Gegend von Lyon auswandern. Nach verschiedenen Schicksalen kam Einer dieser Stämme an die Donau und erbaute daselbst Carnuntum vor

ungefähr 2300 Jahren. Zu Petronell und Deutsch-Altenburg und selbst zu Hainburg sind noch Ueberreste dieser großen Stadt erkennbar. Unter den Römern war sie ein wichtiger, wohlbefestigter Waffenplatz, hatte einen Hafen, trieb Handel, besonders mit Bernstein. Noch einige andere Niederösterreichische Ortschaften hatten unter den Römern celtische Namen z. B. Arelape (Pechlarn), Medelicum (Melk), Gotwic (Göttweih) und andere mehr. Man darf daraus schließen, daß die Celten damals schon in geschlossenen Orten wohnten, daß sie also bereits einige Stufen der Cultur erreicht hatten; doch wissen wir von ihnen nicht viel mehr, als daß sie blaue lebhafte Augen, blondes Haar und weiße Hautfarbe hatten, groß gewachsen, stark, tapfer und kriegslustig waren, in sehr viele Stämme, gleich den schottischen Clawns, sich theilten, als freie Leute ihrem Heerführer von ganzem Herzen ergeben waren; und daß diese verschiedenen Stämme im Verlauf von 600 Jahren einander bekriegten, verdrängten, erschlugen, verjagten, bis die Römer Herren des Landes wurden.

Um in der Folge kürzer seyn zu können, wird hier vorausgeschickt, wie unter den Römern die östreichischen Erbländer begränzt und genannt waren.

Alles Land, das jenseits der Donau liegt, vom Ursprung bis hinab zum Einfluß der March, so wie alles Land, das den Römern jenseits des Rheins lag, nannten sie das große Germanien. Es war

ebenfalls von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, die nicht ganz mit Unrecht Barbaren hießen.

In dem heutigen Oberösterreich, Steier, Kärnthen, Krain, Tirol und Salzburg wohnten celtische Völkerstämme, von den Römern **Alpenvölker** genannt. Vindobona aber lag in **Pannonien**, welches ein sehr weit ausgedehntes Land war. Seine Gränze lief vom Leopoldsberg, wo er an die Donau stößt, längst dem Gebirge fort über den Schneeberg, durch Steier bis an die Sau in Krain, dann längst der Sau hinab bis zu ihrem Einfluß in die Donau, und wieder an der Donau herauf bis zum Leopoldsberg. Pannonien begriff also einen Theil von Oesterreich, Steier und Krain, ganz Slavonien und Syrmien, und von Ungarn Alles, was dießseits der Donau, das ist auf ihrem rechten Ufer liegt. Die Gebirgskette zwischen dem Leopoldsberg und dem Schneeberg ward von den Römern das celtische oder comagenische Gebirg, später aber, im Mittelalter das **Kahlengebirg** genannt. Jenseits dieses Gebirges lag **Norikum**, welches sich an der Donau hinauf bis an den Inn, und südlich in die Krainerischen Gebirge erstreckte. Jenseits der Sau lag **Illyrien**, jenseits der Donau bis zur March herauf **Dacien**, von der March aufwärts das Land der **Markomannen**, **Quaden** und **Bojer**. Von dem heutigen Lande Oesterreich unter der Enns lag also das Viertel **Unter-Manhardsberg** in den erstgenannten beiden Ländern, das Viertel Ober-Manhardsberg in Bojoheim, das Viertel **Ober-Wienerwald** im

Norikum, und nur das Viertel Unter-Wienerwald in Pannonien.

Pannonien und die oben erwähnten Alpenvölker waren zu Anfang der Regierung des Kaisers Augustus noch nicht unter der Bothmäßigkeit der Römer, vielmehr machten sie öftere verheerende Einfälle in das römische Gebiet. Es hatte daher schon Julius Cäsar den Staatsgrundsatz aufgestellt, die Alpenvölker müßten unterjocht, und die Gränzen des Reichs bis an den Rhein und an die Donau erweitert werden; allein er wurde ermordet, ehe er ihn ausführte. Augustus hatte zu Hause genug zu thun, um den kaiserlichen Thron zu gründen, und sich darauf zu erhalten. Er war alt geworden, und wollte nicht mehr den früher erworbenen Kriegsruhm gegen Völker auf das Spiel setzen, deren Tapferkeit er bei ihren wiederholten Einfällen hinlänglich kennen gelernt hatte. Er übertrug sonach das Unternehmen seinen beiden Stiefsöhnen Drusus und Tiberius. Mit zahlreichen Kriegsheeren schickte er sie an den Rhein und an die Donau.

Die Tapferkeit der Alpenvölker mußte der Kriegskunst und der Uebermacht der Römer weichen. Drusus und Tiberius vereinigt drangen durch. Drusus setzte über den Rhein, über die Weser, kam bis an die Elbe; ein frühzeitiger Tod hemmte den Lauf seiner Siege, von welchen er den Beinamen Germanicus hatte. Tiberius zog an der Donau herab, über-

wältigte Pannonien in ſeinem ganzen großen Umfang.

Die Römer eilten jederzeit ihre Gränzflüſſe zu befeſtigen; zu dieſem Ende erbauten ſie alle 1000 Schritte gemauerte Verſchanzungen oder auch Thürme, und auf nahen Anhöhen Caſtelle und feſte Lager mit Graben und Palliſaden; ſie verſahen alle dieſe Plätze verhältnißmäßig mit Beſatzungen. Druſus hat über 50 Caſtelle am Rhein angelegt; in welchen acht Legionen ſtationirt waren. Dieſe Caſtelle waren nach der Ortslage verſchieden, meiſtens nur Thürme, mit einer halben oder ganzen Centurie (100 Mann) beſetzt. Aus manchen dieſer Thürme wurden im Mittelalter deutſche Ritterburgen. Für eine Cohorte (1000 Mann) wurde ein feſtes Lager, eine Citadelle angelegt; und dieſe Cohorten hatten, wie unſere Grenadiere-Bataillons Namen von ihren Commandanten. Die Legionen hingegen (10,000 Mann) hatten Nummern, oft mit einem Beinamen, z. B. die ſiegreiche, die tapfere, die blitzende. Hier und da in großen Zwiſchenräumen wurden ganze Legionen ſtationirt. Wo möglich wählten die Römer dazu ſchon beſtehende Ortſchaften, und wo die Ortslage es nothwendig machte, eine Legion auf unbewohnte oder wenig bewohnte Stellen zu ſtationiren, führten ſie Colonien hin, oder nahmen freiwillige Anſiedler auf, um die Subſiſtenz der Mannſchaft zu ſichern. Immer aber war das Lager durch ſeine Befeſtigung von den übrigen Einwohnern geſchieden.

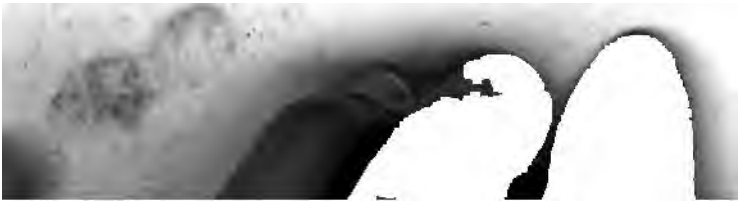
Von den Befeſtigungen an der Donau, welche

Tiberius in Oeſterreich angelegt: wiſſen wir Lentia (Linz), Laureacum (Lorch bei Enns), Arelape (Pechlarn), Arriana (Mautern), Comagenä (Tuln), Cetii Murus (Zeiſelmauer), Aſturis (Greifenſtein), Vindobona (Wien), Carnuntum (Petronell, Deutſch-Altenburg, Hainburg). Außer dieſen größern Befeſtigungen muß Tiberius noch eine große Zahl von Thürmen erbaut haben; bei Schwechat, Ebersdorf, Fiſchament, welche unter den Namen Villa Gaji, Ala nova und Aequinoctium vorkommen, findet man Spuren römiſcher Befeſtigungen. Drei Flotten ruderten die Donau auf und nieder, um jede Bewegung der Barbaren am jenſeitigen Ufer zu beobachten. Ihre Standorte waren Laureacum, Comagenä, und Carnuntum. In der Folge wurde der Standort der Flotte von Carnunt nach Vindobona überſetzt.

Zwanzig Jahre ungefähr nachdem Tiberius die erſten römiſchen Waffen in unſere Gegend getragen, kam er wieder. Marbod ein Markomanne, ein gewaltiger Heerführer, der den Krieg in Rom gelernt, hatte ſich ſchnell mehrere benachbarte Völker unterworfen, und erſchien dadurch den Römern gefährlich. Tiberius eilte, ihn anzugreifen; er verſammelte ſein Heer bei Carnunt, dem nächſten Orte, (wie der römiſche Geſchichtſchreiber ausdrücklich ſagt) an der Gränze von Norikum. Ein Beweis, daß noch damals von Petronell bis an das Kahlengebirg, außer den zerſtreuten kleinen römiſchen Beſatzungen, keine Ortſchaft geſtanden. Als Tiberius ſich anſchick-

te, über die Donau zu gehen, da zeigte ſich, wie weit umfaſſend und wohlbedacht Marbods Unternehmen geweſen. Die Pannonier ſtanden zu hunderttauſenden im Rücken des Tiberius auf; er war in der gefährlichſten Lage. Allein nicht nur an Kriegskunſt und an Schutz- und Trutzwaffen waren die Römer dieſen Völkern überlegen, ſondern mehr noch in der Kunſt der Unterhandlung. Sie ſäeten Zwietracht unter ihre Feinde, verſtanden ihre Leidenſchaften zu benutzen, gewannen einen Heerführer durch Geſchenke, den andern durch Ehrenbezeugung, einen dritten durch Verſprechungen, trennten die übrigen durch Liſt oder Gewalt, und ſchlugen ſie einzeln. So traten ſie nach mehrjährigem Kriege als Sieger auch aus dieſen Verhältniſſen hervor; die Tiberius für ſo drohend anſah, daß er dem Jupiter einen (bei Wien ausgegrabenen) Gelübde-Stein (ex voto) ſetzte; was die Römer nur in äußerſten Gefahren thaten.

Wenige Tage, nachdem er triumphirend in Rom eingezogen war, traf die Schreckensbothſchaft ein, daß Hermann der Cheruskerfürſt (im Jahr 9 nach Chriſti Geburt) die ganze römiſche Armee im großen Germanien vertilgt habe. Wie viel wäre in der Welt anders geworden, hätten Marbod und Hermann, dieſe zwei außerordentlichen Männer einträchtig gehandelt; allein Zwietracht war von jeher das Erb-Uebel der Deutſchen. Marbod flüchtete zu den Römern; an Hermann wurde ein Verwandter zum Meuchelmörder.



Die Römer, welche Pannonien als ein erobertes Land behandelt hatten, machten es nun nach ihrem zweiten, vollständigeren Siege, und nachdem sie die verschiedenen Völkerstämme, die es bewohnten, genauer kennen gelernt, zu einer römischen Provinz; Tiberius ward ihr Proconsul. Sie richteten sich bei solchen Umstaltungen nach dem Benehmen und dem Naturell der Einwohner. Wilde und unbändige Völkerstämme zertheilten und übersetzten sie in kleinen Abtheilungen in von einander entfernte Provinzen; verkauften sie wohl auch als Sclaven, oder verschenkten sie als solche an ihre Soldaten. An ihre Stelle übersetzten sie Colonien aus anderen Provinzen, oder gaben Landstriche an freiwillige Ansiedler. Gelehrige und lenksame Völker ließen sie bleiben, und nach eigenen Satzungen und Herkommen, jedoch unter römischer Obergewalt, leben. Dergleichen Wohnplätze nannten sie Municipien. Immer aber legten sie an den wichtigsten Positionen militärische Colonien an, indem sie ausgezeichneten Legionen des siegenden Heeres Ländereien und Sclaven als Belohnung gaben.

Durch die wildesten Gegenden über Berge, Sümpfe und Ströme bauten sie breite und feste Straßen und Brücken, deren Ueberreste hier und da man noch bewundert. Damit beförderten sie Colonisirung, Handel und Ackerbau. Sie sorgten für Emporkommen von Städten, was überall die Cultur befördert. Mit ihren Colonien und Besatzungen brachten sie auch ihre Sprache, ihre Sitten, Bedürfnisse,

Künste und Kenntniſſe in die eroberten Provinzen; und ſo wurden die Einwohner der Municipien allmälig Römer.

Wenn man Alles anführen wollte, was über den Urſprung Wiens vermuthet und erdichtet worden, ſo könnte man einen ſtärkeren Band damit allein anfüllen als der gegenwärtige iſt. Die verſchiedenen Namen, unter welchen es vorkommt, Vindobona, Vindomina, Viliobona, Juliobona, Fabiana, Fabianis, Wienne, Wien, vermehren die Schwierigkeit bei dieſer Frage. Man hat es ſich wohl auch bequem gemacht, hat die 1140 erſten Jahre überſprungen, und Wien erſt unter Heinrich Jaſomirgott entſtehen laſſen. Gibt es nun gleich über Urſprung und Namen keine volle Gewißheit, ſo iſt es doch der Mühe werth, darüber vorzutragen, was hohe Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

Als Tiberius im Jahr 6 nach Chriſti Geburt das zweite Mal an die Donau kam, um den Krieg gegen Marbod zu beginnen, verſammelte er, wie Vellejus ausdrücklich ſagt, ſein Heer zu Carnunt, dem nächſten Orte am Kahlenberg. Wir haben alſo einen ſichern negativen Anhaltspunct; nämlich daß Wien im Jahr 6 noch kein bewohnter Ort war. Zweifeln dürfen wir aber dabei nicht, daß Tiberius ſchon, als er das erſte Mal ſiegend in unſere Gegend gelangte, den nun eroberten Gränzfluß mit Befeſtigungen alle 1000 Schritte geſchützt haben wird. Wegen der Nähe des großen Carnunt hat er wahrſcheinlich hier zuerſt nur einen Thurm oder eine klei-

ne Befestigung gebaut. Dergleichen kleine Militärstationen konnten nicht zu den bewohnten Orten gezählt werden, doch ist glaubwürdig, daß schon 14 Jahr ungefähr vor Christi Geburt römische Gebäude und römische Besatzung hier bestanden haben. Als es sich nun aber um einen Krieg jenseits der Donau handelte, konnte dem geübten Feldherrnauge die Anhöhe, welche heutzutage von den Kirchen Maria Stiege und St. Ruprecht begränzt wird, an deren Fuße damals der Hauptstrom der Donau floß, und die das flache Land weit hinaus beherrscht, nicht entgangen seyn. Ehe er im Jahr 7 nach Rom zurückkehrte, mußte Tiberius hier ein größeres Standlager für eine Cohorte angelegt haben. Ausgegrabene Denksteine sagen uns, daß die Fabianische Cohorte hier gelegen, und erwähnen noch keiner Legion; es war also hier das Fabianische Lager, in der Sprache der Römer Fabiana castra. So wie wir wohl z. B. schreiben: »Deutschmeister hat sich in der Schlacht ausgezeichnet,« ohne das Wort Regiment beizusetzen, so ließen auch die Römer bei Bezeichnung ihrer Standlager das Wort castra weg, und Fabiana, Arriana (Mautern), Patava (Passau), Quintana (Kunzingen) bezeichnen die Standlager der Cohorten des Fabius, Arrius, Patavus, Quintus. Um auch den öfters vorkommenden Namen Fabianis zu erklären, darf man sich nur erinnern, daß im Latein: »Fabianis castris« im Fabianischen Lager heißt.

Das Dasein einer ganzen Cohorte machte schon eine kleine Colonie oder mehrere Ansiedler nothwen-

dig, welche ihren Wohnplatz neben dem Lager hatten, und Ackerbau, so wie verschiedene Gewerbe trieben. Wie diese Wohnplätze sich so vermehrt, daß sie endlich eine große Stadt bildeten, wie das Lager der Cohorte sich allmälig so vergrößert, daß Legionen, namentlich die X. XIII. XIV. XV. XXX., (wahrscheinlich wohl nicht alle zu gleicher Zeit) hier lagen, das läßt sich, wenn gleich geschichtliche Nachrichten mangeln, doch in folgender Betrachtung denken. Erst im Jahr 180, also 173 Jahre nach der Erbauung des Fabianischen Standlagers wird der Stadt Vindobona erwähnt; der Andrang der germanischen Völker forderte in dieser Zwischenzeit Vermehrung der Gränzvertheidigung, die Ortslage war vortrefflich zu einem großen Waffenplatz; die Vermehrung der Garnison, machte Vermehrung der Colonisten nothwendig; die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum an Wäldern auf den nahen Bergen zog Ansiedler herbei; von Jahr zu Jahr mußte die Bevölkerung steigen. Marcus Aurelius selbst hat wahrscheinlich sehr viel zu Vergrößerung und Verschönerung Vindobonas beigetragen; er war ein großer Freund der Städte, und lebte die letzten drei Jahre vor seinem Tode in dieser schönen Gegend.

Was den Ursprung des Namens **Vindobona** betrifft, läßt sich nichts anders mit Grund annehmen, als daß die Mehrzahl der Einwohner aus **Vinden** bestand, einem weit verbreiteten celtischen Volksstamm; nicht zu verwechseln mit den später gekommenen **Wenden**, einem slavischen Volksstamm,

der noch in Inneröſtreich wohnt. Die letzte Sylbe »bona« kommt auch bei Ratisbona (Regensburg) vor, und drei Völkernamen beim Tacitus haben eine ähnliche Endſylbe; ſie hatte vielleicht im Celtiſchen dieſelbe Bedeutung mit dem deutſchen Wohnen.

Der ſich aufdringende Zweifel, warum denn der Namen Fabianis nicht früher als Vindobona, ſondern erſt ſpäter in der Geſchichte vorkommt, löſt ſich damit, daß Wien in früheren Zeiten, wo es nur noch ein Lager war, gar nicht, ſondern erſt im Jahre 180 von den Geſchichtſchreibern zum erſten Mal erwähnt wird. Da war es ſchon eine Stadt, und viel größer, als das von ihr auf drei Seiten umgebene Lager, trug alſo den Namen der Stadt. Nachdem aber Vindobona von barbariſchen Völkern verheert und zerſtört worden, und nur das mit Mauern, Thürmen und Graben befeſtigte Lager, worin die Beſatzung den Barbaren widerſtanden hatte, übrig blieb, wurde es wieder bei ſeinem urſprünglichen Namen Fabiana, öfter Fabianis genannt.

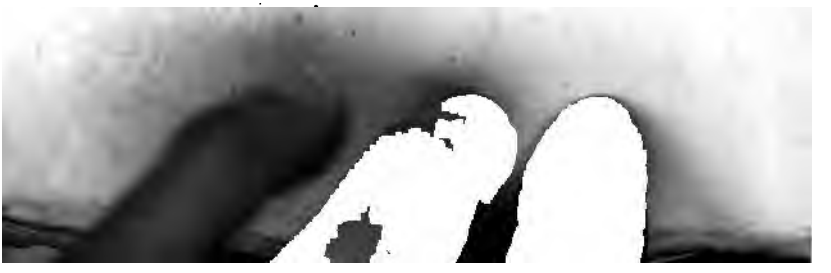
Da ganze Legionen hier gelegen, müſſen wir das Standlager groß denken, ungefähr mit folgender Begränzung: von der Anhöhe, wo Maria Stiegen ſteht, herüber nach St. Ruprecht, von da durch den Dreifaltigkeitshof, Lazenhof, oberen Theil des Fiſchhofs, untern Theil des Hohenmarkts, längſt dem Bauernmarkt auf den Trattnerhof, von da rechts aufwärts, längſt der Naglergaſſe, dann hinüber auf den Hof zum bürgerlichen Zeughaus, und an der hohen Brücke wieder nach Maria Stiegen. Alles

Uebrige der heutigen Stadt und großentheils auch der Vorstädte war Vindobona. Was für außerordentliche gewaltsame Veränderungen in der Oberfläche dieser Stadt vor sich gegangen sein mögen, davon haben wir ganz neuerlich ein Merkmahl. Als man 1829 das Schottenkloster von Grund aus neu baute, fand man einen großen, steinernen römischen Sarg in einer Tiefe von mehreren Klaftern.

Der Namen Juliobona ist wohl nur eine Schmeichelei für die ersten Kaiser, die zur Familie der Julier gehörten. Viliobona, Vindomina, Vindomona sind Schreibfehler griechischer und gothischer Schriftsteller.

Genug vom Ursprung Wiens und seiner ersten Namen, und seiner ältesten Gestalt. Der Namen **Wien** kommt erst 850 Jahre später vor.

Im Jahr 169 nach Christi Geburt verbanden sich sechzehn Stämme des großen Germaniens (von den Römern nicht mit Unrecht **Barbaren** genannt) und tobten gerade durch Pannonien auf Italien los; **Vindobona** mag dabei zum ersten Mal vom Feinde Schaden gelitten haben. Bis vor die Mauern von Aquileja warf die Ueberzahl und Wildheit der Verbündeten jeden Widerstand nieder. Selbst der große **Marcus Aurelius** ward durch den gewaltigen Angriff erschüttert; Kunstschätze, Gold und Silber des Pallastes, selbst die Juwelen der Kaiserinn ließ er öffentlich versteigern, um die Kriegsrüstung zu bestreiten; mit Sclaven, Gladiatoren und Räubern verstärkte er das Heer. Nun brach er auf, und wo



er die Barbaren fand, ſchlug er ſie. Da er aber nicht überall ſein konnte, währte es fünf Jahre, ehe ſie ganz wieder über die Donau zurück gedrängt wurden. Er ſetzte über den Fluß und verfolgte ſie in ihrem eigenen Lande. Dort verlockten ſie ihn in eine wüſte Gegend, wo kein Waſſer zu finden war; die vor Durſt kraft- und muthloſen Römer wurden mit Uebermacht angegriffen, und ſchienen verloren. Allein plötzlich umwölkte ſich der Himmel, Regen fiel in reichen Strömen auf die Römer; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag erſchreckte die Feinde und ſchmetterte ſie nieder; ſie erlitten eine gänzliche Niederlage im Jahre 174. Marcus Aurelius in ſeinem Briefe an den Senat ſchreibt den wunderbaren Sieg in der höchſten Noth dem Gebete der XII. Legion zu, welche ganz aus Chriſten beſtand. Die Feinde aller Wunder bezweifeln die Echtheit dieſes noch vorhandenen Briefes; das aber läßt ſich nicht bezweifeln, daß die XII. Legion von jener Wunderſchlacht den Beinamen Fulminatrix erhielt, welcher eben Blitz und Schlag zugleich andeutet.

Septimius Severus, der (193) in Carnunt von den Legionen zum Kaiſer ausgerufen wurde, berühmt von ſeiner Sorgfalt für Brücken und Straßen, muß ſich auch um Wien verdient gemacht haben, da zwei ihm geweihte Gedächtnißſteine hier gefunden wurden.

Nun ſchweigt die Geſchichte von Pannonien bis zu der unglücklichen Schlacht des Kaiſers Decius gegen die nach Dacien vorgedrungenen Gothen. Er

verlor sein Heer und sein Leben 249, und die Gothen verwüsteten Pannonien von einem Ende zum andern; eine verheerende Pest gesellte sich dazu. Viel muß Vindobona da gelitten haben, manche Trümmer schon damals unter die Erde gekommen, vielleicht die ganze Bevölkerung, die sich nicht in das mit Mauer und Graben umschlossene Lager retten konnte, zu Grunde gegangen sein.

Gallienus, ein zierlicher Redner und Dichter, ein vortrefflicher Gärtner und Koch, aber ein unwürdiger Kaiser, verliebte sich in des Markomannen Königs Attalus Tochter, und trat dafür dem Vater ein Stück von Pannonien, worin Vindobona und Carnunt, ab. Sie hieß **Pipa** oder **Pipara**, ein Namen, der ihm gar nicht gefiel; er nannte sie **Cornelia Salonina**. Ihre außerordentliche Schönheit fesselte den sonst Unbeständigen bis zu seinem Tode. Ihr blondes Haar ward Mode in Rom. So bekam Wien um einer schönen Frau willen einen **Markomannen** zum Landesfürsten. Viele dieses Volkes kamen nun über die Donau herüber, und wollten nicht mehr vom römischen Boden weichen, bis Kaiser **Aurelian** im Jahr 277 sie zurückschlug und die Donaugränze wieder herstellte.

Kaiser **Probus** ließ um das Jahr 284 durch seine Soldaten **Reben in Pannonien** pflanzen, war ein eifriger Hersteller der Straßen, Brücken und öffentlichen Gebäude; und wagte den gefährlichen Schritt, flüchtige oder gefangene Barbaren in den durch eingerissene Sittenlosigkeit, durch Verfall

des Ackerbaues, durch zunehmende Seltenheit der Ehe, und durch feindliche Einfälle geschwächten Provinzen anzusiedeln; um kräftige Soldaten zur Vertheidigung der Gränze zu haben.

Diocletian, der letzte Christenverfolger, der Sohn eines Sclaven in Dalmatien, übrigens in langer Regierung ein kluger und tapferer Herrscher, schlug die Markomannen, und versetzte, im Geiste des Probus, das ganze Volk auf römischen Boden; wodurch die Quaden Nachbarn Vindobona's wurden.

Diocletian bei allem seinen großen Herrschergeist erkannte doch die Unmöglichkeit, das ungeheure Reich gegen die von allen Seiten sich vermehrenden Anfälle der Barbaren allein zu vertheidigen; er erwählte sich einen Mitregenten. Beide wählten in der Folge Cäsarn, welche in angewiesenen Theilen des Reiches unabhängig herrschten. Es waren endlich Sechs, welche unter dem Titel Augustus oder Cäsar die oberste Gewalt ausübten; darunter auch Constantin, der sich in der Folge den Namen der Große erworben. Vindobona traf das Unglück zu dem Theile des Reiches zu gehören, der vom Cäsar Galerius beherrscht wurde, dem vorzüglichen Anstifter der grausamsten Christenverfolgung, Constantins entschiedensten Feinde. Die sechs Herrscher wurden uneins, und als die Römer sich so bestimmt für Constantin aussprachen, daß sie ihm Bildsäulen setzten, bekämpften ihn die übrigen Theilnehmer der Macht.

Während einer Schlacht 311 erblickte Constantin ein glänzendes Kreuz am Firmament, und vom

Himmel kam ihm der Gedanke, er werde ſiegen unter Chriſti Kreuz. Er bekannte ſich öffentlich zu dem Glauben an Chriſtus, ließ das Kreuz auf Schild und Fahnen ſetzen; und der Sieg wich nicht mehr von dieſen Fahnen. Seine Nebenbuhler fielen in Schlachten, oder wurden ſonſt dem Tod zum Raube; 323 war er Alleinherrſcher des ganzen römiſchen Reiches, alſo auch der Fürſt unſeres Landes. Er erbaute den Chriſten Kirchen, zerſtörte die heidniſchen Tempel, verlegte den Sitz des Reiches von Rom nach Conſtantinopel, und ſtarb in ſeinem 64. Jahr, am 22. Mai 337. Er theilte das Reich bei ſeinem Tode unter ſeine drei Söhne, Conſtantin, Conſtantius und Conſtans. Bald ward aber Conſtantius durch den Tod der Brüder Alleinherr.

Conſtantin, eben auch weil er ſah, wie ſehr die Heere vermindert, das Land entvölkert, manche Gegenden zur Einöde gemacht waren, hatte vollends die **Vandalen**, ein überaus rohes Volk, in Oberpannonien aufgenommen, worin nach Diocletians Eintheilung Vindobona lag. Dieſe Nachbarſchaft von einer Seite, die Quaden von der anderen, die mächtig herauf drängenden Weſtgothen von der dritten drohten der ſchon früher ſehr zurückgekommenen Stadt eine böſe Zukunft.

So lange **Conſtantin** lebte, hielt ſeine Klugheit und Tapferkeit die Barbaren noch einigermaßen in Schranken; es entging ihnen aber nicht, daß das ohnehin geſchwächt geweſene Heer noch viele Tapfere verloren, ehe Conſtantin ſeine fünf Mitre-

genten in zwölfjährigem Kriege überwunden und sich zum Alleinherrn gemacht hatte. Sie bemerkten gar wohl, daß man ihrer bedurfte, um öde gewordene Gegenden zu bevölkern, und das Heer zu verstärken; und daß auf Constantius, der nur nach manchem Kampf mit seinen Brüdern allein übrig blieb, der Geist des verstorbenen Vaters nicht ruhte. Sie brachen kühn auf allen Seiten in das römische Gebiet ein, und bei dieser Gelegenheit ward Pannonien von den Quaden und Sarmaten grauenvoll verwüstet.

Julian, der letzte aus der Familie Constantins des Großen, ward abtrünnig vom Christenthum und empörte sich gegen Constantius; dieser fiel auf dem Zuge gegen ihn 361, jener 2 Jahre später in einer Schlacht gegen die Perser. Jovian starb nach wenig Wochen, und die Herrschaft über das Abendland gelangte wieder einmal an einen Mann von Kraft und Entschlossenheit, an Valentinian, einen gebornen Pannonier. Besondere Aufmerksamkeit verwendete er auf die Gränzbefestigung an der Donau von Krms bis Ofen, damals Aquincum genannt. Er schon erkannte die Wichtigkeit von Commorn (Commercium) und legte 365 den ersten Grundstein zu Erbauung einer Burg daselbst. Als erfahrner Feldherr ordnete er auch die Herstellung fester Puncte auf dem linken Ufer in dem Lande der Quaden an. Unglücklicherweise aber vertraute er dieses Geschäft dem Marcellian, einem verderbten Römer, der Hinterlist kriegerischen Anstalten vorzog. Die Qua-

den proteſtirten gegen alles Bauen auf ihrem Boden; Marcellian lud ihren König Gabin ein, die Frage bei einem freundſchaftlichen Mahle zu beſprechen. Gabin kam treuherzig, und ward nach einem verſchwenderiſchen Gaſtmahl plötzlich überfallen und ermordet. Die Quaden, durch ſolche Miſſethat empört, brachen mit benachbarten Stämmen über die Donau; verheerten das Land, verſtümmelten oder tödteten die Einwohner, und ſchleppten, was ſie nicht erſchlugen, mit ſich fort. Beinahe wäre die dem Cäſar Gratian, älteſten Sohne des Kaiſers, beſtimmte Braut mit fortgeſchleppt worden, ſo wenig hatte Marcellian auf Gegenwehr gegen die zu erwartende Blutrache ſeines Meuchelmordes] fürgedacht. Das begab ſich im Jahre 373.

Valentinian, als er die böſe Botſchaft zu Trier vernahm, eilte nach Carnunt, er fand es verlaſſen, verwüſtet und ausgeödet. Vindobona wird bei dieſer Gelegenheit nicht genannt; es hat ohne Zweifel dasſelbe Schickſal gehabt. Denn nachdem er wieder mit Feuer und Schwert wüthende Rache an den Quaden genommen, zwang ihn der Winter über die Donau zurück zu kehren. Er ſuchte Winterquartiere, — ſagen die Geſchichtſchreiber — aber Alles lag verwüſtet da, außer Sabaria, (Stein am Anger) wiewohl auch dieſes ſehr herabgekommen war.

Es kam nun eine fürchterliche Zeit, in der man lange nichts von Vindobona oder Fabiana vernimmt. Der heilige Kirchenvater Hieronymus ſchreibt in dieſer Zeit: »Seit zwanzig Jahren wimmeln die pan-

nonischen Provinzen von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen, die diese Länder plündern, verheeren, und Alles mit sich fortschleppen.« Abwärts bis nach Griechenland ging es eben so; am Rhein, in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien noch ärger.« Verhungernde Mütter — schreibt der heilige Ambrosius — nährten sich von dem Fleisch ihrer Kinder, wilde Thiere, an den Fraß der Leichname gewohnt, kamen ohne Scheu in die wehrlosen Städte.«

Noch einmal gelang es Theodosius dem Großen, in Europa Frieden und die alten Reichsgränzen herzustellen. Allein nur durch Bündnisse mit Barbaren, worunter die erschrecklichen Hunnen, konnte er siegen; und das Uebel ward dadurch in der Folge ärger. Er theilte das Reich zwischen seinen beiden Söhnen; dem ältern, Arkadius, fiel Constantinopel zu mit Thrazien und den asiatischen Provinzen; dem jüngern, Honorius, Europa und das nördliche Afrika. Theodosius I. war der Letzte, des Namens würdige, römische Kaiser, unter seinen Nachfolgern sank das römische Reich in Europa schnell und unaufhaltsam seinem Untergang entgegen.

Alarich, der Westgothen König, brach im Winter 400 aus Mösien auf, überstieg die julischen Alpen, die Kärnthen von Italien trennen, und eroberte Rom fast ohne Widerstand; entthronte den Honorius, ernannte einen unbedeutenden Menschen Attalus zum Kaiser, und ließ sich bei Tisch von ihm bedienen. So schnell, so ganz, so tief konnte eine

Herrlichkeit, vor der die Welt gezittert hatte, versinken.

Alarich starb ohne Nachkommen, die Westgothen besetzten Gallien, die Franken unter Pharamund die Niederlande, die Burgundier den obern Rhein. Alle diese Völker, Besieger der Römer, wurden ihre Bundesgenossen genannt. Zwei Menschen lebten zu gleicher Zeit, deren jeder allein schon Unglücks genug gewesen wäre: Attila, der Hunnenkönig, die Geißel Gottes genannt, und Genserich der König der Vandalen, grausamer noch und ohne alle guten Eigenschaften. Die Hunnen, wie Schriftsteller sich ausdrücken, mehr Vieh als Menschen, wälzten sich, siebenmal hundert tausend an der Zahl, von den Gränzen China's heran, und hatten jetzt im tiefen Ungarn an der Theiß ein bleibendes Lager aufgeschlagen; sich hölzerne Wohnungen errichtet. Genserich war mit seinen Vandalen und Sueven aus Andalusien nach Afrika übergeschifft, und hatte den Römern den größten Theil ihrer dortigen Besitzungen entrissen. Um den Rest leichter zu nehmen und seines neuen Reiches sicherer zu sein, schickte er Botschaft an Attila, jetzt sei es Zeit, die Römer anzugreifen, wenn er Herr von Europa sein wolle.

Attila zog aus; seine häßlichen schmutzigen Hunnen, die Ostgothen, die Gepiden und ein unzähliger Schwarm anderer Barbaren mit ihm. Wo er hinkam, war geflüchtet, was flüchten konnte; wo er gewesen war, blieb Graus und Verwüstung

durch viele Jahre. In den catalaunischen Feldern (bei Chalons) traf er auch Aetius, den letzten römischen Feldherrn. Wenige Römer nur fochten unter diesem; sie waren so weichlich geworden, daß sie sich die Daumen abschnitten, um sich zum Kriegsdienst untauglich zu machen. Aus Bundsgenossen fast nur, aus Westgothen, Franken, Alanen bestand das Römerheer. Ein ungeheures-Blutvergießen dauerte vom Morgen bis in die Nacht. Attila mußte weichen. Zum ersten Mal geschlagen, zog er, von Aetius, der seinen Bundesgenossen nicht weiter trauen wollte, unangefochten, so schnell zurück als er gekommen war; setzte sich aber, wie ein verderbender Zug Heuschrecken, in Pannonien. Ein langes Jahr blieb er da, und brütete Rache; dann zog er gerade gegen Rom. Am Mincio kam ihm Papst Leo entgegen, ohne andere Waffen, ohne andern Schutz, als die Gott gibt. Mit begeisterten Worten warnte er ihn, die Grabstätte der Apostelfürsten nicht zu betreten. Eine höhere Macht wendete den Sinn des stolzen Attila; es war ihm als sähe er zwei ehrwürdige Gestalten über dem Papst in Lüften schweben; er entließ ihn im Frieden, und zog heim bis ganz hinab an die Theiß; leider wieder durch Pannonien.

Das folgende Jahr 454 befreite die Welt von ihrer damaligen Geißel; Pannonien jedoch noch nicht von Verwüstung. Attila's Söhne stritten unter sich; die Völker, die seinem Vater gehorchten, gegen sie, und gegen einander. Wilde Völker, die römischen schwach besetzten Gränzbefestigungen nicht achtend,

ſchwärmten daran vorüber. Durch ganz Pannonien war in wilder Auflöſung mehr ein Schlachten als eine Schlacht. Die Hunnen wurden bis auf einen, an das ſchwarze Meer hinab verſprengten Reſt erſchlagen; die Oſtgothen blieben Meiſter in Pannonien. In den Caſtellen an der Donau weilten hier und da noch einige Soldaten, ſich kümmerlich nährend von den Gartenflecken hinter der Mauer; von welcher ſie die Verwüſtung wohl ſehen, aber nicht abwehren konnten. Die Gothen hießen Hülfstruppen und Verbündete der Römer, und waren in der That die Landesfürſten.

Wien unter den Barbaren.

Unter ſolchen Verheerungen konnte wohl von dem einſt großen Vindobona, bis an die Mauern und Graben von Fabiana, nichts mehr beſtehen als der Namen; bald verſchwand auch dieſer.

Durch alle Gräuel jener entſetzlichen Zeit, durch das Drängen und Treiben ſo vieler Völker hindurch, erſchien plötzlich der heilige Severin um das Jahr 454 in Fabiana unverſehrt, das Kreuz in der Hand; ein anſchauliches Bild vom Siege des Chriſtenthums über irdiſche Mächte.

Wann das Chriſtenthum zuerſt in das heutige Wien gelangt, bleibt höchſt zweifelhaft. Ausgegrabene Steine zeugen, daß bis auf Conſtantin den Großen, der das Chriſtenthum als Staatsreligion einführte, noch das Heidenthum vorgewaltet hat; wenn gleich mehrere Einwohner Chriſten geweſen

seyn mögen, da schon früh viele der Soldaten es waren. Gewiß aber ist, daß aus dem von dem Evangelisten Marcus gestifteten Patriarchensitz zu Aquileja sich das Christenthum über Oesterreich dießseits der Donau verbreitete, und Jahrhunderte vor der Ankunft des heiligen Severins der Bischofsitz zu Laureacum (Lorch) bestand. Dieses Lorch, damals die Hauptstadt von Ufernorikum (das Land Oesterreich zwischen dem Inn und dem Kahlengebirg), ist heute ein kaum mehr erkennbares Dörfchen in der Gegend von Enns. Die Bischöfe jener Zeit wanderten oft weit herum, die Lehre Christi zu verkünden, die unterdrückten christlichen Gemeinden zu trösten und zur Standhaftigkeit zu ermahnen. Ein solcher Bischof von Lorch war der heilige Maximilian, geboren zu Cilly um das Jahr 225. Einst wanderte er wieder hinab in seine Vaterstadt, und litt dort den Martirertod. Die Standhaftigkeit, mit der vierzig gefangene Christen aus dem Ufernorikum Marter und Tod erlitten, ergriff den vornehmsten römischen Officier, den Tribun Florian zu Cetium. Er eilte nach Lorch, wo der Präfect Aquilin die kaiserlichen Befehle zur Christenverfolgung streng vollzog; nannte sich laut und furchtlos einen Christen, der gekommen sei, seine leidenden Brüder zu stärken. Als Ermahnungen und die sinnreichsten Martern ihn nicht vermochten, den Göttern zu opfern, ließ Aquilin den Glaubenshelden im Jahr 303 in die Enns stürzen. Das Stift St. Florian in Ober-Oesterreich bewahret würdig seinen Namen und sein

Grab. Quirin, der Bischof zu Siscia (Sißek) wurde in demselben Jahr in die Güns geworfen, und Bischof Victorin litt den Martirertod zu Pettau; dagegen wurden bald darauf Martin von Tours, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus geboren, vier große Lichter zu gleicher Zeit.

Auch mehrere Völker jenseits der Donau waren Christen geworden, doch meistens Arianer, die zwar Christi Lehre bekannten, Christi Gottheit jedoch bestritten; die Katholiken haßten und verfolgten. Dabei hatten sie von ihren barbarischen Sitten noch wenig nachgelassen. Ein Beispiel stehe hier für mehrere, um den Begriff jener Sitten zu geben. Alboin, König der Longobarden, ein Arianer, erschlug mit eigner Hand den Gepiden König Chunimund, nahm seinen Hirnschädel zur Trinkschale und seine schöne Tochter Rosamunde zum Weibe. Er zwang sie, auch aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, und ward auf ihr Anstiften ermordet.

Das ganze abendländische Reich war katholisch, so auch die Einwohner von Fabianis, allein sie waren ringsum von Barbaren umgeben. Jenseits der Donau, wo einst Markomannen und Quaden gehaust, hatten in dem Völkertumult nach Attilas Tode Rugier (Rügen) ebenfalls Arianer, sich zu Herren gemacht. Unter solcher Umgebung mußte es den Fabianern sehr übel ergehen. Sie zu trösten und zu beschützen, und die reine Lehre zu erhalten, dazu scheint der heilige Severin von Gott gesendet gewesen zu sein.

Er ſprach nie von ſeiner Geburt; wäre er von gemeiner Herkunft geweſen, würde ſeine Demuth es geſagt haben.

Er war ein großgewachſener Mann von ehrwürdigem Anſehen; ſeine Art ſich auszudrücken und ſein Anſtand verriethen einen vornehmen Römer. Er war in grobes Tuch gekleidet, ſchlief auf harter Erde, und ging auch im ſtrengſten Winter, wenn Laſtwagen über die gefrorne Donau fuhren, barfuß.

Durch Rath und Troſt und Lehre gewann er bald Liebe und Zutrauen der Fabianer. Durch ſeine hohe Geſtalt, durch ſein furchtloſes Erſcheinen unter den Barbaren hatte er ſolches Anſehen bei ihnen erworben, daß er oft Hülfe und Rettung gewähren konnte. Er hatte weite Reiſen gemacht, beſaß viele Welterfahrung, war aufmerkſam auf die Bewegungen der Völker; und wundergleich ſtimmte der Erfolg überein mit ſeiner Mahnung und Warnung. Seine Lebensbeſchreibung, von ſeinem Schüler **Eugippius** 30 Jahre nach dem Hinſcheiden des Gottesmannes verfaßt, iſt auf uns gekommen. Eines ſolchen Mannes Predigten mußten wohl wirken und fruchten. Für ſich ſelbſt ſchien er nichts zu bedürfen, doch baute er ein Kloſter außer der Stadt; der allgemeinen Meinung nach das heutige St. Johann am Alſerbach. Die Einwohner halfen ihm gern, die Barbaren ſtörten ihn nicht.

Severin, um den ſich immer eine Menge Hülfsbedürftiger einfand, wollte wenigſtens in einzelnen Stunden allein ſein; um ſich der Andacht und ungeſtörten Betrachtungen zu überlaſſen. Er baute ſich

eine Capelle in den verödeten wieder zum Wald gewordenen Weingärten. Sie steht noch zwischen Ober- und Unter-Sievering, die ihren Namen von ihm haben. Der Bau dieser Capelle und des Klosters waren, so zu sagen im Angesicht der über der Donau wohnenden Rugier, und ziemlich weit von Fabianis unternommen; doch hatte Severin nichts zu besorgen, denn der Rügenkönig Flacka (Flaccitheus) obgleich ein Arianer, hegte große Ehrfurcht vor dem heiligen Mann, und fragte ihn bei jeder wichtigen Gelegenheit um Rath.

Severin predigte auch an verschiedenen Orten längst der Donau hinauf; er kam bis Lorch, bis Passau. Er war gerade an diesem letzteren Orte, als Flüchtlinge ankamen, die sich vor den von Regensburg herab ziehenden Alemannen retteten. Severin ging ihrem König Gibuld weit vor die Stadt entgegen. Mit solcher Ehrfurcht erfüllte diesen des Heiligen Anblick, und so eindringend war seine Fürbitte, daß Gibuld ihm die gefangenen Römer losgab, und, Passau verschonend, sich landeinwärts wandte.

Rom hatte zwar, nur für Italien besorgt, seine Gränzprovinzen schon lange stillschweigend den Barbaren überlassen, jedoch in den festeren Plätzen stand noch einige Gränzmiliz, so auch in Passau. Da seit geraumer Zeit kein Befehl mehr aus Rom gekommen war, kein Sold mehr, weder Verstärkung noch Mundvorrath, gingen die römischen-Soldaten, die Abmahnung des noch anwesenden Severins verach-

tend, nach Haus; ſie wurden ſo nahe an der Stadt erſchlagen, daß ihr Blut den Inn färbte. Die Einwohner baten ihn, ihnen vom Rügenkönig die Erlaubniß zu erwirken, daſelbſt Handel zu treiben. Mit bittern Zähren antwortete ihnen Severin: »Ich ſehe die Zeit nahe, daß gleich ſo vielen anderen Orten auch dieſe Stadt wüſte liegen, weder Käufer noch Verkäufer mehr hier ſeyn wird.« Alſo ſchied er und fuhr auf der Donau herab in ſein Kloſter zu Fabiana. Bald darauf brachen Thüringer die Mauern Paſſaus; erſchlugen, was Severins Warnung verſpottet hatte, und zerſtörten den Ort.

Einſt kam ein Haufe kriegsluſtiger Heruler in Severins Kloſter, an ihrer Spitze ein junger Mann von vorragender Geſtalt, kühnen und ſchönen Zügen. Er bat den Gottesmann um ſeinen Segen, denn er ziehe auf gefährliche Abenteuer nach Italien. Odoaker war es; Severin ſagte ihm ſeine künftige Größe vorher; was, wie wir hören werden, bald eintraf.

Den Zug der Heruler berechnend, ſchickte Severin eilends den Vorſänger ſeiner Kirche Moderatus nach Juvavia (Salzburg) mit der Warnung, in ſchneller Flucht ſei die einzige Rettung. Die Einwohner glaubten nicht. Zu den Herulen hatten ſich Scyren, Turcilinger und andere wilde Schaaren geſellt. In der Nacht ſtürzten ſie in die Straßen; das Volk wurde getödtet oder zu Sclaven gemacht; die ſchöne Stadt zertrümmert. Maximus ein frommer Prieſter, der mit fünfzig Gefährten in einer Berghöhle wohn-

te, wurde herausgeriſſen, die Gefährten über den Fels geſtürzt, er ſelbſt an einem Baum erhängt.

Folgſamer waren die Einwohner von Lorch, die er vor andern Barbaren warnte. Sie hatten ſich wohl verwahrt und waren auf wachſamer Huth; nur eine Heerde ward dem Feinde zur Beute, deren Eigenthümer ſie aus ungläubigem Eigenſinn außer den Mauern gelaſſen hatte.

Es war eine Zeit gekommen, wo es auch den Einwohnern von Fabiana nicht beſſer ging. Der gute Rügenkönig Flacka war geſtorben; ihm folgte ſein Sohn Fälöt (Feletheus), deſſen böſe Gattin Giza viele römiſche Leute über die Donau herüber in harte Dienſtbarkeit entführen ließ. Obſchon die Abtrünnige vom Chriſtenthum den heiligen Severin haßte, fürchtete ſie doch aus Erfahrung ſeine drohenden Warnungen, und gab die Geraubten auf ſein Fürwort wieder frei. Einſt kamen mehrere Bürger zu ihm, und klagten, daß ihnen Vieh und Feldfrüchte und die mit deren Einſammlung beſchäftigten Dienſtleute und Kinder geraubt ſeien; nicht von Rugiern, ſondern von anderen ſtreifenden Barbaren. Er fragte Mamertinus den römiſchen Tribun, ob er Soldaten habe, die Räuber mit Nachdruck zu verfolgen. »Ich habe deren wohl — erwiederte dieſer — aber nur ein kleines Häuflein und ſchlecht bewaffnet.« »So haben — ſprach der Mann Gottes — die Feinde Waffen. Deine Soldaten ſollen ſie ihnen entreißen. Falle muthig aus in Gottes Namen.« Mamertinus that, wie ihm geheißen war. Am Bache Dicuntia

(bei Zwölfaxing an der Schwechat) erreichte er die Räuber, erschlug einige, nahm den übrigen die Beute ab, und brachte sie gefangen zum heiligen Severin. Dieser reichte ihnen Speis und Trank, und ließ sie ziehen mit der ernsten Warnung: sie sollten es niemals mehr wagen Fabianis zu beunruhigen.

Als die Römerstädte im entfernteren Norikum nach einander gefallen waren, flüchtete Alles nach Lorch. Der Rügenkönig Fälöt beschloß, über die Donau herüber zu gehen, und alle die Verlassenen oder von römischen Milizen noch schwach besetzten Plätze für sich zu nehmen; damit ihm nicht eine andere Völkerschaft zuvorkomme und durch ihre Nähe gefährlich werde. Dann wollte er die Einwohner von Lorch und alle dort zusammengekommenen Flüchtlinge hinwegführen, und sie in Fabianis und anderen gesunkenen und entvölkerten Orten in dessen Nähe untertheilen. Er nahm zuerst Fabianis, übergab es seinem Bruder Friedrich, und zog mit starker Heeresmacht die Donau hinauf gegen Lorch. Als die Lorcher sein Vorhaben erfuhren, erschracken sie, und schickten Eilbothen zu Wasser an Severin um Fürbitte und Hülfe. Ungesäumt macht der fromme Mann sich auf, schreitet ohne Stillstand den ganzen Tag und die ganze Nacht, und findet am Morgen den König in seinem Lager, nicht weit mehr von Lorch. »Friede sei mit dir, o guter König — spricht Severin. — Ich komme, bei Dir im Namen Christi für das Volk von Lorch zu bitten. Gedenke, daß dein Vater nie etwas ohne meinen Rath gethan, und

daß es ihm gute Frucht getragen. Gedenke, daß es des Ueberwinders größter Vortheil iſt, ſich ſeines Sieges nicht zu überheben.« Hierauf machte er den Lorchern begreiflich, daß ſie unter dem chriſtlichen, wenn gleich arianiſchen, Rügenkönig beſſer daran ſein werden, als wenn ſie einer fremden, vielleicht noch zum Theil heidniſchen Völkerſchaft zur Beute würden; und führte im friedlichen Einverſtändniß das ganze Volk unter ſeinem Biſchof Conſtantius nach Fabianis herab. Der König vertheilte es hier und in die anderen Städte und Flecken, wo es in freundlicher Gemeinſchaft mit den Rügen lebte. Severin ging wieder in ſein Kloſter zurück, und fuhr fort zu lehren und zu weiſſagen. Die vermehrte Bevölkerung ſtörte oft ſeine liebe Einſamkeit auch in der Capelle in den verlaſſenen Weingärten. Er ſuchte ſich alſo ohne ſich weit zu entfernen in dichtem Wald eine verborgene Stelle, wo er oft mehrere Tage zubrachte. Wenn man von Unterdöbling durch den Hohlweg nach Heiligenſtadt kommt, und bedenkt, daß das einſt wilder Wald war, ſo möchte man faſt vermuthen, daß die Fabianer nach Severins Tod mit einer Capelle ſeine verborgene Stelle bezeichneten. Woraus in beſſeren Zeiten die uralte Kirche erbaut und des Heiligen Stätte genannt worden.

Odoaker hatte das glänzende Ziel erreicht, welches Severin ihm vorhergeſagt. Er war ſiegreich bis nach Rom vorgerückt, und hatte dieſe ehemalige Hauptſtadt der Welt ohne Schwertſtreich in Beſitz genommen.

Seit zwanzig Jahren war das kaiſerliche Zepter durch die Hände von zehn verſchiedenen, meiſtens unbedeutenden Perſonen gegangen, welche durch die wandelbare Gunſt des Volkes oder einzelner Machthaber plötzlich auf den Thron gehoben, und faſt eben ſo geſchwind wieder herab geſtürzt wurden. Der letzte war ein Knabe, der durch das Spiel des Zufalls die Namen Romulus Auguſtulus führte. Er ging dem rauhen Heruler entgegen, und legte zitternd 476 das Diadem in ſeine Hand. Odoaker erbarmte ſich ſeiner Jugend, und gönnte ihm ein ſtilles Leben auf einem angenehmen Luſtſchloß.

Die letzten römiſchen Kaiſer hatten dieſen Titel ſo herabgewürdiget, daß Odoaker vorzog, ſich König von Italien zu nennen. Er vergaß der Vorherſagung Severins nicht; ſchickte ihm Botſchaft von ſeiner Erhöhung, und ſtellte ihm frei, ſich etwas auszubitten. Der uneigennützige Severin bat nur um die Rückberufung eines Verwieſenen.

Schon ſeit zwei Jahren hatte er ſein Hinſcheiden vorhergeſagt, und als nun die Stunde gekommen war, ließ er den König Fälöt, deſſen arge Gemahlinn Giza, und Bruder Friedrich vor ſein Sterbelager rufen. Er warnte Jene vor ungerechter That, und ſagte ihnen, daß die gute Zeit ihrer Regierung zu Ende gehe. Dieſen warnte er insbeſondere, nach ſeinem Hinſcheiden nicht etwann frevleriſche Hand an das Gut der Kirche und der Armen zu legen. Friedrich antwortete faſt unwillig über ſolche Zumuthung; allein Severin ſagte ernſt und

ſcharf: »Bald offenbarſt du deinen wahren Sinn. Ich wünſche keine Rache, aber ſie iſt dir nahe.« Er verfiel in eine milde Entzückung, und ſprach zu ſeinen umherſtehenden weinenden Brüdern: »Wie die Kinder Israels aus der ägyptiſchen Sclaverei ſo wird dieſes arme Volk bald mit Hab und Gut von hier ausziehen in das italiſche Land; aber denket an das Gebot des Patriarchen Joſeph; führet meine Gebeine mit euch. Denn dieſe ganze, jetzt volkreiche Umgegend, wird dergeſtalt verwüſtet und eine völlige Wildniß ſein, daß die Feinde, ihre Habſucht zu erſättigen, ſelbſt der Todten in den Gräbern nicht ſchonen werden.« Am 8. Jänner 482, nachdem er durch beinahe dreißig Jahre unſerm Lande in größter Trübſal ein Tröſter, Helfer und Retter geweſen, entſchlief der Gottesmann ſanft unter Lobgeſängen der Seinigen.

Kaum war er beigeſetzt, als Friedrich einen ſeiner Krieger, Avitian, ſchickte mit dem Befehl, alles im Kloſter ſelbſt den einzigen ſilbernen Kelch zuſammen zu raffen und ihm zu überbringen. Avitian ward bei dieſem Kirchenraube von ſo heftigem Schauder ergriffen, daß er ſich ſeit dem beſeſſen glaubte, die Waffen wegwarf, und in die Einöde floh. Friedrich ſelbſt ward wenige Wochen darnach von ſeines Bruders Sohn, ebenfalls Friedrich genannt, ermordet. So ging auch dieſe Weiſſagung Severins in Erfüllung.

Odoaker machte als König von Italien Anſpruch auf alle Provinzen, die früher zum römiſchen Reich

gehört hatten. Dalmatien war schon bezwungen, um Norikum kämpfte er jetzt; da war ihm die Botschaft von diesem in der Familie des Rügenkönigs vorgefallenen Mord sehr willkommen. Blutrache war der Vorwand, um sich der rügischen Donaulande, wo sein Glück zuerst geblüht, zu bemeistern. Er zog mit vielem Volk 487 heran, schlug den König Fälöt, nahm ihn und seine Gemahlinn gefangen und führte sie nach Italien. Ihr Sohn, der Mörder Friedrich war zu den Ostgothen in Unterpannonien entflohen. Er gewann anfangs die Gunst ihres Königs Theodorich, indem er ihm zu dem bereits beschlossenen Zuge gegen Odoaker rieth; ward aber in der Folge ein Verräther, und erschlagen oder hingerichtet, man weiß nicht wann und wo.

Odoaker, als er die Rüstungen Theodorichs vernahm, war nicht ohne Besorgniß; er schickte gleich 488 wieder unter seinem Bruder Wulfo Heeresmacht an die Donau, ließ alle festen Plätze schleifen, und alles Volk, das römisch sprach, jedes Alters und Geschlechtes, mit Hab und Gut über die Alpen gegen Italien führen. Die Fabianer, seit beinahe 500 Jahren römische Unterthanen, mußten römisch gesprochen haben. Ausdrücklich begehrte er Severins theure Leiche; der Nachfolger desselben, Abt Lucillus und die Mönche führten sie nach Feltre, wo sie ein neues Kloster erbauten. Durch die Unbill der Zeit von da verscheucht, ruhen Severins irdische Ueberreste seit Jahrhunderten in Neapel.

Theodorich, mit Recht der Große genannt,

war der Sohn Theudemirs Königs der Oſtgothen, von deſſen liebſter Concubine Erelieva (Ehrenlieb) am Neuſiedler See geboren. Er ward am Hofe zu Conſtantinopel erzogen, ein Liebling des Kaiſers Zeno. Als er aber ſchon im achtzehnten Jahre Obſieger eines ſarmatiſchen Königs ohne Theudemirs Wiſſen und Willen, und nach deſſen Tode ſein Nachfolger auf dem Throne ward, fand der mißtrauiſche Zeno ſeine Nähe gefährlich. Er eiferte ihn daher an, Italien zu erobern, das Odoakers Verachtung und Strenge nur unwillig ertrage. Das Unternehmen, ſo ſchwierig es war, gefiel Theodorichs Heldenſinne. Er brach mit ſeinem ganzen Volke, mit Weibern und Kindern, Hab und Gut von Syrmium (Mitrowitz) auf; ſchlug Odoaker, wo er ihn fand; theilte anfangs die Herrſchaft mit ihm; ließ ihn ermorden, weil er Ränke anſpann; und beſtieg 493 den Thron der Cäſarn. Jedoch nur unter dem Namen eines Königs von Italien; indem er dem Kaiſer des Orients einen Reſt von Oberhoheit ließ. Er war von ſolcher Kraft des Geiſtes, daß er, ohne ſchreiben zu können, doch Wiſſenſchaften und Künſte liebte und beſchützte; ohne Kriege das Uebergewicht über alle barbariſchen Könige gleich einem Kaiſer behielt. Er erhob die ganz verſunkene römiſche Herrlichkeit wieder. Seinen Gothen gab er das übliche Eroberungslos, nämlich den dritten Theil des eroberten Grund und Bodens; und ließ ſie nach ihren Geſetzen und Gebräuchen leben. Uebrigens ſtellte er die alte Staatsverfaſſung und die römiſchen Geſetze her;

reutete er die Wildniß aus, und baute dem heiligen Petrus zu Ehren Kirche und Kloſter. Von der vorüber fließenden Salzach, und einer auf hohen Fels ſtehen gebliebenen Burg erhielt es den Nahmen Salzburg. Der Heilige Rupert ſaß der erſte auf dieſem biſchöflichen Sitz; der in der Folge der vornehmſte erzbiſchöfliche in Deutſchland geworden iſt; und ſammt dem Benedictinerſtift St. Peter bereits über 1100 Jahr beſteht.

Von Salzburg aus kam das Chriſtenthum zum zweiten Mal nach Oeſterreich. Die alte Sage ſtimmt mit einer alten Inſchrift darin überein, daß von Cunald und Giſelrich, zweien Jüngern des Heiligen Rupert und Verkündern des göttlichen Wortes zu Fabianis, die kleine, noch in uralter Geſtalt daſtehende Kirche zu St. Ruprecht in Wien erbaut worden iſt. Da aber dieſe Kirche, ſo klein ſie iſt, doch offenbar aus zwei in verſchiedenen Zeiten gebauten Theilen beſteht, ſo iſt wohl 740 nur der kleinere Theil von Cunald und Giſalrich, und dieſer auch wohl nur von Holz erbaut worden. Daß damahls das Land in den Händen der Avaren war, iſt keine entſcheidende Einwendung, gegen das Alter der Ruprechtskirche, denn wir wiſſen, daß ſie die Städte haßten und vermieden, und ſie den Wenden überließen.

Im Jahre 737 machten die Avaren einen wilden Verheerungszug über die Enns, und bei dieſer Gelegenheit zerſtörten und verödeten ſie Lorch ganz und gar. Vivilo, der Biſchof daſelbſt flüchtete nach

Paſſau hinter den Inn und die Donau. Seit der Zeit iſt Lorch beinahe ganz verſchwunden; und ſein uralter Biſchofſitz bis auf die neueſten Zeiten, die ſo viel altes umſtürzten, in Paſſau geblieben. Um jene Zeit kam auch der Heilige Bonifacius, ein Benedictiner aus Brittanien, früher Winfried genannt, nach Deutſchland. Er verbreitete in den nördlichen Gegenden weit und breit das Evangelium, und gründete Klöſter ſeines Ordens. Der bayriſche Herzog Odilo, unterſtützte ihn mit Eifer; und das Kloſter Monſee, das älteſte, welches in Oeſterreich beſtand, dankt ihm ſeine Entſtehung 744. Der Heilige Virgilius, ein Mönch von St. Peter in Salzburg, und in der Folge Biſchof daſelbſt, war der Apoſtel der carentaniſchen Wenden; und predigte ſelbſt nicht ohne Erfolg bei den Avaren.

Pipin, der neue König der Franken, war 768 geſtorben; bald nach ihm 771 auch ſein älteſter Sohn Carlmann; ſein zweiter Sohn Carl war nun allein König der Franken.

Deſiderius, König der Longobarden, zertrug ſich mit Papſt Hadrian und handelte feindſelig gegen ihn. Der Papſt rief Carln zu Hülfe. Dieſer, vor kurzem aus Spanien gekommen, hatte eben der Sachſen Ehrensburg und ihre abgöttiſch verehrte Irmenſäule (Heermannsſäule) zertrümmert; brach jedoch ungeſäumt nach Italien auf. Alles unterwarf ſich ſeinem gewaltigen Arm; Deſiderius wurde mit der ganzen königlichen Familie gefangen und ſtarb als Mönch zu Corvey. Carl war König von Italien.

er das Reich getheilt hatte. Chlotar, sein Enkel vereinigte es wieder. Unter den ferneren Nachkommen artete die alte Kraft der Merovinger immer mehr in Schwäche aus; sie waren nur mehr Schattenbilder neben ihren Majordomen (das ist Stellvertretern des Königs im Krieg und Frieden). Diese vergrößerten ihre Macht immer mehr, bis endlich Pipin den letzten König Chilperich in eine Zelle sperrte; sich zum König ausrufen ließ, und 752 sammt seinen Söhnen Carlmann und Carl vom Papste Stephan gesalbt wurde.

Inzwischen, da seit Chlodwig, (also schon über 250 Jahre) die Franken katholische Christen waren, hatten ihre Kirchenversammlungen und früher auch ihre Könige Missionarien in die eroberten Länder geschickt. Auch aus dem fernen Irland und Schottland, wo das Christenthum sehr früh feste Wurzeln schlug, kam der heilige Columban, Gallus und Magnoald; sie zerstörten den Götzendienst der noch ganz heidnischen Schweiz, Tirols und Schwabens. Eustasius und Agilus kamen 630 nach Bayern; wo neben einen Schein von Christenthum noch das Unkraut der rohesten Sinnlichkeit und des düsterſten Aberglaubens fortwucherte. Erst Carl der Große konnte ihn ganz ausrotten.

Zwanzig Jahre nach Eustasius und Agilus, die man Bayerns Apostel nennt, kam der Heilige Emmeran, ein edler Franke, und Bischof zu Poitiers im südlichen Frankreich, nach Regensburg, wo der bayrische Herzog Theodo Hof hielt. Seine Absicht

haue geſchützt. Neun ſolcher Ringe waren ihre Wohnplätze in Pannonien und im Norikum; denn ſie beſaßen alles Land von der Theiß an beiden Ufern der Donau herauf bis an die Enns; und waren nun auch in das fränkiſche Gebiet eingefallen. Zweimal wurden ſie von den Feldoberſten Carls, der inzwiſchen wieder mit den Sachſen und mit den Aquitaniern zu thun hatte, blutig zurückgewieſen; bei Iboſa (Ybbs) mehrere tauſend in die Donau geſprengt, wo ſie ertranken. Sie ruhten doch nicht; durch wiederholte Raubzüge in fränkiſches Land ſuchten ſie ihre Niederlagen zu rächen.

Nun beſchloß Carl ein Ende zu machen. Er verſammelte 791 ein zahlreiches Heer zu Regensburg, Graf **Theodorich** und **Meginfred** der Kämmerer rückten auf dem linken, Carl auf dem rechten Donauufer herunter; der Fluß ſelbſt war bedeckt mit Kähnen und Flößen, worauf der Mund- und Kriegsvorrath für das große Heer nebſt den Bayern ſich befanden. Aus Friaul herüber führte Carls zu früh verſtorbener Sohn **Pipin** eine Heeresabtheilung den Avaren in die Flanke. Carl hielt ſich bei dieſer vortrefflichen Diſpoſition ſeiner Sache gewiß.

Er machte an der Enns Halt und wartete auf Nachricht, daß Pipin die Avaren erreicht habe. Die Nachricht kam, daß er ſie erreicht, und auch geſchlagen hatte. Drei Tage wurden nun dem Gottesdienſt geweiht; um für Pipins Sieg zu danken, und ferneren glücklichen Fortgang der Waffen zu erbitten; darauf griff Carl in Gottes Namen an. Bald wa-

ren die Avaren, die durch die kleinen Pförtchen ihrer Ringe herausgekommen waren, um im freien Felde Widerstand zu leisten, geschlagen; entsetzt flüchteten sie in ihre Ringe. Einer nach dem andern wurde mit unwiderstehlicher Tapferkeit erstürmt; und den Avaren mit eignem Maße wieder zugemessen. Zu tausenden wurden sie erschlagen, zu tausenden als Sclaven hinweggeführt; bis an die Raab verfolgt, und eine Wüste gemacht zwischen Carls neu eroberter Provinz und dem Ueberrest des Landes der Avaren.

Nach 52 Tagen kehrte Carl siegreich nach Regensburg zurück; fast ohne allen Verlust außer einer bösen Pferdeseuche. Durch Pipins Heeresabtheilung ließ er die Avaren ferners verfolgen. Sieben Jahre hatte Pipin noch zu thun, ehe er über die Theiß zu dem alten hunnischen Hauptsitz vorgedrungen war; wo in meilenlangen Kreisen ein Ring den andern umschloß. Einer nach dem andern wurde erstiegt und gebrochen, der Chan mit vielen Tausenden erschlagen, und die seit Jahrhunderten in der halben Welt geraubten, und hier aufgethürmten Schätze erobert.

Carl war nun Herr und Herrscher von dem Flußgebiet der Theiß, durch Pannonien, Norikum, Vindelitien, Rhätien bis an die Nordsee hinauf; von ganz Frankreich, nachdem auch die aquitanischen und baskischen Herzoge unterjocht waren; selbst jenseits der Pyrenäen in Spanien machte er das beherzte Volk der Mauren in Saragossa zittern. Er war Herr von Italien, wo die Araber in Sicilien und Sardinien es nicht wagten, herüber zu kommen;

haue geſchützt. Neun ſolcher Ringe waren ihre Wohnplätze in Pannonien und im Norikum; denn ſie beſaßen alles Land von der Theiß an beiden Ufern der Donau herauf bis an die Enns; und waren nun auch in das fränkiſche Gebiet eingefallen. Zweimal wurden ſie von den Feldoberſten Carls, der inzwiſchen wieder mit den Sachſen und mit den Aquitaniern zu thun hatte, blutig zurückgewieſen; bei Iboſa (Ybbs) mehrere tauſend in die Donau geſprengt, wo ſie ertranken. Sie ruhten doch nicht; durch wiederholte Raubzüge in fränkiſches Land ſuchten ſie ihre Niederlagen zu rächen.

Nun beſchloß Carl ein Ende zu machen. Er verſammelte 791 ein zahlreiches Heer zu Regensburg, Graf **Theodorich** und **Meginfred** der Kämmerer rückten auf dem linken, Carl auf dem rechten Donauufer herunter; der Fluß ſelbſt war bedeckt mit Kähnen und Flößen, worauf der Mund- und Kriegsvorrath für das große Heer nebſt den Bayern ſich befanden. Aus Friaul herüber führte Carls zu früh verſtorbener Sohn **Pipin** eine Heeresabtheilung den Avaren in die Flanke. Carl hielt ſich bei dieſer vortrefflichen Diſpoſition ſeiner Sache gewiß.

Er machte an der Enns Halt und wartete auf Nachricht, daß Pipin die Avaren erreicht habe. Die Nachricht kam, daß er ſie erreicht, und auch geſchlagen hatte. Drei Tage wurden nun dem Gottesdienſt geweiht; um für Pipins Sieg zu danken, und ferneren glücklichen Fortgang der Waffen zu erbitten; darauf griff Carl in Gottes Namen an. Bald wa-

ren die Avaren, die durch die kleinen Pförtchen ihrer Ringe herausgekommen waren, um im freien Felde Widerstand zu leisten, geschlagen; entsetzt flüchteten sie in ihre Ringe. Einer nach dem andern wurde mit unwidetstehlicher Tapferkeit erstürmt; und den Avaren mit eignem Maße wieder zugemessen. Zu tausenden wurden sie erschlagen, zu tausenden als Sclaven hinweggeführt; bis an die Raab verfolgt, und eine Wüste gemacht zwischen Carls neu eroberter Provinz und dem Ueberrest des Landes der Avaren.

Nach 52 Tagen kehrte Carl siegreich nach Regensburg zurück; fast ohne allen Verlust außer einer bösen Pferdeseuche. Durch Pipins Heeresabtheilung ließ er die Avaren ferners verfolgen. Sieben Jahre hatte Pipin noch zu thun, ehe er über die Theiß zu dem alten hunnischen Hauptsitz vorgedrungen war; wo in meilenlangen Kreisen ein Ring den andern umschloß. Einer nach dem andern wurde erstiegt und gebrochen, der Chan mit vielen Tausenden erschlagen, und die seit Jahrhunderten in der halben Welt geraubten, und hier aufgethürmten Schätze erobert.

Carl war nun Herr und Herrscher von dem Flußgebiet der Theiß, durch Pannonien, Norikum, Vindelitien, Rhätien bis an die Nordsee hinauf; von ganz Frankreich, nachdem auch die aquitanischen und baskischen Herzoge unterjocht waren; selbst jenseits der Pyrenäen in Spanien machte er das beherzte Volk der Mauren in Saragossa zittern. Er war Herr von Italien, wo die Araber in Sicilien und Sardinien es nicht wagten, herüber zu kommen;

ben ſich Spieße zwiſchen Stadt und Feld und Fluß. Hoch ragte unter ihnen eine rieſengleiche Kriegergeſtalt empor; in der Linken den mächtigen Speer ſchwingend, in der Rechten das blitzende Schwert; mit drohenden Blicken den Feind aufſuchend.—»Jetzt iſt er da!« rief Deſiderius und ſank in Ohnmacht zu Boden.

Die griechiſchen Kaiſer nannten ihr Conſtantinopel Rom, und bildeten ſich noch immer ein, Herren des alten römiſchen Weltreichs zu ſein; wenn gleich in ganz Europa, außer Griechenland, Niemand ihnen gehorchte. In dieſem Dünkel behandelten ſie Carls Geſandte ſehr ſchnöde. Aber bald unterrichtet, wie gefährlich es ſei, Carln zu beleidigen, ſchickte Kaiſer Nicephorus eine Gegengeſandtſchaft, das Geſchehene zu entſchuldigen. Carl nahm eine gütige Genugthuung. Er ließ die Geſandten über die wildeſten Alpen und durch die unwirthbareſten Gegenden führen, daß die weichlichen Griechen ganz erſchöpft anlangten. Tags darauf, nachdem ſie ſich erholt und geſchmückt hatten, kamen ſie in dem Pallaſte nach einander in drei verſchiedenen Sälen vor den Burgvogt, vor den Pfalzgrafen, vor den Connetabel. Jeder dieſer Herren ſaß ſo prachtvoll auf vergüldetem Stuhl, war mit ſo reich gekleideter Dienerſchaft umgeben, daß die Griechen einen nach dem andern für den Kaiſer hielten. Vor jedem fielen ſie auf die Knie, vor jedem fingen ſie ihre Rede an; wurden ausgelacht und weiter geſchickt. Schon waren ſie, an der vierten Thür ſtehend,

gereizt und entschlossen, ihrerseits für die erfahrene Behandlung Genugthuung zu verlangen; da ging die Thür auf, und sie erblickten auf goldnem Thron, umgeben von Prinzen und Prinzessinnen, Bischöfen, Heeresfürsten und Edeln den großen Carl. Die Griechen, auf ihr Angesicht gesunken, wagten es nicht eher, sich von dem Boden wieder zu erheben, bis Carl ihnen beim Herrn des Himmels und der Erde geschworen, es solle ihnen kein Haar gekrümmt werden.

An diese Beispiele von Schrecken, den Carls Aeußeres bewirkte, reiht sich ein drittes wundervolles, entgegengesetzter Art. **Wittikind**, der große Anführer der Sachsen war Carls bitterster Feind. Vergeblich hatte er oft Wunder der Tapferkeit gegen ihn gethan; und viele Tausende seines muthigen Volkes geblutet. Immer blieb Carl Sieger. **Wittikind** schlich endlich, als Bettler verkleidet, ins christliche Lager, um sich durch Meuchelmord von dem verhaßten Frankenkönig zu befreien. Er hört, Carl sei in der Capelle, er erblickt den Heldenkönig in Kindesdemuth am heiligen Tische des Abendmahls kniend; aus der Hostie scheint ein himmlisches Knäblein zu lächeln. Da war ihm plötzlich das Herz im tiefsten Busen umgewendet. Er eilte heim, seine Götzen zu zerschlagen. Von derselben Stunde gehörte er Carln und dem lebendigen Gotte an; er wurde zu Attigny getauft, Carl war sein Taufpathe.

So wie wir nun den gewaltigen Herrscher als Schrecken seiner Feinde, und wieder in demuths-

voller Andacht ſahen; ſo war er in ſeinem Hauſe ein zärtlicher Gemahl und Vater, ein Freund der Wiſſenſchaften und der Künſte; welcher Gelehrte, Dichter, Muſiker, Mahler und Bildhauer zu geſelligen Abendkreis um ſich vereinigte. Die Palläſte, die er ſich zu Aachen und zu Ingelheim erbaute, zeigen von ſeinem feinen Geſchmack in der Baukunſt. Schulen führte er überall ein, beſuchte ſie oft ſelbſt, um ſich von dem Geſchick der Lehrer und dem Fortgang der Schüler zu überzeugen. Er gab ſo treffliche Geſetze, daß einige davon ſich über tauſend Jahre erhielten. Er überſah der kleineren Angelegenheiten wegen niemals etwas in den großen; und vernachläſſigte bei den wichtigſten Unternehmungen, auch die unbedeutendſte nicht. Es blieb ein Sprichwort: »Glücklich das Reich, das ſo beſtellt iſt, wie Carls Meiereien; glücklich der Meier, der ſein Haus ſo überſieht, wie Carl ſein Reich.«

In dem verlaſſenen Fabiana verbargen ſich ſchüchterne Wenden, welche in die bemoosten Ruinen römiſcher Tempel und Palläſte ihre armſeligen Strohhütten hinlehnten; ihr Vieh aus Grabmählern tränkten, und auf Jupiters Altar ihren Haberbrei kochten. Ringsum war Wald entſtanden, und die vergeſſnen Trümmer von St. Severins Klöſter mit Gras bewachſen. Es wieder zu einem bevölkerten Wohnplatz zu machen, dazu gehörte ein ſo außerordentlicher Mann, wie Carl der Große. Er hatte ſein Reich in Grafſchaften (Comitate) eingetheilt, an deren Spitze ein Graf als Richter ſtand. Was

jetzt ein erblicher Titel iſt, war damals ein nicht erbliches Amt. Kein Graf konnte mehr als eine Grafſchaft (auch Gau genannt) unter ſich haben; ausgenommen die Markgrafen, welchen zur Vertheidigung der Gränzen größere Landſtriche untergeben waren. So bekam Guntram der Graf im Erdingau das Land zwiſchen der Enns und der Leitha, welches die Oſtmark genannt wurde 791, und er war unſer erſter Markgraf.

In den übrigen, noch zu Deutſchland gehörenden, den Avaren abgenommenen Ländern, welche in der ſpäteren Eintheilung Maximilians I. den öſterreichiſchen Kreis bildeten, ließ Carl die Wenden beſtehen. Siedelte auch andere Slaven von der Elbe und Oder, und einige der 30,000 deportirten Familien der Sachſen dort an. Die Franken und Bayern, die in dem Kriege gegen die Avaren unter ihm gefochten, belohnte er mit Beſitzungen im Verhältniß zu ihren tapferen Thaten. Daher entſtanden die Namen, Frankenberg, Frankenmarkt, Bayriſch-Waidhofen, Bayriſch-Gratz (Grades, ein Bergſchloß in ſlaviſcher Sprache) Windiſchgratz, Sachſenfeld, Sachſenburg ꝛc. Auch den gefangenen Avaren, welche Chriſten wurden, wies er Land an zwiſchen dem Neuſiedlerſee und der Leitha. Viele, aus der alten Zeit herrührende, aber von den Avaren verwüſtete Gotteshäuſer und Gebäude ſtellte Carl wieder her, und ſtiftete neue. In der Oſtmark überhaupt zwölf Pfarreien; zu Wien insbeſondere ſtellte er St. Ruprecht her und ſtiftete St. Peter, und in der Nähe

zu Neuburg (Korneuburg) St. Martin. Er führte hier die ersten Schulen ein. Wahrscheinlich ist auch die Wiederherstellung des Bisthums ihm zu verdanken; denn schon in einer Bulle Eugens II. vom Jahr 824 wird Rathfred, Bischof zu Fabiana von seinen unverdrossenen, und durch glückliche Erfolge gesegneten Bemühungen zur Ausbreitung des echten Glaubens gelobt. Was doch eine mehrjährige Verwaltung des bischöflichen Amtes voraussetzt; und Carl lebte noch 814. Auch eine Vorschrift für die Kaufleute erließ er, wie weit sie mit ihren Waaren ziehen sollen, und wie weit er durch seine Gaugrafen für Sicherheit des Leibes und Gutes bürge. Auf der Donau hatte sich ein lebhafter Verkehr gebildet. Von Regensburg kamen Waaren aus ganz Deutschland herab; die angesiedelten Slaven lieferten sie den lüsternen Griechen nebst Wildpret und Fischen aus den Wildbächen, und anderer beliebter Seltenheiten für sie; dagegen brachten sie griechische Waaren herauf, womit sie weiteren Handel in das nördliche Deutschland trieben.

Am Ende des Jahres 799 hatten zu Rom zwei Neffen des verstorbenen Papstes Hadrian gegen seinen Nachfolger Leo Aufruhr erregt. Dieser floh zu Carln nach Paderborn; und wurde auf dessen Machtwort zu Rom wieder mit hohen Ehren empfangen. Carl folgte ihm dahin, und eine Menge frommer Christen aus allen Ländern, um die nahen Weihnachten am Grabe der Apostel zu begehen. Als nun in der heiligen Nacht Alles bei St. Peter versammelt,

das Hochamt vorüber, und Carl eben vom Betstuhle aufgestanden war, trat Papst Leo auf ihn zu; setzte, wie aus göttlicher Eingebung, eine Kaiserkrone auf sein Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oehle. Das Volk aber in stürmischer Begeisterung brach in dreimaliges, lang nachhallendes Freudengeschrei aus: »dem großen, frommen, friedebringenden von Gott gekrönten Kaiser von Rom, Carl, dem Augustus Heil und langes Leben und Sieg!« — Also ward das abendländische Kaiserthum 324 Jahre nachdem es mit Romulus Augustulus untergegangen, auf tausend und ein Jahr wieder hergestellt im Jahre 800 nach Christi Geburt und im 58. Jahre von Carls des Großen thatenreichen Leben. Vierzehn Jahre noch genoß er im Frieden seiner Herrlichkeit, und empfing eine Ehrengesandtschaft von dem mächtigen und weltberühmten Caliphen der Araber Haroun-al-Raschid. Der 28. Jänner 814 war sein Todestag. Beinahe ein halbes Jahrhundert hat er geherrscht, und sein Reich fast über ganz Europa ausgedehnt; ohne je eine Auflage auszuschreiben, ohne je besoldete Krieger zu haben, blos durch den Heerbann. Den Rath seiner Großen hat er selten bedurft, immer gerne gehört, zu keiner Stunde gescheut. Seine Eroberungen haben Segen gebracht, Heiden zu Christen gemacht, Wilde auf eine Stufe der Cultur gehoben. Die Kirche mit dem Staat innig zu verbinden war sein Bestreben; denn alle Weisheit des Alterthums war durch die verheerenden Völkerwanderungen zu Grun-

de gegangen; die Welt konnte nur in dem Christenthum gedeihen. Carl wollte, daß bei jedem Freihof eine Capelle und ein Caplan sei, in Städten und Dörfern Pfarreien; daß neben jedem Grafen ein Bischof stehe, neben dem Herzog der Erzbischof, neben dem König der Primas; das ganze christliche Europa aber unter Kaiser und Papst; eine allgemeine christliche Kirche, und ein allgemeines, heiliges römisches Reich.

Oesterreich ein Markgrafthum.

Residenz in Pechlarn.

Von Carls Tode an wissen wir nur wenig von Oesterreich. Nach Guntram waren Werenhar, Alberich, Gottfried, Gerold, nach einander Markgrafen; und die Zeiten scheinen friedlich gewesen zu sein. Der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg ließen sich angelegen sein, das Christenthum zu verbreiten und zu befestigen. Klöster wurden gestiftet, deren Bewohner die Sümpfe austrockneten, den wilden Wald urbar machten, als Missionäre Heiden bekehrten, dabei stets ihr Leben wagten, oft es unter Martern opferten.

An den Gränzen der Ostmark, am linken Ufer der Donau, vom Mannhartsberg abwärts, und rechts und links an der March bis gegen die Oder und Elbe wohnten Heiden, die Marhanen (Mährer), ein slavisches Volk, das sich auch Carl dem Großen unterworfen hatte. Das war ein weites

verwüſtet. Carl der Dicke, auf deſſen unfähigem Haupte wieder alle Kronen ſeines Ahnherrn, Carls des Großen, ſich zuſammen gefunden hatten, zog mit einem zahlreichen Heere gegen Swatopluk. Auf dem Tulnerfelde ſtanden ſie gegen einander; jedoch zu keiner Schlacht kam es, ſondern zu einem Frieden, in welchem Carl ſich begnügte, von dem treuloſeſten aller Menſchen das Verſprechen der Lehenstreue erhalten zu haben.

Einer alten ſehr wahrſcheinlichen Sage nach, haben um dieſe Zeit 882 fromme Schiffer, Kaufleute und Reiſende eine Capelle zu Ehren Mariä erbaut, welche die Capelle am Geſtade oder bei der Fiſcherſtiege genannt ward. Sie ſtand ohne Zweifel, wo die zwiſchen 1388 und 1412 erbaute Kirche Maria Stiegen ſteht.

Als endlich Carl der Dicke, blödſinnig, arm und von aller Welt verlaſſen, ſeine Tage in einem Kloſter am Bodenſee geendiget hatte, ſtieg Arnulf, Herzog von Kärnthen, auf den Kaiſerthron des Abendlandes, dem deutſche und ſlaviſche Völker huldigten. Er war der Sohn König Carlmanns, außer deſſen kinderloſer Ehe erzeugt; aber ſchön und ſtark und ein Held; der vorletzte und würdigſte Abkömmling Carls des Großen in männlicher Abſtammung.

Nachdem der erlauchte Arnulph die aufrühreriſchen Obotriten beſtraft, die Ruhe im Innern befeſtigt, die bisher unüberwindlichen Normannen geſchlagen, und ihre Königsfahne in der Domkirche zu

Regensburg aufgehängt, dachte er daran, die alte unvergoltne Schmach endlich an Swatopluk zu rächen. Ein unbekanntes furchtbares Volk, die Magyarn (Ungarn) hatte Arpad, ihrer sieben Stämme Erbherzog, mit Griechen und Bulgarn siegreich kämpfend, an der Donau bis nahe an die Ostmark herauf geführt. Diese rief Arnulph auf, die Mährer über die Theiß zu jagen, die er selbst von vorne angriff. Wiederholt geschlagen, mußte Swatopluk einen schimpflichen Frieden eingehen; er überlebte seines Landes grauenvolle Verwüstung und diesen Frieden nur um wenige Monate. Das großmährische Reich war dahin 894. Von Swatopluk's drei Söhnen ward einer nach Kärnthen abgeführt, und hatte Arnulphs Gunst gewonnen, der andere ward von den Ungarn erschlagen; der Dritte vertheidigte die väterliche Burg noch lange, flüchtete endlich, da er Alles verloren, nach Bayern, und fiel als abenteuernder Ritter in fremdem Dienst.

Arnulph hatte gegen die Mährer zwei Markgrafen eingesetzt. Brüder von Geburt, doch verschieden an Gesinnung. Luitpold war Markgraf unter der Enns, redlich und getreu; Aribo, der Markgraf ober der Enns, meist verdächtig, öfters seiner Würde entsetzt. Seinen Sohn Isanrich von gleichem unbändigen Sinn ereilte Arnulph durch schnelle Fahrt auf der Donau in Mautern und nöthigte ihn nach lebhafter Gegenwehr durch Steinschleudern und Sturm zur Unterwerfung.

Nachdem Arnulf 899 gestorben war, riefen die

Fürsten, so groß war ihre Achtung für ihn, seinen siebenjährigen Sohn Ludwig als König aus; der letzte Carolinge, in der Geschichte als Ludwig das Kind bekannt.

Den Ungarn war die Kunde von Arnulfs Tod sehr willkommen; sie waren in das Herz des mährischen Slavenlandes eingedrungen, und schwerer Beute Meister geworden; sie verlangten nun nach Deutschland. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Regensburg unter friedlichem Vorwand; in der wirklichen Absicht aber, das Land auszukundschaften. Brennend, raubend, mordend fielen sie in Oesterreich ein. Man glaubte, die Hunnen seien wieder entstanden, und nannte sie auch, obgleich irrig, Hunnen. Sie waren jedoch Heiden, verbrannten ihre Todten, tranken Blut, verzehrten rohes Fleisch, selbst Menschenherzen als Arznei. Wenn man in Betrachtung der dermaligen Ungarn, diese Schilderung unglaublich findet, so möge man bedenken, daß die Deutschen, als sie zuerst nach Europa kamen, gewiß nicht weniger wild waren, ja, wie man weiß, noch durch lange Zeit ihren Göttern Menschenopfer brachten.

Markgraf Leopold und Richar der Passauer Bischof ermannten sich schnell; aber nichts half ihre Tapferkeit und Klugheit. Heute waren die Ungarn in zahllosen Schwärmen da; morgen waren sie verschwunden als hätte der Erdboden sie verschluckt. Wie angewachsen saßen sie auf ihren pfeil-

ſchnellen Roſſen, auf Schläuchen ſchwammen ſie über Flüſſe und Seen.

Neben dem alten zerſtörten Lorch auf dem Berg an der Enns wurde eine feſte Burg, die Ennsburg aufgebaut; an ihr vorüber durchſtreiften die Ungarn das Land nach allen Richtungen.

Im Juni 907 war endlich der Heerbann des oberen Deutſchlandes bei Ennsburg verſammelt. Ludwig das Kind blieb dort mit dem Nachtrab; Markgraf Luitpold, jetzt auch Herzog der Bayern, ging mit dem Heere dem Feind entgegen, und lagerte auf dem weiten Felde zwiſchen Petronell und Preßburg. Die Deutſchen, ſchwer bewaffnet und ſorglos, wurden in der Nacht von feindlichen Schwärmen, die über den Fluß geſchwommen, überfallen und hingewürgt. Durch drei Tage wehrten ſie ſich tapfer, doch vergeblich; ſie mußten der ungeheuren Ueberzahl erliegen. Herzog Luitpold ſelbſt, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Freyſing und Seben, viele Aebte, Grafen, und die Blüthe deutſcher Ritterſchaft kam in dieſen blutigen Tagen elendiglich um.

Nun wälzte ſich der Strom des Verderbens nach Bayern, und weiterhin durch Schwaben bis in Elſaß und Burgund, und Nordoſtwärts in Thüringen und Sachſen. Dörfer und Flecken wurden verbrannt, Kirchen und Klöſter verödet; viele Tauſende Weiber und Kinder mit den Haaren zuſammengekoppelt, und in die Sclaverei getrieben gleich dem Vieh. Ueber Oeſterreich und Wien kam wieder ein

halbes Jahrhundert wie jene lange Zeit, da es unter den Avaren schmachtete. Das ganze Land war eine Weide für ungrische Rosse, die Gebäude zertrümmert; die Einwohner in Knechtschaft oder in tiefem Wald und Gebirge, kaum das Leben fristend, verborgen.

Den neunzehnjährigen König Ludwig tödtete 911 der Gram; mit ihm erlosch der Mannsstamm der Carolinger in Deutschland. Doch war die Ehrfurcht für Carl den Großen noch so lebhaft, daß bis zu dem großen Interregnum im XIII. Jahrhundert kein König der Deutschen gewählt wurde, der nicht weiblicher Seits von ihm abstammte.

Der erste war Conrad, Herzog der Franken, ein kraftvoller Regent; doch konnte er Oesterreichs Schicksal nicht ändern. Es verschlimmerte sich vielmehr, da Arnulf der Böse, Herzog der Bayern von blinder Herrschsucht getrieben, ein Bundesfreund der Ungarn wurde.

Auf Conrad folgte Kaiser Heinrich I. Herzog der Sachsen. Er umgab die Städte mit Mauern und Thürmen, brach damit der Ungarn Allgewalt, schlug sie endlich auch 933 bei Merseburg, wo ihrer 36000 blieben, doch wichen sie nicht aus Oesterreich.

Sein Sohn, Otto der Große, vereinigte das, durch der Carolinger Entartung der wildesten Anarchie preisgegebene, Italien wieder mit Deutschland. Allein hier war es durch Herrschsucht und Uneinigkeit so weit gediehen, daß sein eigner Sohn Ludolf,

daß Herrmann und Eberhard, die Söhne Arnulfs des Böſen, und der lothringiſche Herzog Conrad ſich gegen ihn empörten und Bundesfreunde der Ungarn wurden. Durch Ottos Schnelligkeit und unwiderſtehlichen Nachdruck waren die Meuterer bereits beſiegt, gefangen, erſchlagen oder auf unbekannter Flucht untergegangen, als 100000 Ungarn ſich auf dem zehn Stunden langen Lechfeld ausbreiteten. Sie wählten am liebſten ſolche Ebenen, die, wie in ihren Wohnſitzen, ohne Bäume und Gebüſch, blos mit kurzem Gras bedeckt waren, zur Schlacht; weil ihre zahlreiche Reiterei da am beſten wirken konnte. Das befeſtigte Augsburg war ihnen ein Dorn im Auge, und ſie beſtürmten es; allein die Bürger waren durch ihren Biſchof den Heiligen Ulrich mit ſo viel Muth und Vertrauen beſeelt, daß ſie ſich tapfer wehrten, bis Otto mit einem Heere aus allen vier großen Herzogthümern, Franken, Bayern, Schwaben und Sachſen und einer Anzahl Böhmen herangekommen war. Am St. Lorenztag (10. Auguſt) 955. erſtritt Otto mit den Deutſchen einen vollſtändigen Sieg über die Ungarn. Was nicht auf dem Schlachtfelde gefallen oder im Lech und der Wertach ertrunken war, wurde auf der Flucht durch das erbitterte Landvolk, welches früher ſo viele Unbilden und Martern von den Ungarn auszuſtehen hatte, erſchlagen; nur ſieben von dieſen kamen mit abgeſchnittenen Ohren nach Haus, um das Schickſal der übrigen zu melden.

Von dieſem Tage an hörten die Raubzüge der

Ungarn für eine geraume Zeit plötzlich auf. Das Land zwiſchen der Erlaf und der Leitha ließen ſie als Einöde liegen, hinter der Leitha und um den Neuſiedlerſee räumten ſie ihre Wohnſitze wehrhaften Stämmen von Reußen und Biſſenern (Peſchenegern) ein; das Land am linken Donauufer hinauf bis gegen Meddelike (Melk) aber behielten ſie, ſo wie Melk ſelbſt, aus dem ſie eine ſtarke Gränzfeſtung machten. Die Nachkommen der alten in die Wälder und Berge geflüchteten Einwohner der Oſtmark wagten ſich nun wieder ſchüchtern in das offne Land heraus; und da mag, was etwann von Fabiana noch übrig geblieben iſt, auch wieder angefangen haben bewohnt zu werden.

Durch mehr als achtzig Jahre ſeit den Brüdern **Luitpold** und **Aribo**, welche Arnulf einſetzte, findet man keinen Markgrafen von Oeſterreich bei den Geſchichtſchreibern verzeichnet. Alte Sagen und Chroniken jedoch erwähnen zweier, mit allen Rittertugenden ausgeſtatteter **Markgrafen von Pechlarn**, beide Namens **Rüdiger**. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Ungarn ober der Erlaf nicht feſten Fuß gefaßt haben, und von dieſem freigebliebenen Theil der Oſtmark die beiden Rüdiger Markgrafen waren; welche in dem gegen Melk nächſten feſten Ort Pechlarn an der Erlaf ihren Wohnſitz hatten. Daß der Dichter des Nibelungen Liedes einen Markgrafen Rüdiger von Pechlarn zum Freund des Hunnenkönigs Attila macht, kann die Geſchichte nicht beirren, ſondern iſt nur eine poetiſche Freiheit, deren er ſich noch größere erlaubt; indem er Attila, den großen

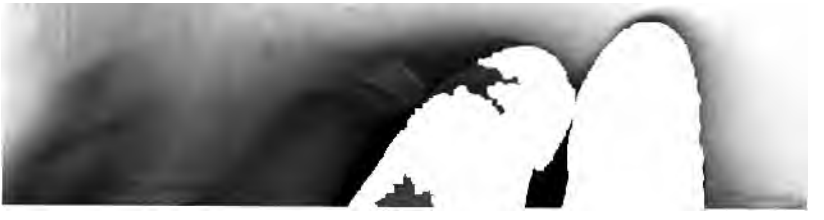
Theodorich und den Biſchof Piligrin von Paſſau als Zeitgenoſſen und Freunde anführt, ob ſie gleich in der Zeit um Jahrhunderte, und an Geſinnung noch weiter von einander geſchieden waren. Erſt zwanzig Jahre nach dem Siege am Lechfeld, als Otto der Große bereits verſtorben war, finden wir Burkard, Pfalzgrafen und Schirmvogt von Regensburg als Markgrafen der Oſtmark. Piligrin Biſchof von Paſſau ſeines frommen Eifers wegen bei Papſt und Kaiſer in Gunſt, wirkte gemeinſchaftlich mit ihm zu Wiederherſtellung des chriſtlichen Gottesdienſtes, und zu Bevölkerung des Landes durch Anſiedler; und bald findet man, daß Haarlanden und Steinakirchen wieder bewohnt waren, und Melk zum Trotz die Feſte Wieſelburg nächſt der Erlaf erbaut worden.

Bei den Ungarn hatte ſich die Geſtalt der Sachen nun auch geändert. Geſchreckt durch die Niederlage am Lechfeld, hatten ſie zwar von den Deutſchen abgelaſſen; zum Erſatz der hier verlornen Beute aber einen eben ſo großen Raubzug in das griechiſche Kaiſerthum unternommen, und bei Adrinopel eine eben ſo große Niederlage erlitten. So in Oſt und Weſt geſchlagen, verloren viele unter ihnen die Luſt an dem herumziehenden Leben, und wurden geneigt, einheimiſch zu werden in ihrem geſegneten Lande. Auch hatten ſie auf ihren früheren Zügen ſo viele deutſche Gefangene gemacht, daß deren Anzahl faſt größer war als ihre eigene. Die Gefangenen trieben Ackerbau und Gewerbe und verbreiteten auch übrigens manche Kenntniſſe. Salzburg, Regensburg,

Paſſau ſchickten wetteifernd Miſſionäre nach Ungarn. Die Herzoginn Sarolta, eines zu Conſtantinopel getauften ungriſchen Stammesfürſten Tochter, beſchützte ſie, und erleichterte ihnen nach Möglichkeit ihr lebensgefährliches Unternehmen. Ihre Schönheit und ihr kühner männlicher Geiſt brachten den Herzog Geyſa (der noch wild genug war um im Gähzorn jeden zu erſchlagen, der ihm in Wurf kam) dahin, daß er in die Meſſe ging, zugleich aber auch den Götzen opferte. Als man ihn fragte, warum er das thue, antwortete er: weil ich reich genug bin für beides. Dieſe Geſinnung des Herzogs gibt ein Bild von dem Zuſtand des Chriſtenthums im ganzen Lande. Viele Ungarn waren getauft; die größere Anzahl konnte ſich nicht entſchließen, die chriſtlichen Gefangenen loszulaſſen und der Vielweiberei zu entſagen; bleibende Wohnſitze und Arbeit waren ihrer Natur zuwider. Die Partei des Heidenthums — der endlich Geyſa ſelbſt nachgeben mußte, glaubte ihre Abneigung gegen das Chriſtenthum nicht beſſer äußern zu können, als indem ſie die neuen Anſiedlungen an der Erlaf mit Feuer und Schwert verheerten. Das iſt aber übel für ſie ausgefallen, denn ſchon war der neue Markgraf Leopold der Babenberger an dieſer Gränze der bewohnten Oſtmark angekommen.

Die Babenberger ſind ein ſo berühmter Heldenſtamm, und um Oeſterreich ſo hoch verdient, daß nicht weggelaſſen werden darf, was man aus früherer Zeit von ihnen weiß.

ſtürzte ſich der junge Leopold dazwiſchen, reichte ſeinen geſpannten Bogen dem Kaiſer, und rettete ihn damit gerade im rechten letzten Augenblick. »Das ſoll dir nicht unbelohnt bleiben, wackerer Babenberger, — ſprach der Kaiſer — das nächſte heimfallende Lehen an Land und Leuten ſoll dein ſein; und da wir ohne Zeugen ſind, nimm hin meinen gebrochenen Bogen ſtatt Brief und Siegel.« Leopold, in allen Kriegen des Kaiſers eben ſo treu als tapfer, erhielt bald eine Grafſchaft im großen Donaugau; aber erſt nach Jahren, als der alte Kaiſer ſchon lange in der Gruft ſeiner Ahnen ruhte, und ſein Sohn, Otto II., die Krone trug, fiel Burkard der Markgraf der Oſtmark in der unglücklichen Schlacht gegen die Araber an den Küſten Calabriens. Da trat Leopold mit dem zerbrochenen Bogen vor den Kaiſer. Dieſem war des Bogens Geſchichte und ſeines Vaters Verſprechen wohl bekannt; Leopold hatte durch ſeine Rittertugenden den Namen des Erlauchten bereits erworben; die Oſtmark bedurfte eines ſo ſiegreichen Kämpfers; er wurde daher 984 als ihr Markgraf belehnt. Eine zahlreiche muthige Heeresfolge drängte ſich bald unter ſein ruhmvolles Panier. Mit dieſer kam er an die Erlaf; die Ungarn flohen in das feſte Melk, das ſie die Eiſenburg nannten. Leopold griff es an, eroberte es in ritterlichem Sturm, zerbrach ſeine Mauern, und jagte die Ungarn bis über den Kahlenberg. Als ein echt chriſtlicher Ritter bedachte er, daß für ſolchen Sieg nicht ihm, ſondern dem Namen des Herrn Preis und Dank gebühre,



Feld für den Eifer der Mönche. Prininna, Fürst der Marhanen, von Moymar vertrieben, flüchtete zu Ratbod, den reichen Markgrafen der Oſtmark; fand Schutz, wurde zu Trasmauer getauft; entfloh aber bald undankbar zu den Slaven an der Sau, und hetzte ſie gegen ſeinen Wohlthäter auf. Ratbod ließ ſie die Kraft ſeines Armes dermaßen fühlen, daß Prininna bald Ausſöhnung ſuchte. Moymar ſtarb, und König Ludwig der Deutſche ſetzte 846 den Raſtiz über die Mährer.

Raſtiz, wiewohl ein Chriſt, half überall, wo er Haß, Aufruhr und Verrath gegen Deutſchland wahrnahm. Ihm zur Seite ſtand ſein Vetter, deſſen Namen nach den verſchiedenen ſlaviſchen Dialecten Swatopluck, Swantopolk, Zwentibolch, Zwetboch lautet. Schon als Jüngling war ihm keine Gefahr und kein Verbrechen zu groß; ſeine Liſt und Gewalt als Mann empfanden Viele. Raſtiz und Swatopluk hatten in der Folge Deutſchlands König Carlmann ſo vielfältig gereizt und beleidiget, daß er endlich verwüſtend ins tiefſte Mähren eindrang. Swatopluk lieferte ſeinen Vetter und Fürſten Raſtiz ſelbſt in Carlmanns Hände; der ihn blenden ließ, und in ein Kloſter ſteckte; Swatopluk mußte aber als Geiſel für die Ruhe der Mährer bleiben. Am königlichen Hofe überließ er ſich allen Freuden und Genüſſen, brütete aber Jahre lang über ſeinen hinterliſtigen Plan. Er ſchätzte ſich ſeinen Worten nach glücklich, in dieſer angenehmen Gefangenſchaft zu ſein; ſpottete ſeines wilden und armſeligen Vol-

Wildheit hat ſich zu einem gerechten Stolz veredelt; nur ihre Tapferkeit iſt geblieben.

Unter dem Markgrafen Heinrich I. fiel ſonſt nichts ferners merkwürdiges vor, als daß im Jahre 1012 Coloman, ein nach dem heiligen Grab pilgernder Irländer oder Schottländer, von dem argwöhniſchen Volk, das ſeine Sprache nicht verſtand, für einen Kundſchafter gehalten und bei Stockerau getödtet wurde. Nachdem man aber ſich des Irrthums überzeugt, ward ſein Leib, der Wunder gewirkt haben ſoll, nach Melk feierlich beſtattet, und Columban als Heiliger und als Landespatron verehrt.

König Stephan von Ungarn hatte ſein großes Werk, das ganze Land chriſtlich zu machen mit ſtarker Hand durch geiſtliche und weltliche Mittel mühſam vollbracht; und, ſo lange er lebte, aufrecht erhalten; hatte 38 Jahr lang die rauhen Gemüther durch Furcht und Hoffnung gezügelt, und ein ganz anderes Reich hinterlaſſen als das er nach ſeines Vaters Tod gefunden. Seine letzten Tage wurden durch den Verluſt ſeines einzigen Sohnes Emmerich, den auf der Jagd ein wilder Eber getödtet, ſo kummervoll, daß ſein hoher Geiſt einer Schwachheit unterlag, die für Ungarn und Oeſterreich eine Quelle vieles Blutvergießens war. Es war nämlich ſeine Schweſter an den Herzog von Venedig Otto Urſeolo verheirathet; nach ihrem Tode kamen ihre Kinder Peter und Frowiza an den Hof König Stephans, und genoſſen der Königinn Giſela vorzügliche Gunſt. Frowiza ward an unſern Adalbert, der, nach ſei-

nem ohne männlichen Erben gestorbenen Bruder Heinrich, Markgraf von Oesterreich war, vermählt; und Gisela brachte es dahin, daß König Stephan, mit Uebergehung des näheren Rechtes seiner Vettern Andreas, Bela und Leventa, Petern zu seinem Nachfolger ernannte.

Stephan starb (1038) an demselben Tag und in derselben Stunde, in denen er die heilige Krone auf sein Haupt empfangen hatte. Nur die Kraft der letzten Worte eines solchen Königs konnte den Ungarn einen, durch seinen Hochmuth und seine ungezähmten Begierden verhaßten, Fremdling aufdringen. Als König benahm er sich, als sei es seine Absicht, den Nationalhaß in helle Flammen ausbrechen zu machen. Seine und seiner Höflinge wilde Lust galt als einziges Gesetz. Ein unklug unternommener und unglücklich ausgefallener Kriegszug gegen den Kaiser erschöpfte endlich die Geduld. Auf einer Versammlung zu Stuhlweißenburg kündigten alle Bischöfe und alle Großen Petern im dritten Jahr seiner bösen Regierung den Gehorsam auf. Er, nur auf eigene Sicherheit bedacht, verließ sich selbst und sein Reich, und floh zu seinem Schwager Adalbert nach Oesterreich.

Die Ungarn riefen Stephans Schwager, den rauhen Cumanen Aba (wider seinen Willen getauft und Samuel genannt) einen Todfeind des christlichen Glaubens und aller Cultur, zum Könige aus. Aba schickte Bothen an den jungen Kaiser Heinrich III., begehrte die Anerkennung und Peters Auslieferung.

Regensburg aufgehängt, dachte er daran, die alte unvergoltne Schmach endlich an Swatopluk zu rächen. Ein unbekanntes furchtbares Volk, die Magyarn (Ungarn) hatte Arpad, ihrer sieben Stämme Erbherzog, mit Griechen und Bulgarn siegreich kämpfend, an der Donau bis nahe an die Ostmark herauf geführt. Diese rief Arnulph auf, die Mährer über die Theiß zu jagen, die er selbst von vorne angriff. Wiederholt geschlagen, mußte Swatopluk einen schimpflichen Frieden eingehen; er überlebte seines Landes grauenvolle Verwüstung und diesen Frieden nur um wenige Monate. Das großmährische Reich war dahin 894. Von Swatopluk's drei Söhnen ward einer nach Kärnthen abgeführt, und hatte Arnulphs Gunst gewonnen, der andere ward von den Ungarn erschlagen; der Dritte vertheidigte die väterliche Burg noch lange, flüchtete endlich, da er Alles verloren, nach Bayern, und fiel als abenteuernder Ritter in fremdem Dienst.

Arnulph hatte gegen die Mährer zwei Markgrafen eingesetzt. Brüder von Geburt, doch verschieden an Gesinnung. Luitpold war Markgraf unter der Enns, redlich und getreu; Aribo, der Markgraf ober der Enns, meist verdächtig, öfters seiner Würde entsetzt. Seinen Sohn Isanrich von gleichem unbändigen Sinn ereilte Arnulph durch schnelle Fahrt auf der Donau in Mautern und nöthigte ihn nach lebhafter Gegenwehr durch Steinschleudern und Sturm zur Unterwerfung.

Nachdem Arnulf 899 gestorben war, riefen die

Der neue Namen entſtand alſo beſtimmt während der fünfzigjährigen Beherrſchung durch die Ungarn oder gleich in den erſten Wochen nach ihrer Beſiegung; und war nach mehr als 100 Jahren noch nicht allgemein. Schon dieſer Umſtand widerlegt die Meinung, daß er aus einer Verkürzung des alten Namens entſtanden ſei; wenn man ſich auch vorſtellen könnte, wie aus Favia, Fabiana oder dem viel häufiger vorkommenden Fabianis **Wienne**, das der Deutſche zweiſylbig ſpricht, geworden ſein möge.

Andere wollen in dem Ungriſchen **Belz bon**, das ſehr gelinde ausgeſprochen wird, den Keim des Namens Wien finden. Die Zeit des Urſprungs ſtimmt damit überein. Wieder Andere glauben, die Stadt habe den Namen von dem Fluß, wie z. B. Ems und Steier; und die Wien müſſe viel größer geweſen ſein, als der Wald noch bis an die Stadt reichte; und alle die jetzigen Tauſende von Brunnen und Waſſerableitungen von Burkersdorf bis hieher, vorzüglich die Waſſerwerke von Schönbrunn, nicht beſtanden. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Meinung, daß in dem zerſtörten Fabianis während der ungriſchen Unterjochung nur Slaven gewohnt haben; in den ſlaviſchen Sprachen heißt unſere Stadt **Wjden**, woraus leicht **Wien** geworden ſein kann.

Die Zeit, ſeit welcher der Namen Wienne vorkommt, iſt gerade dieſelbe, ſeit welcher Wien erſt ununterbrochen zu Deutſchland gehört, denn Markgraf Adalbert hatte die Ungarn, die Leopold nur über den Kahlenberg getrieben, eben wenige Wochen

vor Ankunft des Kaisers bis über die Leitha hinaus geschlagen. Sonach ist es sehr begreiflich, daß die fast ganz zerstörte und halb vergessene Stadt, nun unter deutscher Oberherrschaft statt ihres römischen Namens einen andern erhalten hat. So wie man auch erst kurz vorher das Land zum ersten Mal Österrichi genannt findet. Der Umstand, daß Kaiser Heinrich III. zu Wien eine Berathung mit den Fürsten über die Heerfahrt nach Ungarn gehalten, darf Niemand verleiten zu glauben, daß es damals schon groß genug gewesen sei, Kaiser und Fürsten mit ihrem Gefolge aufzunehmen; man hält einen Kriegsrath manchmal in einem Zelte, in einem Bauernhaus, wohl auch unter freiem Himmel. Erst hundert Jahr später finden wir Wien im merklichen Zunehmen an Bevölkerung und Wohlstand.

In dem Fürstenrathe zu oder bei Wien wurde beschlossen, die Ungarn sogleich anzugreifen; denn Aba hatte das Heidenthum und die alten wilden Sitten wieder eingeführt, worüber viele christliche Große des Reichs und die Bischöfe sehr unzufrieden waren. Der Kaiser und unser Adalbert, der eines größeren Lobes nicht bedarf, als mit der Freundschaft eines solchen Kaisers beehrt worden zu sein, eroberten die Hunnenburg (Hainburg) und die Brezißburg (Preßburg), zerbrachen ihre Mauern, und drangen bis über den Granfluß. Nun kam es zu weitläufigen Unterhandlungen, welche im Frühjahr 1043 damit endeten, daß Aba das Land Oesterreich bis an die Leitha förmlich abtrat, und sich der Ober-

hoheit des Kaisers unterthänig und zinsbar erkannte; worauf das deutsche Heer sich zurückzog. Aba jedoch konnte seinen Haß gegen das Christenthum nicht mäßigen; unter dem Vorwand seiner Krönung rief er die Großen und die Bischöfe zusammen; und ließ vierzig aus ihnen ohne Verhör und Urtheil spießen. Der Kaiser, davon empört, drang mit Adalbert abermal in Ungarn ein. Am 5. Juli 1044 kam es zu der mörderischen Schlacht bei Menfö, unweit Raab; die anfangs so unglücklich ging, daß das Feld noch heutzutage »das Grab der Deutschen« heißt. Endlich entschied Adalbert den Sieg; die Ungarn, des wilden Regiments und der Grausamkeiten Aba's müde, schlugen ihm selbst das Haupt ab, und legten es dem Kaiser zu Füßen; der den König Peter wieder einsetzte, und ihm den Vasalleneid abnahm. Peter war aber auch durch Unglück nicht weiser geworden. Seine zügellose Willkühr reizte wieder im dritten Jahr die Ungarn zum Aufstand; er floh wieder, seinen kleinen Anhang verlassend, nach Oesterreich; wurde aber bei Wieselburg eingeholt, niedergeworfen und geblendet. Die Prätendenten Andreas, Bela und Lewenta kamen aus ihrer Freistätte in Pohlen unter allgemeinem Zujauchzen nach Pesth.

Adalbert baute noch das im Jahr 1042 eroberte Hainburg als deutsche Gränzfestung, von den Ungarn oft vergeblich zerstört, wieder auf; und starb 1056 nach einem ruhmvollen Leben, des Namens »der Sieghafte« vollkommen würdig. Noch vor ihm

ſein tapferer Sohn Leopold II. und nach wenigen Monaten folgte ihm ſein Freund, Kaiſer Heinrich III. in das Grab, der einen ſechsjährigen Knaben an der Hand einer ſchwachen Frau und uneiniger Vormünder hinterließ.

Darauf gründete Andreas, König von Ungarn, das Begehren der Unabhängigkeit, eines dauerhaften Friedens, und engerer Verbindung. Es war der Kaiſerinn Agnes nicht möglich, dagegen zu ſein. Sie führte ihren Sohn, Kaiſer Heinrich IV. und ihre Tochter Sophie (nach andern Judith) im Jahr 1058 nach Melk zu Markgraf Ernſt den Tapfern, Adalberts Sohn. Hier vermählte ſie ihre Tochter an des Königs Andreas Sohn, Salomo; und Heinrich IV. ertheilte dem Markgrafen Ernſt jenen Brief, der ihn des Reiches vorderſten und getreueſten Fürſten, Oeſterreich des deutſchen Reiches Vormauer nennt, und es durch Vortragung des Schwertes und der eigenen Landesfahne den alten, großen Herzogthümern gleichſtellt.

Andreas gerieth mit ſeinem Bruder Bela um die Krone in Streit. Ein unheilvoller Streit, der in beider Brüder Nachkommen fortwährend Ungarn durch mehr als 200 Jahr in blutige auswärtige und Bürgerkriege ſtürzte; welche auch Oeſterreich vielfach berührten. Andreas wurde von Bela an der Theiß geſchlagen, und ging, man weiß nicht wo, zu Grunde. Sein Sohn Salomo flüchtete mit der heiligen Krone und dem Schatze nach Oeſterreich, und fand Schutz in Melk, das noch vor 70 Jahren

eine ungrische Festung war. Bela bestieg den Thron; überfiel mit den christlichen Ungarn die Heidnischen; erschlug eine ungeheure Zahl derselben, erzwang von anderen den Widerruf; und hatte in einem Jahr den Christenglauben, den Ackerbau und gesellige Sitten in Ungarn neu hergestellt. Nun wollte er auch durch verheerenden Einfall in Oesterreich für den Schutz, den Salomo gefunden, sich rächen, und die Krone und den Schatz wieder holen. Aber Ernst hieß nicht umsonst der Tapfere; er schlug den König zurück, verfolgte ihn nach Ungarn, nahm Wieselburg im Sturm; Bela stürzte auf der Flucht, und starb plötzlich. Ernst half Salomo den Thron besteigen; Bela's Söhne Geysa und Ladislaw flüchteten nach Pohlen.

In der erbitterten Schlacht Heinrich's IV. gegen die Sachsen bei Hohenberg an der Unstrut am 8. Juli 1075, die vom heißen Mittag bis in die späte Nacht währte, kämpfte Ernst für seinen Kaiser, bis der Sieg erkämpft war; allein es kostete ihm das Leben; nur seine Leiche kam nach Oesterreich.

Ihm folgte sein Sohn Leopold III. der Schöne von dem nichts merkwürdig ist, als daß er in dem unvergeßlichen Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. zu Tuln die Partei öffentlich abschwor, für die sein Vater Ernst gestorben war, und auf die Seite des Papstes trat. Heinrich erklärte ihn dafür seines Markgrafthums verlustig, und verlieh es dem neuen Böhmenkönig Wratislaw, der sich schnell durch die Schlacht bei Mailberg (12. Mai

1082) in Beſitz ſetzte. Eben ſo ſchnell vertrieb ihn der tapfere Azo von Gobatsburg, Ahnherr der Kuenringer durch einen Sieg zwiſchen Horn und Eggenburg.

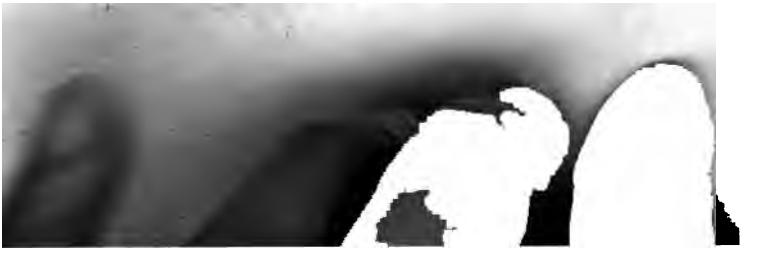
Wenn gleich aus der kurzen Regierung Leopolds des Schönen nichts Ruhmwürdiges von ihm zu melden iſt, ſo lebte doch unter ihm ein auf ſeinem Platz höchſt ruhmwürdiger Mann, Altemann, Biſchof von Paſſau. Er war der Sohn eines Grafen in Weſtphalen, und ſtudierte in ſeiner Jugend in Paris und in Italien Theologie, wo er mit zwei anderen jungen deutſchen Grafen Gebhard aus Schwaben, und Adalbero aus Bayern zuſammen traf. Die Jünglinge überließen ſich gerne dem ſchmeichelhaften Traume, daß ſie Kirchenfürſten und Kloſterſtifter werden könnten. Er ging in Erfüllung; Gebhard ward Erzbiſchof von Salzburg und ſtiftete Admont in Steier, Adalbero Biſchof zu Würzburg ſtiftete Lambach in Oberöſterreich, Altmann ſtiftete Garſten, St. Florian, St. Pölten, und erneuerte Göttweih, St. Nikola, Melk. Seine Einkünfte auf fromme Stiftungen hingeben iſt viel gethan, Altmann aber that noch viel mehr. Er fand, wie man ſich nach ſo oft wiederholten Verheerungen wohl vorſtellen kann, faſt alle Kirchen klein; die meiſten von Holz, ohne Thürme und Glocken, ohne Bücher, ohne Schulen. Er erbaute anſtändige Kirchen mit Thürmen, ſchaffte Glocken dazu, verſah die Kirchen mit allem Nothwendigen, legte Schulen an, bildete eine gottesfürchtige, durch Sitten und from-

men Wandel ausgezeichnete Geiſtlichkeit. Und alles das zu einer Zeit, wo neben ihm in Ungarn der Bürgerkrieg wüthete, wo das in Parteien zerriſſene Deutſchland gegen einander kämpfte; wo ihn, den Anhänger des Papſtes, der Böhmenkönig, des Kaiſers treuer Vaſall, verfolgte und zweimal aus ſeinem Bisthum trieb; wo endlich Hunger und böſe Seuchen das allgemeine Elend auf das Höchſte trieben. Alles dieſes hinderte nicht, daß der fromme Biſchof Altmann jedes Werk geiſtlicher und leiblicher Barmherzigkeit fort übte, bis er arm und verbannt zu Zeiſelmauer in Oeſterreich 1091 ſtarb.

Man weiß, daß um jene Zeit eine kleine Kirche, dem heiligen Pancratius geweiht, in Wien auf dem Platze der heutigen Nunciatur ſtand; aber weder von ihrer Entſtehung noch von ihrem Untergang hat man eine ganz gewiſſe Nachricht. Eine wahrſcheinliche Sage berichtet, daß ſie eben auch von Biſchof Altmann im Jahr 1068 erbaut worden ſei; vermuthlich weil etwann in jener Gegend die erſten Häuſer wieder bewohnbar geworden, St. Peter und St. Ruprecht aber in Trümmern lagen. Bei Erbauung der Nunciatur mag ihre Hauscapelle an die Stelle dieſer dem Verfalle wieder nahen kleinen Kirche getreten ſein.

Nach Leopolds des Schönen Tod 1096 folgte ihm ſein Sohn gleiches Namens, welcher im Jahre 1485 heilig geſprochen, ſeither als Landespatron von Oeſterreich verehrt wird. Als dieſer Leopold IV. die Regierung antrat, war ſchon auf dem Kirchen-

rath zu Clermont der Kreuzzug in das heilige Land beſchloſſen, um die Stätte des Leidens und des Grabes Chriſti der Entweihung der Ungläubigen zu entreißen; und die Wallfahrter von den bisher erlittenen Mißhandlungen zu befreien. Man hat über dieſe Kreuzzüge, beſonders in der neueſten Zeit, ſehr ungünſtig geurtheilt; hat ſie eine unſinnige Schwärmerei genannt; hat aber in eben dieſer neueſten Zeit den Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung der Griechen geprediget. Der unparteiſche Mann verkennt nicht, daß viel loſes Geſindel aus Raub- und Beuteluſt mitgezogen; daß ſo Mancher das Kreuz genommen, um für ein ruchloſes Leben, das er nicht zu beſſern willens war, Vergebung zu erhalten; daß Viele in unbedachtem Eifer ihre Familien zu Grunde richteten, indem ſie, die Koſten des Zuges aufzubringen, ihr Hab und Gut verpfändeten oder verkauften; daß mehrere Hunderttauſend kraftvolle Männer von allen Nationen und allen Ständen dabei zu Grunde gingen; daß es beſonders dem erſten Zuge an Zucht und Ordnung gänzlich fehlte. Allein es iſt auch nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſehr Viele aus reiner Andacht, von der großartigen Idee begeiſtert, alle irdiſchen Rückſichten hintan ſetzten; mit ihren Feinden ſich verſöhnten, und in Gottes Namen zu Kreuz und Schwert griffen; und daß die durch Verheerungen der Barbaren ſeit Jahrhunderten verſcheuchten Künſte und Wiſſenſchaften durch die Kreuzzüge wieder anfingen, in Europa zu blühen; daß durch ſie erſt ein Handel im Großen entſtand, der



Städte und Länder zu dem Flor brachte, in dem wir ſie bald ſehen werden. Vorzüglich gewann Wien dabei. Hunderttauſende zogen auf der Donau herab, oder zu Land über Wien nach Ungarn. Wenn das damals noch ſehr kleine Wien auch anfangs wenig zu geben hatte, ſo vermehrte ſich bei dieſem Andrang von Fremden doch ſeine Bevölkerung und ſein Wohlſtand von Tag zu Tage. Je mehr hier zu haben war, deſto gewiſſer hatte jeder Kreuzfahrer in dieſer letzten Stadt Deutſchlands noch etwas zu kaufen, jeder Deutſche den Wunſch, noch ein paar Tage hier zu verweilen.

Das zweite Heer, mit welchem **Gottfried von Bouillon**, der Eroberer und erſte chriſtliche König Jeruſalems, der große Ahnherr unſeres Kaiſerhauſes, im Auguſt nachrückte, hielt ſich lange in der Nähe von Wien auf; bis der Vertrag über den freien Durchzug durch Ungarn mit dem König **Coloman** geſchloſſen war. Gottfried mußte ſeinen Bruder **Balduin** mit ſeiner Gemahlinn **Gundehilde** als Geiſel geben; dagegen geleitete **Coloman** ſelbſt dieſes zweite Heer bis an die Save hinab. Das erſte Heer, welches plündernd und zuchtlos umher geſtreift war, hatten die Ungarn zu Tauſenden erſchlagen und verſprengt.

Markgraf Leopold IV. war um dieſe Zeit noch nicht 23 Jahr alt; war tapfer und muthvoll wie alle Babenberger, und nach einem unter ſeinem Bildniß zu Kloſterneuburg befindlichem Maße faſt 7 Schuh hoch. Mit dieſen Eigenſchaften verband Er, auf deſ-

ſen Jugend der Freund ſeines Vaters, Biſchof Altmann, viel Einfluß hatte, eine innige Gottesfurcht, einen lebendigen Eifer für Alles, was er der Sache der Religion zuträglich hielt, und eine wahrhaft väterliche Liebe zu dem Volke, deſſen Wohl ihm Gott anvertraut hatte. So heiß nun ſein Verlangen auch war, ſich dem wohlgeordneten Heere Gottfrieds, unter welchem er viele Helden erblickte, anzuſchließen, ſo widerſtand er doch jetzt, wie durch ſein ganzes Leben, den Lockungen der Ruhmbegierde, und zog ſeine Pflicht den liebſten Wünſchen vor. Eine doppelte Pflicht gebot ihm, in Oeſterreich zu bleiben. Er hatte eben die Regierung angetreten, ſein Land hatte ſich noch wenig von allen den erlittenen Verheerungen erholt; ſein Vater, der die Partei des Kaiſers abgeſchworen hatte, weil den Satzungen der Kirche zufolge Niemand mit einem Excommunicirten Gemeinſchaft halten durfte, hatte genug zu thun, um ſich vor der Rache des Kaiſers zu ſchützen; Leopold war voll von Entwürfen, ſeinem Lande, ſeinem geliebten Volke aufzuhelfen. Er konnte jetzt nicht fort. Hiezu kam noch, daß Kaiſer Heinrich IV. vom Kirchenbann losgeſprochen war. Leopold erkannte nun ſeine Lehenspflicht, ſobald es ihm nur irgend möglich wäre, dem Kaiſer mit geſammter Waffenmacht beizuſtehen. Um jedoch ſeinen lebhaften Antheil an den Kreuzzügen zu beweiſen, verſah er ihre Schaaren, die zügelloſen wie die geordneten, freigebig mit Speiſe, Trank und Geld; und an Gottfried von Bouillon ſandte er eine zureichende Summe in Gold,

um 300 Ritter auszurüſten, welche das Vermögen dazu nicht ſelbſt beſaßen.

Nach 2 Jahren, nachdem er zu ſeinen Entwürfen mittelſt der Landſtände einen feſten Grund gelegt, und einige derſelben bereits in guten Gang gebracht hatte, ordnete er eine Regentſchaft für die Zeit ſeiner Abweſenheit an, und brach mit allen ſeinen Vaſallen auf, um ſich dem Kaiſer anzuſchließen; des Willens, bei jeder Waffenruhe im Winter wieder heimzukehren. Der Entſchluß war großartig und aus reinem Pflichtgefühl entſprungen; denn der unglückliche Heinrich IV. war bereits, bis auf ſeinen ſtets getreuen Schwiegerſohn Friedrich von Hohenſtauffen, von allen Fürſten verlaſſen, und ſein böſer Sohn Heinrich V. als Gegenkönig von den meiſten anerkannt. Dem Beiſpiel Leopolds folgte auch ſein Schwager Herzog Borziwoy mit den Böhmen und Mährern; und die Sache des Kaiſers hielt ſich noch einige Jahre.

Die Eroberung der heiligen Stadt (Jeruſalems) 1099 entzündete den Eifer für die Kreuzzüge aufs neue. In ganz Europa wurde gerüſtet, die theure Eroberung zu erhalten, ſich ganz Paläſtina's zu bemeiſtern. Der Bayernherzog Welf, der Erzbiſchof von Salzburg Thiemo, Ulrich Biſchof von Paſſau, Giſelbert Abt von Admont kamen mit einem neuen Heere nach Wien. Leopold war bei dem Heer des Kaiſers, doch ſeine Mutter Itha die Witwe Leopolds des Schönen, des Herzogs von Bayern Schweſter, ſchloß ſich dem Zuge an. Glücklich kamen

ſie durch Ungarn und durch das Reich der treuloſen Griechen. Von dieſem Erfolge eingeſchläfert, und da ſie durch Vereinigung mit andern Schaaren auf 160,000 Kreuzfahrer angewachſen waren, durchzogen ſie zerſtreut und unbeſorgt das karamaniſche Land. Plötzlich brachen die Karamanier in ungeheurer Anzahl aus dem Gebirg hervor; kaum 3000 Kreuzfahrer konnten entfliehen. Was aus der Markgräfinn Itha geworden, bleibt ungewiß; einige der Flüchtlinge wollten ſie unter den Schwertern der Ungläubigen und von ihren Roſſen zertreten geſehen haben; ſpätere Pilger hatten gehört, ſie ſei mit mehreren Frauenzimmern nach Chorazan verkauft des Sultan Maſſoud Gemahlinn und des berühmten Nureddin Großmutter geworden. Ihr Alter, wenigſtens 40, iſt zwar eine Einwendung dagegen; allein deutſche Frauen bleiben lange ſchön; und als Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern 1172 ins gelobte Land kam, grüßte ihn Sultan Kilidſch gaſtfreundlich als einen Verwandten.

Leopolds Herzenswunſch war es auch jetzt, ſich dieſem Zuge anzuſchließen, allein Kaiſer Heinrich und Oeſterreich forderten Leopolds Gegenwart, und er hatte Gewalt genug über ſich, um ſeine Wünſche fortan ſeinen Pflichten zum Opfer zu bringen. Unter mehreren Anſtalten, die er zum Wohl ſeines Landes traf, war auch der Bau einer Burg und einer Kirche auf der letzten, von der Donau herauf ſich erhebenden Höhe des Kahlengebirges, welche heutzutage noch der Leopoldsberg heißt. Hieher ver-

legte er von Melk seine Residenz. Mit den Böhmen und Mährern stand er in den freundschaftlichsten Verhältnissen, nur von Ungarn her waren feindliche Einfälle zu besorgen. Dieser gefährlichen Gränze wollte er nahe seyn als ein rechter Markgraf und Schutzherr.

Seine fernere Absicht dabei war, das alte, jetzt nur noch wenig bewohnte **Wien**, durch die Nähe der Residenz emporzubringen. Er erreichte beide Absichten im vollen Maße. Die Ungarn waren eingefallen; doch er schlug sie so tapfer zurück, daß sie während allen 40 Jahren seiner Regierung keinen zweiten Einfall wagten. Auch kein anderer feindlicher Fuß betrat das von Leopold beschützte Oesterreich. Zu jener Zeit tobte der Krieg zwischen dem Kaiser und den Päpsten, zwischen Heinrich IV. und seinem bösen Sohn Heinrich V., und gleich nach dessen Tod zwischen den Welfen und Waiblingern durch ganz Deutschland. Nur Leopolds Weisheit und seinem Ansehen im ganzen Reiche war das Wunder möglich, daß Er, außer der in den ersten Jahren dem Kaiser schuldigen Lehenspflicht, in keinen dieser erbitterten Kriege verwickelt wurde.

In so langen Jahren sicherer Ruhe nahm Wien allerdings zu an Bevölkerung, und manches neue Haus entstand aus alten Trümmern. Leopolds Sohn und zweiter Nachfolger Heinrich II. würde seine Residenz nicht vollends nach Wien verlegt haben, wenn es nicht durch des Vaters segensreichen Geist sich schon bedeutend emporgehoben hätte. Sonach war

es Leopold der Heilige, der den ersten festen Grund zu dem heutigen Glanz der Kaiserstadt gelegt hat.

Noch etwas lag dem heiligen Leopold sehr am Herzen. Er sah wohl, daß in Wien Gewerbe empor kamen, daß die Einwohner Neigung und Geschick zum Handel hatten, allein an religiöser und sittlicher Bildung fehlte es noch sehr; an Wissenschaften ganz. In den weit ausgedehnten Waldungen Oesterreichs bewohnten noch vereinzelte Familien zerstreute Hürten, lebten da fast in wildem Zustand; nannten sich zwar Christen, kamen aber nur selten in die ferne Kirche, noch seltner kam zu ihnen ein Priester. Leopold hatte gesehen, wie durch die Stiftungen von Kremsmünster und Göttweih die Gegenden umher urbar geworden, das Volk sich vermehrte und bildete; daher beschloß Er drei Klöster zu stiften. Eines für Chorherrn, die vorzüglich im Ruf der Gelehrsamkeit standen, in der Nähe von Wien; und in den noch wilden Waldgegenden eines für den neuen Orden der Cisterzienser, ein anderes für Benedictiner.

Leopold hatte bei Eintritt des Winters 1104 Kaiser Heinrich IV. im Begriffe verlassen, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe anzutreten; er glaubte nun Zeit zu haben, zu Erbauung seines Chorherrnstiftes, und war nur über die rechte Stelle noch im Zweifel. Nicht ferne von Wien sollte es stehen, und auch nahe am Leopoldsberg. Jetzt im Frühjahr 1105 erhielt Leopold Botschaft vom Kaiser, der Schwabenherzog Friedrich von Hohenstauffen, seine festeste Stütze sei gestorben; nur dießmal sollte Leopold ihm noch

zu Hülfe kommen, und nur auf kurze Zeit, indem er ernſtlich willens ſei, ſeine verſprochene Pilgerſchaft nach Jeruſalem anzutreten. Leopold folgte dem Ruf.

Bei dem Kaiſer fand er deſſen Tochter Agnes, Witwe Friedrichs von Hohenſtauffen, mit ihren zwei Söhnen. Sie ſuchte nach ihres Gemahls Tod lieber beim ſchwachen Vater als beim mächtigen Bruder Schutz, und ließ es ihr eifrigſtes Beſtreben ſeyn, Ausſöhnung zwiſchen Vater und Sohn zu vermitteln. Wirklich erſchien auch, bald nach Leopold, Heinrich V., und nach einigen Unterredungen erfolgte die gewünſchte Verſöhnung. Leopold lebte nun in der Familie des Kaiſers wie dazu gehörend. Es war von Märſchen und Schlachten nicht die Rede; man lebte in Frieden. Leopold, obſchon bereits 32 Jahr alt, hatte noch nie Zeit gehabt an eine Vermählung zu denken; jetzt hatte er Zeit dazu. Durch alle die Jahre, in welchen er Heinrich IV. Heeresfolge leiſtete, ſah er immer Friedrich von Hohenſtauffen vorgezogen, durch ſeine herzogliche Würde ſowohl, als durch ſeinen ruhmvollen Namen, im Vertrauen des Kaiſers wie im Anſehen beim Heere. Alles dieſes verletzte nicht Leopolds demüthigen Sinn; er bewunderte und verehrte Friedrichs Heldenmuth, ſeine unwandelbare Treue, den hohen Geiſt, mit dem er Alles vollbrachte. Wenn von Agnes die Rede war, fühlte Leopold, ohne ſie jemals geſehen zu haben, eine herzliche Hochachtung für die Frau, die ein ſolcher Mann gewählt hatte. Nun aber ſah er ſie durch mehrere Monate täglich, und täglich mehr leuchtete ihm

rich V. Nicht auf seine Seite gedachte er zu treten, bei Agnes selbst wollte er um ihre Hand werben. Sie sagte sie ihm zu, allein sie befand sich in des Bruders Gewalt. Nach kurzer Unterhandlung begnügte sich Dieser mit Leopolds Trennung vom Kaiser, mit desselben Wort niemals Partei gegen ihn zu nehmen, und mit Zurückhaltung der Söhne Agnesens Friedrich und Conrad, als Geiseln. Leopold führte seine Braut nach Melk, wo sie am 1. Mai 1106 mit ihm feierlich vermählt wurde. Eine höchst merkwürdige Frau; durch außerordentliche Verhältnisse von der Vorsehung ausgezeichnet. Sie hat 23 Kinder geboren und 81 Jahre gelebt; sie war Urenkelinn, Enkelinn, Tochter und Schwester von vier fränkischen Kaisern, Mutter, Großmutter und Aelternmutter der fünf schwäbischen Kaiser; Gemahlinn eines Heiligen; Ahnfrau der ruhmvollen Geschlechter der Hohenstauffen und der Babenberger.

Sobald die Burg am Leopoldsberg vollständig eingerichtet war, zogen Leopold und Agnes von Melk hinab. Abends stand Leopold gerne auf der hohen Altane, das schöne Land und die Stadt überschauend, den scharfen Blick sorgfältig gegen die ungrische Gränze gerichtet. Agnes trat zu ihm. Er wies ihr mit dem Finger einige neue Häuser, die bereits in Wien entstanden, und äußerte herzliche Freude darüber. Ein Windstoß hob ihr den übergehängten Schleier vom Haupte; er flog stromaufwärts, er stürzte, man konnte nicht mehr ausnehmen, ob in die Donau, ob dieß — ob jenseits in

den Wald. Agnes war sehr betrübt über den Verlust des Schleiers; er war eine Arbeit ihrer ehrwürdigen Schwiegermutter Hohenstauffen, für sie gemacht, ein theures Angedenken. Viele wurden ausgeschickt, ihn zu suchen; vergebens. Einst auf einer Jagd zwischen dem Leopoldsberg und jenem Theil von Neuburg, den vor Jahren eine Ueberschwemmung der Donau abgerissen hatte, hörte Leopold seine Hunde ganz fremden Laut ausgeben, und immer auf einer und derselben Stelle unten an der Donau. Er ging darauf zu; da hing Agnesens Schleier von schwankem Ast hernieder. »Sollte mir das nicht ein Zeichen des Himmels sein? — sprach Leopold. — Was suche ich länger! Hier soll mein Chorherrnstift stehen.« Und dort steht es noch; Klosterneuburg genannt.

Der ganz verlassne Heinrich IV. konnte seinem Sohn auf keine Weise mehr widerstehen. Er legte die Krone ab, die ihn während 50 Jahren nicht selten schwer gedrückt hatte; und zog sich in ein dunkles Privatleben zurück. Noch in demselben Jahr 1106, dem 57. seines Lebens unterlag der kraftvolle Geist dem Grame und dem, oft selbst geschaffnen, harten Schicksal.

An Heinrich V. ging das vierte Gebot bald in Erfüllung; auch ihn traf der Fluch der Kirche. Alle Fürsten wichen von ihm; alles, wofür sein Vater gestritten, ging unter ihm verloren. Mißmuth und böses Gewissen fraß an seinem Herzen; durch neunzehn Jahr nach seines Vaters Tod schleppte er ein ruhmloses lästiges Leben fort und starb 1125 nicht

geachtet und nicht bedauert. Mit ihm erloſch die Dynaſtie der fränkiſchen Kaiſer. Die mächtigſten Fürſten ſchritten zur neuen Wahl; ſie ernannten vier Fürſten, zwiſchen denen zu wählen ſei: Agneſens älteſten Sohn Friedrich von Hohenſtauffen, unſeren Markgrafen Leopold, Lothar, Herzog in Sachſen und Carl, Grafen zu Flandern. Adalbert, Erzbiſchof von Mainz, der Hohenſtauffen alter Feind, machte die Fürſten aufmerkſam, daß Friedrich in ſeinem Stolz und Uebermuth glaube, ſie könnten keinen andern wählen; die Krone, welche bereits die Sachſen und die Franken getragen, müſſe nun auf die Schwaben kommen. Die Fürſten erließen nun den Ruf zur Kaiſerkrone an Leopold. Dieſer, von Stolz und Ehrgeiz weit entfernt, liebte ſein Oeſterreich über Alles; war zufrieden mit dem Looſe, das ihm der Himmel beſchieden, und verbat voll Demuth mit Thränen in den Augen die hohe Würde. Lothar der Sachſe ward ſodann gewählt.

Leopold lebte nun im ungeſtörten Frieden nur für ſein Oeſterreich. Seinem Vorſatz getreu, baute und ſtiftete er die Ciſterzienſer Abtei Heiligenkreuz, und mit ſeinen Vettern Heinrich und Rapoto Herrn von Mödling und Altenmark gemeinſchaftlich die Benedictiner Abtei Kleinmariazell. Mit immer gleicher Sorgfalt für ſein Volk, regierte er 40 Jahre, und ſtarb unter Werken der Andacht und der Wohlthätigkeit an ſeinem 64. Geburtstag, den 15. November 1136, von aller Welt geehrt, geliebt, bedauert. Sein Grab iſt in Kloſterneuburg.

Ihm folgten als Markgrafen seine Söhne Leopold V. und Heinrich II. Da die Markgrafschaften noch nicht erblich waren, bewarb sich Agnes bei Kaiser Lothar um die Belehnung für Einen der Söhne Leopolds. Adalbert, der älteste, war inzwischen bald nach dem Vater gestorben; der Kaiser belehnte Leopold 1137, und starb selbst noch in demselben Jahre. Von den übrigen Söhnen Leopolds sind bekannt, Otto, zuerst Probst von Klosterneuburg, dann Bischof von Freisingen, der das Leben Kaiser Friedrichs I. schrieb, und dem Vater zu Liebe zu Wien den Freisinger- jetzt Trattnerhof baute; und Conrad Bischof von Passau, in der Folge Erzbischof von Salzburg. Von den Töchtern des heiligen Leopolds war Agnes Königinn von Pohlen, Bertha Burggräfinn von Regensburg, Gertrud Königinn von Böhmen, Elisabeth Landgräfinn von Thüringen, Judith Markgräfinn von Montferrat. Mehrere Kinder starben mit jungen Jahren.

Gleich nach Heinrichs V. Tod brach der Streit zwischen dem Hause Hohenstauffen und dem Welfischen Hause unter Heinrich dem Stolzen, Herzog von Sachsen und Bayern aus, gewöhnlich der Kampf der Welfen und Wiblinger (Gibellinen) genannt; der durch lange Jahre Deutschland zerrüttete, und ganz Italien mit Blut und Graus erfüllte. Heinrich V. hatte seine Erbgüter seinen Neffen Friedrich und Conrad von Hohenstauffen vermacht, wodurch sie mächtige Herren wurden. Kaiser Lothar wollte diese Güter zum Reich einziehen, und das Beste da-

von dem ihm verwandten Heinrich dem Stolzen verleihen. Die Stauffen griffen zu den Waffen, sie kämpften mit abwechselndem Glück; Friedrich in Deutschland, Conrad in Italien. Der Heilige Bernard bewog endlich die ungebeugten Stauffen, daß sie sich Lotharen unterwarfen.

So wie früher Friedrich hatte nun Heinrich der Stolze durch seinen Uebermuth sich die Fürsten abgeneigt gemacht; sie wählten nach Lothars Tod Conrad III. den jüngern Hohenstauffen. Der stolze Heinrich fiel in die Acht, seine Besitzungen wurden eingezogen. Der neue Kaiser gab Sachsen an Albrecht den Bären von Askanien, und Bayern seinem Halbbruder Leopold V. von Oesterreich, der **Freigebige** zugenannt.

Außer dieser Verleihung ist in Leopolds V. kurzem Leben nichts merkwürdig, als daß er noch bei seines Vaters Lebzeiten einst auf der hoch angeschwollenen Wien eine Statue des Apostels Jakob des älteren herabrinnen sah. Er rettete sie aus den Fluthen und stellte sie außer der Stadt in einer Capelle auf, die er 1131 auf der Hülben, wie die Gegend damals hieß, nahe an der alten Römerstraße (jetzt Riemerstraße) bauen ließ. Später stand da ein Chorfrauen-Kloster zu St. Jakob, und noch heißt ein Theil dieses aufgehobenen Klosters das Jakobergebäude. Im Jahr 1141 starb er, und ihm folgte als Herzog von Bayern und Markgraf von Oesterreich sein 27jähriger Bruder **Heinrich** II. Bei jeder Versicherung oder Betheurung pflegte er hinzu zu se-

tzen, »ja ſo mir Gott helfe;« er wurde daher Jaſomirgott zugenannt.

Oeſterreich ein Herzogthum unter den Babenbergern.

Heinrich II. Jaſomirgott.

Bei Leopold des Freigebigen Tod müſſen wir uns Wien noch als jene kleine Stadt denken, welche einſt ein römiſches Standlager in viereckiger Form war, eingeſchränkt vom Graben, tiefen Graben, Salzgries, und einer Linie bis wieder hin zum Graben. Doch ſchon ziemlich bevölkert; viele Häuſer wieder hergeſtellt; vorzüglich lebhaft längſt dem Ufer der Donau, denn der Handel zu Waſſer war der Wiener vorzügliches Geſchäft. Die Bevölkerung war nothwendig ſehr gemiſcht; theils alte Einwohner, die ſich vor den Ungarn geflüchtet hatten, und durch 50 Jahr in Wäldern und Gebirgen verwildert waren; größerentheils neue Ankömmlinge aus verſchiedenen Ländern, Deutſche, Slaven und Ungarn. Auch mögen wohl einige Kreuzfahrer wegen Krankheit oder Ermüdung hier geblieben ſeyn, und Andere, die mit Erzeugniſſen des Orient's zurück gekommen waren, an dieſem für den Handel wohl gelegenen Orte ſich angeſiedelt haben; Juden haben dabei gewiß nicht gemangelt. Bei einer ſo gemiſchten Bevölkerung konnte noch von eigenthümlichem Charakter oder allgemeinen Sitten keine Rede ſeyn.

Wahrscheinlich standen die Juden unter allen Einwohnern auf der höchsten Stufe der Bildung.

Das einst große **Vindobona**, der letzte Aufenthalt **Marcaurels** ward von Markomannen und Quaden, Hunnen und Gothen bis auf den Namen vertilgt; doch sein Kern, das alte Fabianis blieb, zwar verödet, doch noch zum Theil bewohnt. Der Heilige **Severin** verbreitete dort das Christenthum, und der Rügenkönig Fälöt führte eine zahlreiche Bevölkerung wieder hin. **Odoaker** führt diese Bevölkerung hinweg und zerbricht die schützenden Mauern; **Fabianis** steht leer wie Jerusalem nach der Zerstörung. **Theodorich der Große** stellt es wieder her. Nun kamen die Alles mit Feuer und Schwert zerstörenden **Avaren**, und durch 200 Jahr verbargen sich nur furchtsame **Wenden** unter Fabianis Trümmern. **Carl der Große** schlug die Avaren und trieb sie für alle Zukunft weit über die Gränzen Oesterreichs hinaus. Er räumte den Schutt des Städtchens auf, an dessen zerbrochenen Mauern der Wald heran gewachsen war; baute eine Kirche, sorgte für Ansiedler. Hundert Jahre später ungefähr überschwemmten die **Ungarn** ganz Oesterreich, und verwüsteten Wien am härtesten und verderblichsten; über 50 Jahr blieb die Stätte den Thieren des Waldes preisgegeben. Die edlen Babenberger **Leopold der Erlauchte**, und sein sieghafter Sohn **Adalbert** reinigten das Land von Feinden. Wien gewann wieder Einwohner; durch die Kreuzzüge vermehrten sie sich, und es bildete sich ein nicht unbedeutender Handel.

Viermal, wie wir gesehen haben, war Wien untergegangen, viermal erhob es sich wieder; ein Vorzeichen seiner hohen Bestimmung. Daß es aber geworden was es ist, die weltberühmte Kaiserstadt, das dankt es seinen Markgrafen Leopold dem Heiligen und Heinrich Jasomirgott, der seine Residenz vom Leopoldsberg vollends in die Stadt verlegte; der erste Herzog von Oesterreich wurde, und durch 36 Jahr mit Güte und Weisheit regierte.

Nachdem er die Stadt mit Mauern und Gräben, und dazwischen angebrachten Thürmen gesichert, baute er sich eine Burg an der Stelle, wo heute das Hofkriegsrathsgebäude steht, und legte zu gleicher Zeit 1144 den Grundstein zu einem Gotteshaus außer der Stadt, welches er dem Heiligen Stephan, dem ersten Martyrer, weihte. Die Kirche war nicht so groß wie jetzt, und nur das Riesenthor zeigt noch von dem hohen Geist und Geschmack jener Zeit.

Im Jahr 1146 war Boris, ein Sohn des ungrischen Königs Coloman und Prätendent der Krone, vertrieben worden, und flüchtete nach Oesterreich. Da fand er Anhang unter kriegslustigen Abenteurern und vertriebenen Ungarn. Kapoto von Mödling stellte sich an ihre Spitze; mit ihrer Hülfe eroberte er Preßburg. König Geysa II. zwang ihn bald zur Uebergabe, und brach um sich zu rächen mit 70,000 Mann über die Leitha nach Oesterreich herein. Heinrich ging ihm mit seiner kleinen Schaar muthig entgegen; warf den feindlichen Vortrab an der Fischa über den Haufen. Als aber das ausge-

breitete Herr sichtbar wurde, verließ die Seinigen der Muth vor der ungeheuren Uebermacht, dem wilden Geschrei und dem Staub, der die Gegend bedeckte. Sie wendeten um; Heinrich entging der Niederlage, indem er sich nach Wien zurückzog; was jetzt wohl wieder eine Verwüstung erlitten hätte, wäre es nicht befestiget gewesen. Geysa wagte nicht, es anzugreifen, er kehrte heim, indem er den kleinen Landstrich verwüstete, den er besetzt hatte. Aber auch **Heinrich** nahm keine Rache; denn die begeisternden Reden des **Heiligen Bernard** hatten die Fürsten des Abendlandes zu einem neuen Kreuzzug entflammt. Aleppo, und Edessa waren verloren, Jerusalem in höchster Gefahr; schnell mußte geholfen werden. **Ludwig VII.** König von Frankreich mit den Edlen seines Landes nahm das Kreuz; deßgleichen ein zahlreicher Adel aus den brittischen Inseln. Zu Lande kam nach Wien **Kaiser Konrad III.** mit fast der ganzen deutschen Ritterschaft; darunter seines Bruders Friedrich Sohn gleiches Nahmens, **Barbarossa**, (der Rotbart) zugenannt; ein Heldenjüngling, der später ein großer Kaiser geworden. Die Donau herab kamen die Bischöfe von Passau und von Regensburg, **Welf**, Heinrichs des Stolzen Bruder, und desselben Sohn **Heinrich der Löwe**; abgesagte Feinde der Oesterreicher, weil sie Bayern nicht verschmerzen konnten, und weil die Oesterreicher den Hohenstauffen verwandt waren. Der **Heilige Bernard** hatte aber Versöhnung der Feinde so eindringlich geprediget, daß die Welfen Jasomirgotts Gast-

freundſchaft annahmen, und Er mit ſeinem Bruder Otto der Kreuzfahrt ſich anſchloß.

Alle dieſe zahlreichen Züge hielten theils zu Wien, theils in der Nähe von Wien, zum großen Vortheil dieſer nun ſchnell empor blühenden Stadt. Der Baumeiſter der Stephanskirche Octavian Falkner aus Krakau hatte ſo fleißig gearbeitet, daß ſie im Jahre 1147 fertig war. Reginbert, Biſchof von Paſſau weihte ſie ein und übertrug auf ſie die Pfarre, welche Carl der Große zu der Kirche St. Peter geſtiftet hatte, weil dieſe Kirche von den Ungarn zerſtört war.

Zu Pfingſten desſelben Jahres brachen die Kreuzfahrer auf, nachdem ſie alle verſammelt dieſes Feſt an der Fiſcha unter freiem Himmel gefeiert hatten. Viele ſetzten die Fahrt auf der Donau fort, Andere zogen über die Leitha zu Lande. Ihre Unordnung, die Eiferſucht der verſchiedenen Nationen, die Treuloſigkeit der im geheimen Einverſtändniß mit dem Sultan handelnden Griechen, ihr eigener Uebermuth endlich, den die Chriſten im heiligen Land mehr ſcheuten als oft geſchlagene Feinde, — das waren die Urſachen, warum dieſer unter den größten Erwartungen begonnene Kreuzzug vergebens unternommen war; und nichts Rühmliches davon zu ſagen iſt, als Heldenthaten einzelner Fürſten und Ritter.

Jaſomirgott indeſſen benutzte die Gelegenheit zu einiger Verbindung mit dem Hofe zu Conſtantinopel; die ihm nothwendig war, weil in den noch

immer fortwährenden Thronſtreitigkeiten in Ungarn bald ein vertriebener Prätendent, bald eine verſtoßene Gemahlinn, bald verfolgte Königsbrüder oder Söhne nach Oeſterreich flüchteten; was jedesmal einen Krieg oder die Gefahr eines Krieges herbeizog. Auch hat er ohne Zweifel einen Handelsvertrag dort abgeſchloſſen, denn die alten Zollgeſetze und Stadtordnungen, ſo wie die Lieder der von unſerm Heinrich und ſeinen Nachfolgern vorzüglich geehrten Minneſänger ſind voll bedeutender Spuren von Reiſen und Fahrten nach Conſtantinopel zu Waſſer und zu Lande. Das Koſtbarſte von allen Koſtbarkeiten, die Heinrich nach zwei Jahren mit heim brachte, war ſeine zweite Gemahlinn Theodora, des griechiſchen Kaiſers Michael Kommenos Tochter. Griechiſche Schönheit und deutſche Treue vereinigten ſich in ihr mit den feinſten Sitten. Die erſte Gemahlinn Heinrichs war auch eines Kaiſers, Lothars II. Tochter, Heinrichs des Stolzen Witwe; er hatte ſie ſchon nach einem Jahre 1143 verloren.

Kaiſer Conrad III. ſtarb den 15. Februar 1152, und ſein Neffe Friedrich der Rothbart folgte ihm auf dem deutſchen Throne. Der alte Kampf der Welfen und Gibellinen, der durch den Kreuzzug nur auf kurze Zeit unterbrochen war, machte jetzt einen langen Stillſtand. Heinrich der Löwe, das Haupt der Welfen, war ein Held wie Friedrich und ihm gleich an Jahren. Die Feindſeligkeit ihrer Häuſer vergeſſend, ſchloßen ſie als Jünglinge den Bund der innigſten Freundſchaft. Friedrich ließ ſich nichts an-

gelegener ſein, als ſeinen Freund wieder in den Beſitz der dem Vater abgeſprochenen Herzogthümer zu ſetzen. Zur Abtretung Bayerns war Jaſomirgott lange nicht zu bewegen; endlich nach vier Jahren, den 17. September 1156 kam der Vergleich zu Regensburg unter des Kaiſers offnem Zelt zu Stande. Jaſomirgott gab dem Kaiſer Bayern zurück mit Ausnahme des Landes ob der Enns (Oberöſterreich), das bis dahin zu Bayern gehört hatte. Dagegen ward Oberöſterrreich mit Oeſterreich unter der Enns vereiniget zu einem Herzogthum erhoben, und Heinrich Jaſomirgott erſter Herzog von Oeſterreich erhielt viele auszeichnende Privilegien.

Die Kreuzzüge, durch welche andere Länder an Gut und Geld verarmten, und viele Menſchen verloren, beförderten, wie ſchon bemerkt worden, Oeſterreichs Bevölkerung und insbeſondere den Wohlſtand Wiens. Der Handel mit Griechenland wurde immer lebhafter und ein vorzüglicher Artikel desſelben war Wolle. Da dieſe Waare viel Raum braucht, baute Jaſomirgott eine eigene Vorſtadt für die Wollhändler, welche noch heut zu Tage die Wollzeil heißt.

Die eifrigſten und zahlreichſten Kreuzfahrer und Pilger in das heilige Land waren die Schotten und die Irländer. Schon lange hatten dieſe beiden Nationen ſich ein Kloſter zu St. Jacob in Regensburg geſtiftet, und es mit ihren Landsleuten beſetzt. Dieſes Kloſter zeichnete ſich vor allen in ganz Deutſchland durch ſtrenge Zucht und exemplariſches Betra-

gen aus; die Mönche, Benedictiner, unterrichteten die Jugend, hielten Singschulen, schickten Missionarien bis in das tiefste Rußland. Der große Ruf des Schottenklosters zu Regensburg, und die Betrachtung, daß so viele Schotten und Irländer nicht nur auf der Donau herab, sondern auch zu Land nach Wien kamen; daß die Aermeren Hülfe bedurften, den Reicheren es willkommen sein mußte, hier noch Priester ihrer Sprache zu finden, bewogen Heinrichen, ein Kloster mit einer Kirche zu bauen, und es schottischen Benedictinern von Regensburg einzuräumen. Das Kloster sollte zugleich als Herberge und Hospital ausschließlich für schottische und irländische Kreuzfahrer und Pilger dienen; weßwegen er bedeutende Einkünfte und Besitzungen dazu stiftete; an welchen sich jedoch in der Folge durch spätere Stiftungen, Tausch und besondere Verträge Manches geändert hat. Er baute es außer der Stadt auf dem Platze, worauf jetzt das kleine abgesonderte Zinshaus am Eingang in die Renngasse steht; der gegenwärtige Schottenhof war damals des Klosters Meierhof. Zu Anfang des Jahres 1158 war der Bau vollendet; die Mönche zogen unter ihrem ersten Abt Santinus ein. Der Stiftbrief wurde mit besonderer Feierlichkeit ausgefertiget; die Aebte von Heiligenkreuz, von Melk und von Göttweih, zehn Grafen und Ritter, acht Ministerialen, zwei Pfarrer und fünf Pröpste sind unterschrieben; und ausdrücklich erwähnt, daß Eberhard Erzbischof von Salzburg und Conrad Bischof von Passau, des

Herzogs Bruder und Diöceſan in Oeſterreich, die Stiftung genehmiget, und die Herzoginn Theodora mit ihren Kindern, Leopold, Heinrich und Agnes ſie beſtätiget haben. In dieſem Stiftbrief und in zwei anderen Urkunden vom 22. April 1161, werden mit Einwilligung des Biſchofs von Paſſau, des Pfarrers bei St. Stephan Heberger und der ganzen Gemeinde dem Abt des Schottenkloſters pfarrherrliche Rechte über die Gegend vom Burggraben am Hof bis St. Johann am Alſerbach, und bis zum Einfluß des Alſerbaches in die Donau verliehen, ferners in der Stadt über die Capellen Maria Stiegen, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz, und auf dem Lande über die Pfarren Krems, Tuln, Pulkau und Eggendorf. Es müſſen alſo die Capellen Maria Stiegen, St. Peter und St. Ruprecht wieder hergeſtellt worden ſein; und da Krems, Tuln, Pulkau, Eggendorf Pfarren hatten, ſo muß auch die Sicherheit in Oeſterreich, wo man noch vor kurzem nur in Bergſchlöſſer oder in, mit denſelben durch feſte Mauern verbundene Wohnplätze ſich einſchloß, bedeutend zugenommen haben. Das iſt ein gültiger Beweis, was Stadt und Land ſeinem erſten Herzog zu verdanken hatte; und das zu einer Zeit, wo man noch keine Steuer kannte, wo dem Landesfürſten der Edelmann nur Heeresfolge mit ſeinen Leuten, der Bauer dem Grundherrn nur Dienſte, der Bürger gar nichts leiſtete, als daß er die Stadt vertheidigen half.

Nachdem Jaſomirgott das Geſchäft der Schot-

tenſtiftung vollbracht hatte, leiſtete er mit Heinrich Herzogen von Kärnthen, und einer auserleſenen ungriſchen Hülfsſchaar ſeinem Neffen, Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, Heeresfolge bei der Belagerung des empörten Maylands. Man verglich ſie der Belagerung Troja's; weil gleich heldenmäßig die Belagerer kämpften, und die Mayländer ſich vertheidigten. Unter dieſen Helden zeichnete ſich Jaſomirgott beſonders aus. Auch bei der zweiten Belagerung des, nach Unterwerfung und erhaltener Verzeihung, neuerdings empörten Maylands kämpfte Jaſomirgott mit. Die Mayländer wußten wohl, was ſie von dem in höchſten Zorn entbrannten Kaiſer zu erwarten hatten, und wehrten ſich wie Verzweifelte. Viel Blut floß; endlich unterlag die Stadt der beharrlichen Tapferkeit. Friedrich ließ ſie von Grund aus zerſtören, Salz auf die Stelle ſtreuen, den Pflug darüber gehen.

Als aber Friedrich dem erwählten Papſt Alexander III. einen andern, von ihm ernannten Papſt entgegenſetzte, verfiel Er in den Bann. Die ihm anhängenden Länder wurden mit Interdict belegt; keine Glocke geläutet, kein Sacrament geſpendet; Uneinigkeit und Verwirrung tobte wieder durch ganz Deutſchland. Auch da bewahrte Heinrichs Mäßigung und Feſtigkeit ſein geliebtes Wien vor ſolchen Uebeln; es blieb ruhig. Er verſäumte nichts, was ihm als Reichsfürſt oblag; bemühte ſich aber, »dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt.« Er duldete in ſeinem Lande keine Rache

noch Gewalt gegen Alexanders III. Anhänger; eben ſo durfte aber auch kein Interdict die Gemüther ſeiner Unterthanen mit Sorge um das Ewige erfüllen. So hart und ohne Rückſicht der Kaiſer gegen alle Anhänger Alexanders III. verfuhr, gegen unſern Heinrich jedoch benahm er ſich immer freundlich und mit Hochachtung, wenn dieſer gleich die Anhänger Alexanders offenbar in Schutz nahm.

Im Jahr 1167 vermählte Jaſomirgott ſeine einzige Tochter Agnes an Stephan III. König von Ungarn. Bei dieſer Gelegenheit ſah Wien zum erſten Mal den großen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Er kam, ſeinen Oheim zu beſuchen, und blieb während der Vermählungsfeſte, welche fünfzehn Tage währten. Nach denſelben übernahm Jaſomirgott in Geſellſchaft ſeiner Gemahlinn Theodora und Ottos von Wittelsbach, im Auftrag des Kaiſers, eine Vermittlungsgeſandtſchaft nach Conſtantinopel. Den griechiſchen Kaiſer Manuel, der immerfort den Thronſtreit zwiſchen den ungriſchen Prinzen nährte, um das durch innern Zwiſt geſchwächte Reich ſich als ein Zinsfürſtenthum zu unterwerfen, ſollten ſie auf andere Geſinnungen bringen. Allein die geraden deutſchen Degen waren den durchtriebenen Griechen im Unterhandeln nicht gewachſen; ſie brachten nichts als ſchöne Worte mit heim und glänzende Geſchenke.

Im Jahr 1172 endlich beſuchte unſern Jaſomirgott Heinrich der Löwe, ſein Stiefſohn; und nun erſt erfolgte die Verſöhnung beider Fürſten, der zu Liebe Jaſomirgott ſchon vor ſechzehn Jahren Bayern

abgetreten hatte. Er ging ihm bis Klosterneuburg entgegen und bewillkommte ihn mit großen Ehren. Beide beteten am Grabe Gertruds, die Jasomirgotts erste Gemahlinn, und des Löwen Mutter von ihrem ersten Gemahl Heinrich dem Stolzen war. In prächtigem Schiffe freundlich neben einander gaben sie bis Wien herab dem Volke am Ufer das schöne Schauspiel versöhnter Feinde. In Wien lagen schon viele Schiffe bereit mit Wein, Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen zur langen Pilgerfahrt, die Heinrich der Löwe nach Palästina unternahm. Jasomirgott, der seinen hohen Gast mit glänzendem Aufwand zu begleiten beschlossen hatte, rüstete eine zierliche Flotille aus. Auf dieser fuhren die Fürsten und der sie begleitende Adel; der Troß zog zu Lande fort. Wo die Schiffe zu Nacht anlandeten, trafen sie zusammen. In Gran erwartete und bewirthete sie König Stephan III. Ein schrecklicher Unfall trennte sie hier. Nach fröhlichem Abendmahl fühlte nämlich Stephan den Gifttrank, den ihm sein Bruder Bela beigebracht hatte, und verschied noch in der Nacht. Jasomirgott ging nach Wien zurück, und nahm seine verwitibte Tochter, die schwanger, also ihres Lebens auch nicht sicher war, mit sich. Sie wurde in der Folge an Hermann von Ortenburg, Herzog von Kärnthen vermählt. Heinrich der Löwe ward auf Veranstaltung des Erzbischofs von Gran ehrenvoll weiter geleitet; fand den Brudermörder Bela bei dessen Bundesfreund dem Kaiser Manuel; und kehrte in Jahresfrist glücklich ins Vaterland.

Die letzten Tage unſeres Herzogs waren ſo friedlich nicht, als es zu wünſchen war. Weil der vertriebene Erzbiſchof von Salzburg Adalbert noch immer bei ihm Schutz fand, ward der Kaiſer kalt gegen ihn. Als die benachbarten Fürſten es bemerkten, wagten ſie, den alten Helden zu necken. Gränzſtreitigkeiten erhoben ſich, Einfälle ergaben ſich; Jaſomirgott erwiederte ſie oder ſuchte, ſie abzuwehren. Auf einem ſolchen Zuge ſtürzte er mit dem, durch eine morſche Brücke ſcheugewordenen Pferde und brach das Bein; woran er in wenigen Tagen am 13. Jänner 1177 ſtarb. In der Schottenkirche hatte er ſchon lange für ſich und die Seinigen die Ruheſtätte auserkoren. Die Statue am Brunnen des großen Schottenhofes, welche häufig für den heiligen Leopold gehalten wird, iſt ſein Bildniß. Sein Grab weiß man nicht gewiß; ein Erdbeben zerſtörte die alte Kirche. Erſt ſpät fand man in einer kleinen Gruft ein männliches Gerippe mit einem gebrochenen Bein, und zwei weibliche daneben; und faßte die Vermuthung, daß es die Ueberreſte Heinrichs, ſeiner Gemahlinn Theodora und ſeiner Tochter Agnes ſeien. Wo dieſe Gerippe hingekommen, weiß man auch nicht mehr.

Während der 36jährigen Regierung des guten Heinrich II. (Jaſomirgott) kam Wien bedeutend empor. Bei ſeinem Tode hatte die Cultur des Bodens den Wald ſchon von den Landſeiten der Stadt zurück gedrängt; Weingärten und Aecker nahmen deſſen Stelle ein; nur der Stockameiſen iſt noch ein Wahrzeichen davon. Jenſeits des Donauarms aber im obern

Adel und einigen Aebten nicht einen Kreuzzug, sondern eine Pilgerfahrt nach Jerusalem; zu einer Zeit, wo am Anfang seiner Regierung, und bei der wieder ausgebrochenen Feindschaft zwischen den Hohenstauffen und den Welfen er besser gethan hätte, zu Haus zu bleiben. Heinrich der Löwe, das stolze Haupt der Welfen fiel in die Acht, verlor beide seine Herzogthümer, und ging zu seinem Schwiegervater dem König von England. Sachsen wurde wieder dem Hause Askanien verliehen; Bayern aber nicht den Babenbergern zurückgestellt, sondern des Kaisers Freund, der berühmte Otto von Wittelsbach erhielt es. Indessen ward Leopold auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem sowohl von Bela König von Ungarn als von Alexius Kaiser von Griechenland glänzend empfangen, und kam nach einem Jahre über Meer und Italien wohlbehalten wieder nach Wien.

So wie mehrmals ungrische Prinzen nach Wien geflüchtet waren, fand auch nun der vertriebene Prinz **Friedrich von Böhmen** hier eine Freistätte, bis ihm Leopolds Schwert mit des Kaisers Beistand zu dem ihm gebührenden Throne half. Der mächtige und wilde Graf **Kapoto**, ein Spießgeselle des unruhigen **Conrads von Mähren**, hatte sich während Leopolds Abwesenheit durch Raub und Brand in Oesterreich fürchterlich gemacht; Leopold zog gegen ihn aus, fing ihn lebendig, und sperrte ihn auf Lebenszeit in einen Thurm.

Jetzt im Jahre 1186 erhielt Leopold einigerma-

ßen Erſatz für das verſäumte Herzogthum Bayern, indem ihm das Herzogthum Steyer zufiel.

Es muß dem Leſer auffallen, daß der Namen des benachbarten Landes Steyer erſt jetzt genannt wird, während 300 Jahre früher ſchon von Herzogen von Kärnthen die Rede war. Eben ſo auffallend iſt es, daß Wien ein Kärnthner Thor und eine Kärnthner Straße hat, da doch das ganze Land Oeſterreich gegenwärtig nirgends an Kärnthen gränzt. Noch vor zwanzig Jahren hatte man darüber nur unſtatthafte Vermuthungen. Durch die von Seiner kaiſerlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann aufgegebene Preisfrage über die Geſchichte und Geographie Inneröſterreichs im Mittelalter wiſſen wir nun, daß unter den Carolingern Kärnthen (Carentanien) ein großes Herzogthum war, welches das heutige Kärnthen, ganz Steiermark, Krain, und einen Theil der Küſten des adriatiſchen Meeres in ſich begriff. Es erſtreckte ſich nach Niederöſterreich herein bis an die Pieſting, welche von dem Fuße des Schneeberges quer über das Land bei Salenau vorüber, in die Donau ſich ergießt; ſo daß Thereſienfeld und Wieneriſch Neuſtadt in den alten Gränzen Kärnthens liegen. Dieſer Gränze in Oeſterreich wird ſchon in dem Stiftbrief Göttweihs vom Jahre 1083 ausdrücklich gedacht, und in den älteſten Urkunden und Chroniken kommt ſchon das Kärnthnerthor (porta Carinthianorum oder versus Carinthiam) vor. Das Herzogthum Kärnthen hatte wieder zwei untergeordnete Markgrafſchaften. Die untere zwiſchen der Drau und

Sau, die obere zwiſchen der Muhr, Raab und Pi-
ſting. Es iſt ſchon oben (S. 72) als von der Baben-
berger Mark in Franken die Rede war, angemerkt
worden, daß die Marken öfters den Namen von der
Burg erhielten, auf der die Markgrafen reſidirten.
Sonach ward die untere Kärnthneriſche Mark auch die
Pettauer- und die Cillyer Mark genannt, die obere
die Püttner Mark, ſo lange die Grafen von Pütten
ihr vorſtanden. Als im Jahre 1055 dieſe ausgeſtor-
ben waren, kam die Püttner Mark durch Erbſchaft
an die Grafen im Traungau, die in Oberöſterreich
begütert waren; und ſich dort die Burg Steyer
(Styre) erbaut hatten, auf der ſie reſidirten. Von
dieſer Zeit an hieß die Püttner Mark die Steyrer
Mark; das Land überhaupt aber hieß laut erſter-
wähnten Göttweiher Stiftbrief noch ferner Kärn-
then. Die Markgrafſchaften, welche unter Carl dem
Großen perſönliche Aemter waren, wurden erblich;
und das Beſtreben nach Unabhängigkeit, welche durch
die inneren Zwiſtigkeiten Deutſchlands jedem mächtigen
Dynaſten leicht zu behaupten war, wurde immer all-
gemeiner. Die Traungauer oder Grafen von Steyer,
die man auch die Ottokare nennt, weil von neun Ge-
nerationen acht dieſen Namen führten, hatten unge-
meines Glück mit Erbſchaften. In einem Zeitraum
von nicht viel mehr als 100 Jahren erbten dieſe ober-
öſterreichiſchen Grafen faſt alle die Beſitzungen zu-
ſammen, welche das heutige Herzogthum Steyer bil-
den. Sie reſidirten in Gratz (Gradez) einem Berg-
ſchloß an der Muhr, wo ſchon Carl der Große bay-

rische Colonisten ansiedelte, und in der Folge eine ansehnliche Stadt sich bildete; und im Jahre 1180 ward ihnen der Titel, Herzoge von Steyer zugestanden. Das Land hat also seinen Namen von einer Burg, die nicht im Lande liegt, und wird, seitdem es ein Herzogthum ist, sehr uneigentlich noch die Steyermark genannt. Der letzte Ottokar, schon mit 22 Jahren ein sieder Greis, ohne Hoffnung auf Erben, unheilbar aussätzig, wußte für sein Land nicht besser zu sorgen, als daß er es seinem Blutsfreunde, den 29jährigen Helden Leopold von Oesterreich mittels eines feierlichen Vertrages vom Jahre 1186 zu ewig ungetheiltem Besitz übergab. Leopold säumte nicht, das Land in Besitz zu nehmen und sich in Gratz huldigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Gränzfeste gegen die Ungarn, das Schloß Pütten, von den Ottokarn, die da nicht residirten, vernachlässiget und verfallen war; er baute also eine neue Gränzfestung, welche von der Nähe seiner Hauptstadt Wienerisch-Neustadt genannt wurde.

Ehe er mit diesem Bau fertig war, kamen schlimme Nachrichten aus Palästina; Jerusalem und die meisten von den Kreuzfahrern früher gemachten Eroberungen waren an den berühmten Sultan Saladin 1187 verloren gegangen. Die ganze europäische Christenheit empfand den Verlust schmerzlich; unaufgefordert wurde von einem Ende zum andern gerüstet, und auf sechsmahl hundert tausend Mann war dieser dritte Kreuzzug angewachsen. Philipp Au-

guſt, ein ausgezeichneter König von Frankreich vor manchen früheren und ſpäteren, mit ſeiner ruhmbegierigen Ritterſchaft, Richard König von England, der beſte Ritter ſeiner Zeit, von ſeinem unbeugſamen Muthe Löwenherz genannt, mit dem größten Theil ſeines tapfern Adels; eine große Anzahl deutſcher und italieniſcher Fürſten und Herren nahmen das Kreuz. An die Spitze des ganzen Zuges ſtellte ſich, zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Verſöhnung mit der Kirche, Kaiſer Friedrich Barbaroſſa ſelbſt; zu Mainz kniete er vor dem Hochaltar, und empfing von dem Cardinal Legaten Heinrich, ehevor Abten zu Zwettl, Pilgerſtab und Taſche, und die heilige Kreuzfahne; die er, wiewohl faſt ſiebenzigjährig, mit jugendlicher Kraft ſchwang. Es begeiſterte ihn der hohe Beruf, als das Haupt der Chriſtenheit, als Fürſt ſo vieler Fürſten und eines zahlloſen Heeres für die Sache Gottes zu ſtreiten. Am 12. Mai 1189 ſtieg der Kaiſer in Regensburg zu Schiffe mit den Fürſten und Herren; das reiſige Volk und der Troß zogen an beiden Ufern herab. An der Gränze Oeſterreichs empfing ihn Herzog Leopold mit einem glänzenden Gefolge, und ſpendete reiche Gaben unter die Kreuzfahrer. Am 18. kam der Kaiſer in Wien an, wo er mehrere Tage verweilte, und wichtige Geſchäfte mit prächtigen ritterlichen Feſten abwechſelten. Das war wieder eine Gelegenheit, bei der viel Geld in Wien blieb. In der ebenen Umgegend muſterte der Kaiſer das ganze Heer; jagte Viele, die ſich offenbar aus Raubgier, oder aus Verlan-

gen nach wüſtem Leben dem Zuge angeſchloſſen hatten, ſchimpflich zurück; und erließ ſtrenge Geſetze für Sitten, Zucht und Ordnung. Zu Preßburg feierte er Pfingſten, hielt den letzten Reichstag, und ließ nochmals den allgemeinen Landfrieden ausrufen. Bei Acht und Bann ward von Kaiſer und Papſt beſonders den Kreuzfahrern jede Privatfehde verboten.

Herzog Leopold konnte für jetzt den Zug nicht weiter begleiten, weil Bela III. König von Ungarn Anſprüche auf Steier machte, und ſich rüſtete, ſie mit Gewalt der Waffen durchzuſetzen. Doch nahm er das Kreuz und gab ſein Wort, bald nachzukommen. Nach 15 Monaten hatte der mannhafte Herzog auch mit gewohnter Tapferkeit ſein gutes Recht behauptet und den König Bela gezwungen, allen Anſprüchen auf Steier zu entſagen. Nun zog er mit ſeiner Ritterſchaft von Oeſterreich und Steier und einem anſehnlichen Heere, das der Adel und die Städte des Niederrheins ausgerüſtet, und ihm anvertraut hatten, durch Italien und ſchiffte ſich zu Brindiſi ein. Er mußte dieſen Umweg wählen, ſowohl wegen der feindſeligen Geſinnung des Königs von Ungarn, als vorzüglich wegen der Treuloſigkeit des griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus; der im geheimen Bunde mit Saladin und dem Sultan von Ikonien dem Heere des Kaiſers unter der Larve der Freundſchaft ſolche Schwierigkeiten in den Weg legte, die nur ein Barbaroſſa, und nur mit ſehr großem Verluſt an Leuten überwinden konnte. Auf dieſem Zuge beglei-

tete unſeren Herzog ſein jüngerer Bruder, Heinrich von Mödling, ein fröhliches Original jener Zeit; ein ſchöner junger Mann, ein trefflicher Ritter, Jäger und Sänger. Sein von ihm ſelbſt erfundener Titel und Unterſchrift war: »Von Gottes Gnaden der, der ich bin.«

Die Könige von Frankreich und England kamen doch noch ſpäter nach Paläſtina als Leopold. Beide gleich mißtrauiſch, eiferſüchtig und ehrgeizig, brauchten lange Zeit, bis ſie ſich zu dem gemeinſchaftlichen Zuge dahin verglichen; daß alle Eroberungen gleichmäßig zwiſchen ihnen getheilt werden, Richard ſich mit Philipps Schweſter vermählen, die Franzoſen in Marſeille, die Engländer in Genua ſich einſchiffen ſollten. Das Letztere geſchah am 7. Auguſt 1190; ein Sturm nöthigte beide Flotten, bei Meſſina in Sicilien zu landen. Tancred (nicht der berühmte Tancred von Hauteville, ſondern ein unehelicher Enkel des letzten Königs Roger) um ſich auf dem uſurpirten Thron zu behaupten, fand in mancherlei Liſt das Mittel, die Könige zu entzweien, die den ganzen Winter in Meſſina blieben. Richard, durch Geld gewonnen, ſchloß einen Bund mit Tancred; während Philipp das Recht der Erbprinzeſſinn Conſtantia, vermählt mit Heinrich des Kaiſers erſtgebornen Sohn, anerkannte. Ueber dieſe Zwietracht hatten ſie ſich kaum verſöhnt, als eine neue heftigere ausbrach; indem Richard unter beleidigendem Vorwand erklärte, er werde nicht Philipps Schweſter, ſondern die navarriſche Prinzeſſinn Berengaria zur

Gemahlinn nehmen; welche mit ſeiner Mutter bereits auf dem Wege nach Meſſina ſei. Auch darüber endlich ſcheinbar ausgeglichen, ſegelte Philipp am 30. März 1191 ab und landete zu Ende April vor Ptolemais (jetzt St. Jean d' Acre) Richard feierte noch ſeine Vermählung mit Berengaria, hielt ſich unterweges mit der Eroberung Cyperns auf, und kam erſt Anfangs Juni an.

Gerade ein Jahr vorher war der große Kaiſer Friedrich I. geſtorben, nachdem er dieſen ſeinen letzten Heereszug glorreich begonnen; die verrätheriſchen Griechen geſchlagen, zweimal die Türken beſiegt, Ikonien erobert, und ſich in Syrien ausgebreitet hatte. Das durch den Tod des Kaiſers niedergeſchlagene, und durch ſeine Siege ſehr geſchmolzene Kreuzheer beſchränkte ſich auf die Belagerung von Ptolemais, das mit äußerſter Tapferkeit vertheidiget wurde. Die Ankunft Leopolds, Philipps, Richards mit auserleſener Kriegsrüſtung belebte des Kreuzheeres Muth aufs neue. Die lange fruchtloſe Belagerung ging in gewaltigen gemeinſchaftlichen Angriff über; der Hauptſturm am 24. Juli 1191 gelang. Leopold war nebſt Richarden der vorderſte Held des Tages; er pflanzte der erſte ſein Panier auf die Mauer von Ptolemais. Einen weißen Waffenrock hatte er gewählt, damit ihn die Seinigen im Getümmel des Kampfes leichter erkannten; der war ganz von Feindesblute roth bis auf die Stelle, die der Gürtel umſchloß. Von daher ſchreibt ſich das, ſtatt des früher geführten einfachen Adlers, ange-

nommene öſterreichiſche Wappen; ein weißer Streifen im rothen Feld. Im wilden Richard entbrannte nun eine ungeſtüme Eiferſucht gegen den Nebenbuhler ſeines Ruhmes. Er ließ das öſterreichiſche Panier herunter reißen und in den Graben werfen; eignete alle Beute ausſchließend den Seinigen zu, ihnen allein die von der allgemeinen Verwüſtung frei gebliebenen Quartiere; und beleidigte ſo alle Fürſten des Heeres zugleich. Da Streit und Blutvergießen zwiſchen den Kreuzfahrern von Kaiſer und Papſt bei Reichsacht und Bannfluch verboten war, mußte Leopold die Rache dem Himmel anbefehlen, und kehrte heim, alle Deutſchen folgten ihm.

Philippen verweigerte Richard den vertragsmäßigen Antheil an der Eroberung von Cypern; dieß und die früheren Entzweiungen machte die verbundenen Könige zu erbitterten Feinden. Auch Philipp kehrte noch im Monat Juli nach Frankreich zurück.

Conrad Markgraf von Montferrat und Fürſt von Tyrus machte dem Guido von Luſignan den Königsthron von Jeruſalem ſtreitig; Richard entſchied ſich für Guido, die Wahl fiel auf Conrad. Bald darauf wurde dieſer durch Meuchelmörder getödtet; es entſtand der Verdacht und wurde ſelbſt in Europa verbreitet, Richard ſei der Anſtifter dieſes Mordes geweſen. Die Zahl ſeiner Feinde vermehrte ſich mit jedem Tage; tollkühn vermaß er ſich, mit dem klein gewordenen Haufen der Seinigen allein gegen die große Macht Saladins Jeruſalem zu erobern. Er verſchwendete Wunder perſönlicher Ta-

pferkeit und das Blut ſeiner Engländer vergebens, denn er wollte das Unmögliche. Endlich ſah er ſich gezwungen, mit Saladin zu unterhandeln, der ihm großmüthig Waffenſtillſtand auf drei Jahre bewilligte.

So gingen die ungeheuren Koſten, die zahlloſen Opfer, die ſchönen Hoffnungen dieſes glorreich begonnenen Kreuzzuges durch Richards Uebermuth und unbändigen Ehrgeiz ganz und gar verloren. Er ſelbſt gewann mit allen ſeinen tapfern Thaten nichts als eitlen Ruhm bei ſchlechtem Ruf; war in Gefahr, ſein eigenes Reich an ſeinen Bruder zu verlieren; und hatte ſich in aller Welt ſo viel Feindſchaft zugezogen, daß er, um nach Haus zu kommen, als Pilger verkleidet, blos von einem Knaben begleitet, ſich durch Deutſchland zu ſchleichen verſuchte. In Erdberg, einem von Fiſchern bewohnten Dörfchen bei Wien wurde er erkannt, am 24. December 1192 gefangen genommen, und von Herzog Leopold, den er ſo freventlich beleidiget hatte, mit ſeinem Rang gebührenden Anſtand empfangen, jedoch Hadmarn von Kuenring, dem öſterreichiſchen Ritter ohne Furcht und ohne Tadel in Verwahrung gegeben; der ihn auf ſeine Feſte Dürnſtein ſetzte. Da blieb er aber nur wenige Tage; Kaiſer Heinrich VI., Richards perſönlicher Feind wegen deſſen Bündniſſes mit Tancred, forderte ſeine Auslieferung gegen ein bedungenes, aber niemals ganz bezahltes Löſegeld von 20,000 Mark. Aufgehetzt von König Philipp, hielt der Kaiſer ihn zu Worms, zu Mainz und auf der Burg Trifels gefangen, und gab ihn erſt nach

13 Monaten am 2. Februar 1194 und gegen das ungeheure Löſegeld von 150,000 Mark frei. — Das iſt die kurze und wahrhafte Geſchichte des ſehr bekannten Ereigniſſes, welches nach Verſchiedenheit der Partei und der Phantaſie der Schriftſteller verſchiedene Geſtalten und Zuſätze erhalten hat.

Mit Leopolds Zurückkunft wurden die geiſtlichen Ritterorden in Wien bekannt; eine neue Erſcheinung jener Zeit. Die Ritter mußten die Mönchsgelübde ablegen; ſie durften kein Privateigenthum haben, waren zu ſtrengem Gehorſam und eheloſem Leben verpflichtet. Ihr Geſchäft war, Kranke und Pilgrime zu pflegen und gegen Räuber zu beſchirmen; unausgeſetzt die Ungläubigen zu bekämpfen, in jeder Schlacht beim Angriff die erſten, beim Rückzug die letzten zu ſein. Drei ſolcher geiſtlicher Ritterorden entſtanden bald nach einander: die Ritter von St. Johannsſpital zu Jeruſalem, Johanniter, Hoſpitaliter, ſpäter Rhodiſer, endlich Maltheſer genannt; die Tempelherrn und die deutſchen Herrn. Es iſt ſehr begreiflich, daß dieſe Ritterorden, welche den Kreuzfahrern große Dienſte leiſteten, ſchnell zu Anſehen und Reichthum gelangten. So baute dann auch Leopold den Tempelherrn eine Kirche und ein Haus, wo gegenwärtig das Dominicaner Kloſter ſteht. Von anderen Beſitzungen der Tempelherrn in Oeſterreich findet man außer einigen grundherrlichen Rechten in der Teinfaltſtraße, und was ſie in der Folge für Abtretung dieſes Hauſes erhielten, keinen Beweis.

Leopold beſchloß auch, Wien, deſſen Bevölkerung immerfort zunahm, zu erweitern, und die ſeit 50 Jahren entſtandenen Vorſtädte mit Mauern zu ſchützen. Allein eine Landplage nach der andern traf Oeſterreich; Ueberſchwemmungen und zahlreiche Feuersbrünſte, Mißwachs, Heuſchrecken und bösartige Seuchen. Unſer Herzog ſtand von der Erweiterung Wiens ab, und wollte den Himmel durch einen abermaligen Kreuzzug verſöhnen. Auf dem Wege nach Italien feierte er Weihnachten (1194) zu Gratz; am Stephanstag ward ein Ritterſpiel auf dem Eiſe gehalten. Leopolds Pferd ſtürzte auf ihn, der rechte Fuß war zerſchmettert; er ſchrie in unſäglichen Schmerzen, man ſollte ihm nur das Bein abhauen. Da Alle vor Schrecken und Wehmuth wie verſteinert ſtanden, kroch er mühſam zu einem nahe liegenden Beil hin, und befahl einem Diener, den Hieb kräftig zu führen. Es gelang, aber am letzten Tage des Jahres ſtarb der mannhafte Herr; erſt im 37. Jahr ſeines kraftvoll blühenden Lebens.

So ſtarb auch ſein vortrefflicher Vater an einem Beinbruch, ſo ſtarb Richard Löwenherz fünf Jahre ſpäter an einem Pfeilſchuß in die Schulter, weil es ganz und gar an fähigen Aerzten fehlte. Die verſchrienen Kreuzzüge halfen auch dieſem Mangel ab.

Friedrich I., der Katholiſche.

Leopolds des Mannhaften erſtgeborner Sohn **Friedrich** erhielt den Beinamen **der Katholiſche**,

weil ſein früher Tod ihm nur geſtattete, ſich durch Frömmigkeit auszuzeichnen. Seine erſte Sorge war, den von ſeinem Vater beſchloſſenen Kreuzzug in Ausführung zu bringen; er ſpendete reiche Gaben an Kirchen und Klöſter, übergab die Verwaltung beider Herzogthümer ſeinem Bruder Leopold, und zog durch Italien in das heilige Land. Dort zeigte er ſich des väterlichen Heldenruhmes würdig; und als nach Kaiſer Heinrichs VI. Tod die Fürſten wieder uneinig wurden, und größtentheils heimkehrten, blieb er mit dem Erzbiſchof von Mainz und wenigen Anderen zum Troſt und Schutz der Chriſten zurück. Im Frühjahr 1198 ergriff ihn eine ſchwere Krankheit, woran er nach mehreren Wochen im 24. Jahr ſeines Alters unvermählt zu Ptolomais verblich. Wolfker, Biſchof von Paſſau, ſein treuer Freund und Gefährte, brachte ſeine Gebeine zurück, an die Seite des Vaters nach Heiligenkreuz.

Leopold VII., der Glorreiche.

Ihm folgte ſein jüngerer Bruder Leopold, der den Beinamen der Glorreiche erhalten und wohl verdient hat. Durch Friedrichs unerwarteten Tod war er früher Herzog als Ritter. Die Umgürtung des Ritterſchwertes war ein großes, freudenvolles, und man darf ſagen, einträgliches Feſt für die Wiener; denn die Erzbiſchöfe von Salzburg und von Mainz, der Biſchof von Paſſau, Ritterſchaft und Adel von ganz Oeſterreich und Steier waren bei dieſer

Feierlichkeit mit prächtigem Gefolge zugegen, und machten großen Aufwand zu Wien.

Nach Kaiser Heinrichs VI. Tode war die Wahl streitig zwischen den Hohenstauffen und den Welfen. Friedrich I. hatte die Fürsten etwas strenge im Gehorsam geübt; Heinrichs VI. Regierung war hart und grausam; man scheute also die Stauffen. Leopold jedoch setzte sich an die Spitze ihrer Partei; und so groß war das Ansehen des jungen Fürsten, und so eindringend seine verständige Rede, daß Philipp, Heinrichs VI. jüngerer Bruder gewählt wurde; wiewohl die Partei der Welfen ihm Otto von Braunschweig entgegen setzte.

Das seit 500 Jahren oft gegebene Schauspiel verächtlicher Schwäche und empörender Verbrechen in dem griechischen Kaiserhause hatte sich neuerlich wiederholt. Kurz nach einander wurde Manuels II. Sohn von Andronikus erwürgt, dieser durch Isaak Angelus grausam hingerichtet, Isaak von seinem eigenen Bruder des Thrones beraubt und geblendet. Isaaks Sohn Alexius flüchtete nun mit seiner schönen und geistreichen Base Theodora Commena zu den damals übermächtigen Venetianern und zu Kaiser Philipp und bat um Hülfe. Der neunzigjährige blinde Doge Dandolo rüstete einen Kreuzzug und führte ihn selbst; mehrere Fürsten des Abendlandes schloßen sich an; aber der undankbare treulose Grieche Alexius bereitete seinen helfenden Freunden zu Wasser und zu Lande den Untergang. Von den Griechen auf einer Seite verrathen, auf der anderen von den

Türken angegriffen, rettete nur der ungeheure Geiſt des blinden Greiſes Dandolo das Heer. Er griff Conſtantinopel an, eroberte es; ſetzte Balduin Grafen von Flandern als Kaiſer ein, behielt Dalmatien und die joniſchen Inſeln für ſich, und brachte unermeßliche Beute nach Venedig. Auf Oeſterreich hatten dieſe Verhältniſſe nur mittelbaren, aber günſtigen Einfluß. Leopold ſtritt in allen Kämpfen gegen Otto von Braunſchweig an des Kaiſers Seite, immer mit hervorleuchtender, ſiegreicher Tapferkeit; ſo befand er ſich denn auch an des Kaiſers Hof, als Alexius um Hülfe bittend dahin kam. Die Schönheit Theodorens, ihr gebildeter Geiſt, ihr würdiges Benehmen beſtimmten ihn, ſie zur Gemahlinn zu wählen. Das Vermählungsfeſt wurde zu Wien mit großer Pracht gefeiert, und durch die Gegenwart des Kaiſers ſelbſt verherrlichet. Viele Fürſten Deutſchlands und der Adel beider Herzogthümer wohnten den glänzenden Feſten bei; und für die Wiener Bürger war das abermal ein freudenreiches Ereigniß, bei welchem ihnen viel Geld zuſtrömte. Oeſterreich bekam dabei zum zweiten Mal eine griechiſche Kaiſertochter Theodora zur Herzoginn, die ihrem Gemahl den Aufenthalt zu Hauſe verſchönerte; und in ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle mit Kraft und Verſtand zu vertreten wußte.

Ein Beweis, in welchem Anſehen der noch junge Herzog auch bei fremden Fürſten ſtand, iſt das große Stück vom Kreuze Chriſti, welches ihm Balduin, Kaiſer von Griechenland, überſendete; ſolche

Geſchenke waren die ausgezeichneteſten zwiſchen Fürſten. Leopold vertraute die koſtbare Reliquie dem von ihm geſtifteten, und 1201-1206 erbauten Ciſterzienſer Kloſter Lilienfeld, wo er auch ſeine Grabſtätte erkor.

Als durch die tolle Wuth Ottos von Wittelsbach Kaiſer Philipp ermordet wurde (22. Juni 1208), war es Leopold, der die Gemüther zu beſänftigen, die Stimmen zu vereinigen ſich bemühte. Es war nur ein einziger Sprößling der Hohenſtauffen, Friedrich, übrig; noch ſehr jung, und kaum in hartem Kampf mit verſchiedenen Prätendenten durch den großen Papſt Innocenz III. auf dem ererbten Thron von Sicilien erhalten. Otto hatte ſich mit Philipps Tochter vermählt, das war ein Band zwiſchen Stauffen und Welfen. Leopold glaubte, Deutſchlands Wohl erfordere es, daß er ſich nun auch für den Welfen erkläre, und mit dieſem Schritte ward Otto allgemein als Kaiſer erkannt. Er erlaubte ſich aber ſolchen Uebermuth, daß man ihn nach drei ein halb Jahren wieder abſetzte, und die Stimmen ſich für den jungen Hohenſtauffen Friedrich II. vereinigten.

Seit einem halben Jahrtauſend hatten die Araber Spanien bis an die Pyrenäen erobert. Alphons VIII. hatte die Fürſten der Chriſtenheit zu einem Zuge gegen dieſe mächtigen Feinde des chriſtlichen Namens aufgerufen. Leopold ſäumte nicht; Sachſen, Weſtphälinger und Frieſen folgten dem Ruhm ſeiner Fahnen. So unverdroſſen der Zug auch eilte, der Weg war zu weit; Alphons hatte bereits

einen entſcheidenden Sieg erfochten. Doch ließ Leopold den Arabern im nördlichen Portugall ſeine Waffen noch empfinden, und eröffnete ſich damit den Weg zum Grabe des Apoſtels Jakob zu Compoſtella. Eine Wallfahrt, die man der nach Jeruſalem faſt gleich hielt.

Wenige Jahre vergingen, als Leopold auch dieſe unternahm. Mit zahlreichem wehrhaften Adel, worunter ſchon die Namen Stubenberg, Auersberg, Lichtenſtein vorkommen, zog er im Jänner 1217 nach Spalatro; wo ſich Andreas König von Ungarn mit ihm vereinigte. Andreas hatte ſchon bei ſeines älteren Bruders, König Emmerichs, Lebzeiten die Hand nach der Krone ausgeſtreckt; ward geſchlagen, flüchtete zu Leopold, fand Schutz und wirkſame Fürſprache zur Verſöhnung. Emmerich ſtarb und hinterließ den unmündigen Ladislaw; Andreas ward Vormund und Regent. Das war eine gefährliche Vormundſchaft; die Königinn Witwe floh mit ihrem Kinde, mit der Krone, mit dem Schatze zu Leopold; fand Schutz und Vertheidigung gegen den, ſie bis an die Thore Wiens verfolgenden Andreas. Der junge Ladislaus ſtarb; nun war Andreas rechtmäßiger König; unaufgefordert ſendete ihm Leopold die Krone und den Schatz, und ließ die Königinn mit Würde in ihr Vaterland Arragonien geleiten. Vier Jahre ſpäter wurde ſie die Gemahlinn Kaiſer Friedrichs II. Andreas hatte ſeinen Sohn und Mitregenten Bela IV. überredet, ſeine ſchöne und tugendhafte Gemahlinn Maria, eine Tochter des grie-

chiſchen Kaiſers Theodor Lascaris, zu verſtoßen. Dem harten Schritte folgte bald die Reue, und willkommen war dem Sohne des Papſtes Geheiß, die ungerecht Verſtoßne wieder aufzunehmen. Dieſe Wiedervereinigung erregte in dem Vater ſolchen Unwillen, daß Bela mit Marien nur unter dem Schutze der Nacht durch Wälder und Abwege zu Leopold flüchten konnte; der ſie freundlich aufnahm, und mit dem Vater wieder verſöhnte. So hat ſein ritterliches Herz dem Unglück niemals Schutz verſagt, das Recht immer geehrt; wenn er gleich bei ſolchen Gelegenheiten das Schwert ziehen mußte, um die Einfälle der Verfolger zurück zu weiſen. Bald aber hatte ſein edler Charakter und ſein tapferer Arm ſolches Anſehen gewonnen, daß ſein Land durch zwanzig Jahre in ſegensreichem Frieden ruhte; der König von Ungarn insbeſondere ward ſein aufrichtiger Freund.

Von Spalatro fuhren ſie mit einander nach Cypern, deſſen König ſich auch dem Zuge anſchloß; und Leopold erreichte in Begleitung zweier Könige, das durch ſeinen Vater und Bruder ihm merkwürdige Ptolemais Anfangs November 1217. Er ſchlug alsbald den Sultan Choraddin bei Bethſaida, that Wunder der Tapferkeit am Berge Tabor, doch alles vergebens. Die Zwietracht unter den Chriſten in Paläſtina war zu tief eingewurzelt. Der (Titular) König von Jeruſalem, eiferſüchtig auf Leopolds Ruhm, trennte ſich von ihm, und handelte ihm entgegen; die Könige von Ungarn und Cypern gaben

unter ſolchen Umſtänden die Sache auf und zogen ſich zurück. Nicht ſo Leopold; mitten in dieſer ſchwierigen Lage faßte er den großen und kühnen Gedanken, Damiate in Aegypten zu erobern. Einen feſten Punct wollte er damit zwiſchen der, über Afrika bis nach Spanien ſich erſtreckenden Macht den Ungläubigen gewinnen; Zuführung von Lebensmitteln und Hülfsvölkern ihnen erſchweren; den Eigennutz der, in jedem Kreuzzug mehr für ſich als für den Zweck der Chriſtenheit handelnden Freiſtaaten Venedig, Genua, Piſa, Amalfi an dieſen, für Krieg und Handel ſo wohlgelegenen Platz feſſeln, und auf dieſem Wege die Eroberung von Jeruſalem möglich machen, ohne daß der ſcheelſüchtige König und ſeine Fürſten beſorgen konnten, daß er ihre Beſitzungen ſchmälern wolle. Die Ritter des deutſchen Hauſes ergriff das Edle und Große der Abſicht, ſie erklärten ſich, ihm folgen zu wollen; viele Templer und Johanniter, die in Paläſtina neben ihm gefochten, thaten dasſelbe. Achtzehn Monate lang ſtritt er am Thurm der Nilinſel, an der Brücke und an den Mauern von Damiate, endlich fiel es. Er nahm eine edlere Rache als ſein Vater an Richard Löwenherz, er verdunkelte ihn durch heldenmäßige Thaten.

Für den Ruhm ſeines Namens hatte er in Deutſchland und in Spanien, in Aſien und in Afrika genug gethan; für ſich erobern wollte er niemals; er weihte nun den Reſt ſeiner Tage ganz den Geſchäften des Friedens.

Er vollendete die, ſchon von ſeinem Vater an-

gefangene Erweiterung von Wien und umgab ſie mit Ringmauern und Graben. Aus alter Ueberlieferung, und den Ueberreſten, die noch bei Erbauung der vollſtändigen Befeſtigung unter Ferdinand I. ſichtbar waren, läßt ſich folgende Linie jener alten Ringmauer angeben. Vom Dempfingerhof herab auf das Bergel, von da an der Anhöhe fort, wo ſpäter das goldne Kreuz gebaut wurde, an der Seite der jetzigen Krongaſſe auf den Hafnerſteig; von da hinter dem alten Fleiſchmarkt fort durch das nachmalige Lorenzerinnen Kloſter hinüber zur Hauptmauth; von da hinter den Dominicanern fort hinab, wo ein neues Thor, das Stubenthor erbaut wurde; vom Stubenthor lief die Mauer hinter dem Tabakamt (damals Kloſter St. Jacob) bis zu Ende des Jacobergäßchens; und von da an der Südſeite der Singerſtraße auf den Stockameiſenplatz, (alten Roßmarkt). Dort wurde ein neues Kärnthnerthor erbaut, und dagegen das alte am Bauernmarkt, ſo wie das am Lichtenſteg abgebrochen. Vom Stockameiſenplatz zog ſich die Ringmauer zum Trattnerhof (Freiſinger- und Dompropſtenhof), wo ſie ſich mit der früheren vereinigte. Die Stadt wurde dadurch mehr denn noch einmal ſo groß, als ſie vor 80 Jahren war; und die Stephanskirche darin eingeſchloſſen; nur blieb der Schotten Kirche und Kloſter noch außer der Mauer.

Leopold baute ſich auch eine neue Burg mit vier ſtarken Thürmen und Graben an der Stelle des heutigen Schweizerhofes. Daneben baute er eine Kirche zu Ehren U. L. F. und des heiligen Erzengel Mi-

chael nebſt einem Pfarrhof. Der Pfarrer hatte die pfarrlichen Rechte über die herzoglichen Diener und das Hofgeſinde, die in der neuen Burg wohnen, und über alle Bürger und Dienſtleute, die umher gebaut haben, oder ferners bauen zwiſchen der Stadtmauer und der neuen Burg.

Außer dieſer Pfarre führte Leopold auch den Orden der Dominicaner ein, und gab ihnen das Haus der Tempelherrn. Dieſe bekamen dafür Rauchenwart und Fiſchamend. Den heiligen Franciscus, Stifter des Ordens, der in dreifacher Geſtalt Minoriten, Franciscaner und Capuciner bekannt iſt, hatte er auf ſeinen öfteren Reiſen nach Italien perſönlich kennen gelernt und ſeine Begeiſterung bewundert; er fand ihn auch vor Damiate. Er zog alſo einige ſeiner Jünger nach Wien und baute ihnen ein Kloſter da, wo es fort beſtand, bis Kaiſer Joſeph II. es aufhob. Es gibt noch heute dem Minoritenplatz den Namen.

Wenn man bedenkt, daß Leopold ſeine Burg, die neue Pfarre St. Michael, und das Minoritenkloſter außer den damaligen Stadtmauern erbaut hat, und daß in der Gegend der neuen Burg ſchon Häuſer geſtanden, ſo darf man nicht zweifeln, daß er auch dieſe Gebäude ſammt dem Schottenſtift mit Ringmauer und Graben geſchützt oder wenigſtens zu ſchützen angefangen habe. Dreißig Jahre ungefähr ſpäter findet man die Seilerſtadt ſchon in die Stadt eingeſchloſſen, und das Kärnthnerthor beinahe auf ſeiner heutigen Stelle. Neben der Burg, wo

die kaiſerliche Bibliothek ſteht, war bereits ein Thor, das Widmerthor genannt; ſo auch das Schottenthor, und hinter dem Stift herum, in deſſen Garten das gegenwärtige Zeughaus, bis zu dem alten Kloſterneuburgerthor eine Ringmauer, welche ſich dort an die früher beſtandene anſchloß. Wonach die Stadt ſchon damals faſt ihren ganzen heutigen Umfang hatte.

Unter Leopold bauten die Johanniter in der Kärnthnerſtraße auf der Stelle, wo ſie noch ſtehen, Kirche und Haus für ſich, und ein kleineres Haus daneben für die Pilger, welches man noch das Pilgram-Haus nennt. Die deutſchen Herren bauten ſich ebenfalls unter Leopold ein Haus in der Singerſtraße nächſt St. Stephan, auch ſchon an ſeiner heutigen Stelle. Gerard, Pfarrer zu Felling und Caplan des Herzogs (nach einem häufigen ſehr löblichen Gebrauch jener Zeit, zugleich Arzt) war ein Mitglied des in Italien, Frankreich und Deutſchland verbreiteten, zu Troſt und Hülfe der Armen beſtandenen, Heiligen Geiſt-Orden's. Er beſchloß, ein Hoſpital für arme Kranke zu ſtiften, und widmete ſein Hab und Gut dazu. Da dieſes aber bei weitem nicht zureichte, ergänzte Leopold die Stiftung. Das Hoſpital ſtand jenſeits der Wien zwiſchen der Carlskirche und der Panigel (früher Plänklergaſſe); wurde aber bei der türkiſchen Belagerung 1529 der Erde gleich gemacht. Eben dieſes Schickſal hatte auch das Haus, welches der Heilige Geiſt-Orden ſpäter dießſeits der Wien erbaut hatte. Beide Stiftungen wur-

den nachher in die Stadt in das leergewordene Nonnenkloſter nächſt dem Kärthnerthor übertragen. Das war das fruchtbare Saamenkorn des reichen Wiener Bürgerſpitals.

Drei Kärnthneriſche Fräulein von Paar, von Rappach und von Kulm, durch ihre Verwandtſchaft, und von dem Herzog unterſtützt, bauten an der Stelle, wo Leopold der Freigebige auf der Hülben dem heiligen Jacob eine Capelle errichtete, eine Kirche und ein Nonnenkloſter; jetzt Tabakamt. Der Wieneriſche Stadtkämmerer Gottfried und ſeine Ehewirthinn Goldrun bauten und ſtifteten 1204 in ihrem Hof am Kienmarkt eine Capelle der heiligen Dreifaltigkeit geweiht; ſpäter kam die Capelle ſammt dem Hof an die Congregation des heiligen Philippus Nerius; jetzt iſt das ein Gaſthof. Ein Wiener Bürger, Dietrich der Reiche genannt, erbaute 1211 auf ſeinem Grunde Zeismannsbrunn die Kirche zu St. Ulrich (Maria Troſt); und gab zwei Höfe in der Alſergaſſe und die Einkünfte von drei Handwerkstiſchen, der Schuſter, der Fleiſchhacker und der Fiſcher, dazu. Ulrich, Leopolds Protonotar, ſpäter Biſchof von Paſſau, gründete die Catharina-Capelle neben St. Stephan, und gab ſeinen Weingarten in Grinzing dazu; in der Folge war dort die Schreiberzeche.

So viel von geiſtlichen Stiftungen in den Tagen Leopolds. Die weltlichen Angelegenheiten umfaßte ſein Geiſt mit denkwürdiger Kraft. Er war der erſte Geſetzgeber Wiens; ſein Stadtrecht iſt al-

ter als der Schwabenspiegel, und vereiniget Milde mit Gerechtigkeit. Freiherr von Hormayr führt es in dem Urkundenbuch des 3. Heftes Nr. 15 vollständig an. Der Stadtrichter war die höchste Obrigkeit; 24 Ausschußmänner besorgten alle ökonomischen Gegenstände, und entschieden über alle Polizei- und Handelssachen; 100 Genannte, d. i. angesehene Männer aus allen Gassen, führten die öffentliche Aufsicht auf richtiges Maß und Gewicht, Ordnung und Ruhe. Alle Gewerbe waren in Zünfte und Gilden eingetheilt, und hatten ihre besonderen Einrichtungen und Vorschriften. Alle Lebensbedürfnisse, selbst die Herbergen, hatten ihre Satzungen. Wien war ein Stappelplatz; Waaren durften nicht vorüber fahren, sie mußten hier und an Wiener Bürger verkauft werden. Kein fremder Kaufmann durfte sich länger als zwei Monate hier aufhalten; Gold und Silber durfte er nicht kaufen, auch nur an die herzogliche Kammer verkaufen. Wien war eine der ersten Handelsstädte Deutschlands; vielleicht nur von Regensburg übertroffen. Der Hannsgraf von Regensburg kam jedesmal mit den Marktschiffen herab, und war der Führer und Stellvertreter, so zu sagen der Consul der Regensburger Kaufleute, Schiff- und Flößmeister, die hier vor allen andern begünstiget wurden. Man sah Türken und Russen, Italiener und Niederländer, und Deutsche aus allen Gegenden, in den Straßen Wiens; denn die Wiener Kaufleute standen mit Hagenau, Kölln, Aachen, Mastricht, und durch Breslau mit Kion und Nowo-

grob in Verbindung. Sie waren auch klug genug, als die Venetianer unter Dandolo Conſtantinopel eroberten und den Handel dahin an ſich riſſen, ſogleich ſich des Handels nach Venedig zu bemeiſtern. Alte Chroniken nennen nebſt dem ſchon oben erwähnten reichen Dietrich auf Zaismannsbrunn noch den **Kunz Uff** und den **Ulrich Permann** als Bürger von Wien, die ihr Geld nicht zählten, ſondern nur mit Schüſſeln ſchöpften und wogen.

Nach heutigen Grundſätzen wirkt jeder Zwang nachtheilig auf Handel und Gewerbe. Wir ſehen aber, daß ſie dabei doch in Wien empor kamen und einen üppigen Wohlſtand in dieſer Stadt verbreiteten. Wir ſehen, daß überhaupt Wien binnen 150 Jahren aus einer zuſammengelaufenen, ohne Geſetze lebenden, Vermiſchung von verſchiedenen Nationen eine wohl geordnete Stadt mit anſehnlicher Bürgerſchaft geworden, und daß es ſich auf das Vierfache ſeines Umfanges vergrößert hatte. Das iſt das Werk günſtiger Verhältniſſe, vorzüglich aber **Leopold des Glorreichen.** Er that noch mehr. Die ungleiche, mitunter ſchlechte, Münze war ein großes Hinderniß des Handels; er ließ Münzer und Münzmeiſter aus dem Auslande kommen. Er ſah, daß als Tranſit nach dem Orient und nach Venedig häufig Wollenzeuge, Regensburger Scharlach, dunkelrothe Paſſauer Tücher gingen; er ließ Färber und Tuchmacher aus Flandern kommen. Dieſen Münzern, Färbern und Tuchmachern, mit dem gemeinſchaftlichen Namen **Flandrenſer** genannt, räumte er die alte

Burg am Hof ein, und verlieh ihnen große Begünſtigungen; nannte ſie Hausgenoſſen. Den Bürgern Wiens, vorzüglich den Kaufleuten, lieh er über 30,000 Mark (600,000 Gulden), eine ungeheure Summe für den damaligen Geldwerth; und begehrte, ſo lang er lebte, nichts zurück. Seine Einkünfte bezog er aus der Mauth, aus der Münze, aus den Gerichtserträgniſſen und vorzüglich aus ſeinen Domänen; Niemand zahlte eine Steuer. Außer ſeinem Zuge nach Spanien und nach Paläſtina, wozu Religion und Ehre ihn aufforderten, und wobei Wien nichts litt, zog er ſein Schwert niemals, wenn nicht feindliche Einfälle es nöthig machten; und ſein tapferer Arm wies den Feind immer ſchnell zurück. Selbſt ſolche kurze Kämpfe fielen aber durch zwanzig Jahre nicht vor. Während der alte Zwiſt der Welfen und Gibellinen Deutſchland zerriß und das Fauſtrecht dort waltete, trat Leopold bei jenem Zwiſte nur als Vermittler ein, und wußte zu Hauſe den Landfrieden aufrecht zu halten. Rechnet man zu allen dieſen begünſtigenden Verhältniſſen noch, daß in jener Zeit, wo Frankreich nur einen unbedeutenden, England gar keinen Handel hatte, wo man an Umſchiffung von Afrika, an die Exiſtenz von Amerika noch lange nicht dachte — Wien und Regensburg ihrer geographiſchen Lage nach der Mittelpunct aller Handelsverbindungen zwiſchen Süden und Norden, zwiſchen Oſten und Weſten waren, ſo iſt Wiens ſchnelle Vergrößerung und hoher Wohlſtand leicht begreiflich.

Mit den Wiener Bürgern ging Leopold freundlich um; fragte ſie wohl auch um Rath; und gab ihnen jährlich im Mai und Herbſt Tanzfeſte. In ſeiner Familie war Leopold das Muſter der Hausväter, und ein vorzüglicher Freund des Geſanges, wie er denn auch an großen Kirchenfeſten ſelbſt auf dem Chor vorſang. Künſtler und Liederdichter fanden ſich oft bei ihm ein. In den alten Volksliedern und Reimchroniken findet man, in Leopolds Tagen ſei Oeſterreich in der That das Land geweſen, wo Milch und Honig fließt, und Manna vom Himmel niederthauet; und Leopold der mächtigſte Fürſt deutſcher Lande. Die Herrlichkeit Wiens, der Wohlſtand, das Selbſtgefühl, die Prachtliebe ſeiner Bürger wird gerühmt; es ſangen die Dichter, bei dieſem Leopold ſei ein wahrhaft goldenes Alter geweſen.

»Silber und Gold und Edelgeſtein
Ganz gewöhnlich war und gemein,
Bei ihm alle Freude und Ehre
Und tugendliche Lehre,
Bei ihm war Tanzen und Singen,
Turnieren, Laufen und Springen,
Und Roſſe mit goldenen Decken,
Und darauf die ſtolzen Recken.« (Kampfhelden).

Ein ſolcher Hof zog nothwendig auch den Adel von ſeinen Burgen in die Stadt. Um wenigſtens den Winter da zuzubringen, bauten ſie ſich Häuſer größtentheils auf der Hochſtraße zwiſchen der Burg und den Schotten, was in der Folge die Herrengaſſe ge-

nannt wurde. Zuverläſſig hatten in dieſer Gaſſe ſchon damals die Familien Lichtenſtein und Trautmannsdorf ihre Häuſer.

Herrmann Landgraf von Thüringen und Sachſen hatte auf ſeiner Wartburg ſechs edle und berühmte Sänger zu einem Wettkampf in Liedern zuſammenberufen. Die Aufgabe war, welcher der preiswürdigſte Fürſt ſei. Es lebte damals Kaiſer Friedrich II., von deſſen Lobe Geſchichtſchreiber und Dichter voll waren; es lebte Alphons VIII., der Ueberwinder der gefürchteten Araber; die Welfen behaupteten ihren alten Ruhm. Jeder von dieſen fand ſeinen Lobredner; und man kann ſich wohl vorſtellen, daß es dem Landgrafen Hermann ſelbſt auf ſeiner Burg am wenigſten daran gefehlt haben mag. Aber Heinrich von Oſterdingen beſiegte ſie Alle, indem er unſern Leopold als die Sonne unter den Fürſten pries. Von eben dieſem Oſterdingen iſt die auf uns gekommene Bearbeitung des berühmten alten Nibelungen Liedes, und höchſt wahrſcheinlich wollte er unter Rüdiger von Pechlarn Leopold den Glorreichen darſtellen.

Der Gebrauch, am Weihnachtsabend Bäume zu beleuchten und den Kindern Geſchenke daran zu hängen, war in jener Zeit allgemeiner als jetzt. An einem ſolchen heiligen Abend kam es dem guten Herzog, der ſeine Wiener Bürger liebte und perſönlich kannte, in den Sinn, in der Stadt herum zu reiten. Die freundliche Erleuchtung der Gaſſen ergetzte ihn; und es erfreute ſein Herz, aus dem beweglichen Leben

hinter den Fenstern wahrzunehmen, daß es überall frohe Eltern und frohe Kinder gab. In einem Augenblick wußte das die ganze Stadt; Jung und Alt lief ihm nach, rief ihm lautes Vivat zu, drängte sich herzu, ihm die Hand oder den Mantel zu küssen. Schnell waren die Zünfte beisammen; auf seinem Heimwege warteten sie in einer Gasse und stellten sich, als er kam, in einen Zug vor und hinter ihm. Voraus gingen die Münzer mit Goldstoffen, Bechern und Ringen von Silber und Gold; dann die Kaufleute mit köstlichem Gewand von allen Farben, was das Abendland und Morgenland vermochten; die reichen Wildwerker mit Hermelin und anderem köstlichen Pelzwerk; die Krämer mit Seidenzeug und den feinsten Gewürzen; hinter dem Herzog die Bäcker mit großen Körben voll Weißbrot; zuletzt die Fleischhauer mit dreißig trefflichen Rindern, mit Bändern geschmückt und an Seilen geführt. Mit allen diesen Weihnachtsgeschenken begleiteten sie ihn in seine Burg. In der Schnelligkeit des Entschlußes und der Ausführung lag der hohe Werth, die unzweideutige Herzlichkeit dieser Gaben.

Wie aber nichts auf Erden von allen Seiten und ununterbrochen glücklich ist, so ergaben sich auch unter Leopolds Regierung manchmal Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Erdbeben ꝛc., welche alle in Pezzels Chronik umständlich angeführt sind. Ein großes Sterben unter den Menschen soll sogar durch einen Basilisken entstanden seyn, der in dem Hause Nr. 678 neben dem Heiligenkreuzerhof der schönen

Laterne gegenüber zum Vorſchein gekommen iſt. Noch im Jahr 1577 war man ſo wenig unterrichtet, daß der Hausbeſitzer Hanns Spannring ein Buchhändler, das Mährchen von dem aus einem Hahnenei entſprungenen Baſilisken durch eine ſchon verſchwundene Aufſchrift und durch das in Stein gehauene Ungeheuer, wovon noch Reſte vorhanden ſind, verewigen wollte.

Die Elementar-Unfälle vermochte das geſegnete Oeſterreich zu überſtehen, oder Leopold wußte abzuhelfen; in ſeinen Kindern aber traf ihn Unglück, das nicht leicht zu verſchmerzen war, und wohl nur zum Theil abzuwenden geweſen wäre, hätte er auch länger gelebt. Sein erſtgeborner Sohn Leopold, ein bildſchöner neunjähriger Knabe, fiel zu Kloſterneuburg von einem hohen Baume und ſtarb an der Verletzung. Sein zweiter Sohn Heinrich, trotzig, unbändig, empörte ſich während des Vaters Abweſenheit; vertrieb die eigene Mutter aus Hainburg; ſetzte ſich mit einem Haufen zuchtloſer Geſellen dort feſt, plagte das Land; rief laut aus, der Vater lebe ihm zu lange. Starb aber noch vor ihm, vom rächenden Gewiſſen und einer ſchmerzvollen Krankheit gepeinigt, am 29. September 1228 als ein verbannter Flüchtling; erſt zwanzig Jahr alt. Die Geſchichte, welche allen Babenbergern einen Beinamen beilegt, nennt ihn den Grauſamen. Leopolds III., bei ſeinem Tode, einziger Sohn Friedrich, gab wenig Hoffnung, daß er als Regent in die Fußſtapfen ſeines Vaters treten werde. Leopolds älteſte Tochter

Margareth wurde am 1. November 1225 zu Nürnberg mit Kaiſer Friedrichs erſtgebornem Sohn, den römiſchen König Heinrich, vermählt und am 28. März 1227 zu Aachen als römiſche Königinn gekrönt. Stille Thränen mögen bei dieſem viel beneideten Prunke aus den Augen der unglücklichen Königinn gefloſſen ſein, denn Heinrich war ein wilder, gewaltiger Lüſtling, der ihre zarte, wehmuthsvolle Seele ſchon in den erſten Tagen der Ehe tödtlich verletzte. Von ihrer ferneren Geſchichte wird nach Friedrichs Tod die Rede ſein. Leopolds zweite Tochter Agnes war ſchon im ſechzehnten Jahre vor der älteren Schweſter an Werinhard von Askanien vermählt; die jüngſten Töchter Conſtantia und Gertrud bei des Vaters Tod noch unvermählt.

Leopold war durch ſein ganzes Leben beſorgt, Kaiſer und Papſt mit einander zu verſöhnen und die Mißhelligkeiten der deutſchen Fürſten auszugleichen. Im Jahr 1230 war wieder heftiger Zwieſpalt unter den Häuptern der Chriſtenheit ausgebrochen. Die Verſöhnung hatte ihm unter ähnlichen Umſtänden, wohl früher gelungen; dem Frieden der Chriſtenheit zu Liebe reiſte er trotz des heißen Sommers wieder nach Italien. Dem jungen Friedrich ließ er in ſeiner Abweſenheit den Titel des Verweſers der Herzogthümer; die Macht und Gewalt aber den Brüdern Hadmar und Heinrich von Kuenring, die man wegen ihrer Treue und Wachſamkeit für den Herrn und weil ſie den Feinden ihre Waffen gleich ſcharfen Zähnen fühlen ließen, die Hunde nannte. Seit ihr

Ahnherr Azo das von den Böhmen eroberte Oesterreich schnell wieder zurück eroberte, waren sie die Ersten nach dem Herzog; dabei Väter und Brüder des Volkes. Leopold erreichte den Zweck seiner Reise; am 23. Juli 1230 beschwor der Kaiser und die Fürsten den Frieden. Allein die ungewohnte Juliushitze Apuliens raubte fünf Tage darnach sein theures Leben zu St. Germano; 54 Jahr alt starb Leopold zu früh, aber glorreich in seinem Berufe. Als die Nachricht nach Oesterreich kam, war das Wehklagen allgemein in Stadt und Land; jeder Familie schien der Vater gestorben zu sein. Erst im November kamen seine Gebeine nach Wien. Der junge Herzog ließ den Sarg gleich am zweiten Tage mit großem Gepränge erheben, und über Mödling und Heiligenkreuz nach Lilienfeld führen; von ihm selbst, von einer zahlreichen Ritterschaft, und Tausenden der Wiener und Landbewohner begleitet.

Es ist noch anzuführen, wie der glorreiche Landesfürst nicht nur für die Stadt, sondern auch für das Land gesorgt hatte. Unter dem Namen Landrecht gab er ein allgemeines Gesetz über Privatrechte, Verbrechen und Strafen. Vögte, Hauptleute und Vicedome verwalteten die Gerechtigkeit. Hauptfälle behielt er sich selbst vor; zu Neuburg, zu Tulln und zu Mautern saß er wie Carl der Große alljährlich unter freiem Himmel zu Gericht. Hier erhielt der gemeine Mann Schutz und Abhülfe gegen den Uebermuth der Mächtigeren; hier wurden die vorbehaltenen Hauptfälle untersucht und abgeurtheilt;

wer eines Hauptverbrechens z. B. Landfriedenbruch, Kirchenraub u. d. gl. ſchuldig war, wurde an den nächſten Baum gehängt. Unter ſolchem Schutze von Geſetzen und Gerechtigkeit bevölkerte ſich das Land eben ſo ſchnell als die Hauptſtadt.

Bei der Hochzeit ſeiner Tochter Agnes mit dem Fürſten von Anhalt gab Leopold dritthalb hundert Knappen den Ritterſchlag, beſchenkte wohl tauſend Ritter mit Roß und Kleid, Gold und Silber, und bewirthete deren über fünf tauſend; ein Beweis von zahlreichem Adel, der auf ſeinen Burgen und Schlöſſern wohnte.

Unter den Knappen, welche bei dieſer Gelegenheit den Ritterſchlag erhielten, war auch ein Edelknecht Herzog Heinrichs von Mödling, **Ulrich von Lichtenſtein**, ein Minneſänger, von dem wir noch zwei Werke, **Ytwitz** und der **Frauendienſt** beſitzen. In dem letzteren beſchreibt er ſein Leben und ſeine abenteuerlichen Fahrten; eine als Göttinn Venus, die andere als König Artus. Der Aufwand, der bei dieſer Gelegenheit von dem eben erſt zum Ritter geſchlagenen jungen Edelmann und von dem übrigen Adel gemacht wurde, zeugt von großem Reichthum, von Prachtliebe und fröhlichem Sinn. Der junge Ritter, als Venus gekleidet, ſtieg zu Venedig gleichſam aus dem Meere; und zog einen Monat lang durch Kärnthen, Steier, Oeſtreich bis an die Taya. Mehrere Tage vorher war der Zug angekündiget; Muſik ging vor der Göttinn her, hundert Reiter begleiteten ſie; Alles, ſo wie auch ſie

ſelbſt, war in ſilberweißer Kleidung und Rüſtung. Sie trug einen Schleier über das Geſicht und den Harniſch, und ihr Pferdezeug war mit koſtbaren Perlen und Edelſteinen geſchmückt. Der Aufruf, mit der Göttinn eine Lanze zu brechen, war an die Ritter der Lande ergangen. Ueberall, wo ſie vorüberzog wehten Fahnen von den Burgen und Thürmen; unter fröhlicher Muſik ſprengten die Ritter heraus mit reichem Federſchmuck auf den Helmen, in goldnen und ſilbernen Harniſchen. Glänzende Kämpfe erfolgten; Bankett und Tanz beſchloſſen den Tag. Ueber dreitauſend Speere hatte Lichtenſtein auf ſeiner Fahrt gebrochen; für jeden gab er einen goldnen Ring. Zu Wien hielt er einen feierlichen Einzug. Hadmar der Hund von Kuenring wartete ſeiner mit einer mächtigen Ritterſchaar; der Edelherr von Gars, prächtig gekleidet, zu Fuß, führte das Pferd der Göttinn Venus am Zaum. »Das Gedränge war ungeheuer (ſo ſchreibt Ulrich von Lichtenſtein ſelbſt), die Fenſter waren voll Frauen, deren Glanz meinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen, und hundert ſchön gekleidete Ritter ritten mit auf ſchönen Pferden, ſie ſangen und waren froh. Nebenbei ritten ſechzig gewappnete Ritter, bis auf das Feld, wo der Domvogt von Regensburg wartete; alle hohe Pfauenfedern auf dem Helm, in roth ſammtnen Wappenröcken mit Eichenlaub durchwirkt; ſo auch die Pferddecken. Derſelbe Domvogt war mir ſchon bis in die Aue gegen Malasdorf (Möllerſtorf) entgegen geritten auf einem herrlichen Roß

im Scharlachmantel; der Hut mit Pfauenfedern, an Perlen ſchwer. Voraus das Panier, weiß und roth 50 Armbruſtſchützen, 50 Laufpferde mit prächtigen Türkenſätteln, 50 Knappen, dann wieder ein Panier, 50 Edelknechte zu Roß, 300 Speere, 50 Ritter, alle in ſchönen grünen Mänteln von goldnen und ſilbernen Schellen klingend. So bot ſich der Domvogt der Königinn Venus zum Marſchall an.«

Wir ſehen hieraus, daß in Oeſterreich zu einer Zeit, die wir uns gewöhnlich als roh, gewaltſam und freudenleer vorſtellen, Stadt und Land herrlich und in Freuden lebte, ja faſt in Uebermuth. Da der Leſer bei glücklichen Zeiten lieber verweilt als bei unglücklichen, die nur zu bald nachgefolgt ſind, habe ich mich bei dem Fürſten länger aufgehalten, dem Wien ſo Vieles verdankte.

Leopold der Glorreiche iſt viel zu wenig bekannt; er war ein Held, ein weiſer Geſetzgeber, ein hochangeſehener Staatsmann, ein wahrer Vater des Vaterlandes; wenige Fürſten ſind ihm zu vergleichen, keiner hat ihn übertroffen.

Friedrich II., der Streitbare.

Leopolds VII. Sohn, Friedrich der Streitbare genannt, war kaum neunzehn Jahre alt, als er dem Vater in der Regierung folgte. Er war von herrlicher Geſtalt und voll hohen Muthes. Dieſe Eigenſchaften, und daß er, der letzte Babenberger, das Leben ſchon mit 35 Jahren in einer Schlacht verlor,

haben ihm viele Lobredner gewonnen. Die Wiener aber erwarteten nichts Gutes von ihm, und nicht umsonst zerraufte der reiche Dietrich an Leopolds Grabe sein graues Haar und wollte nimmer leben. Wahrlich, wie wir sehen werden, gab es vor und nach Friedrich dem Streitbaren keinen Fürsten von Oesterreich, den die Wiener weniger zu loben Ursache gehabt hätten.

Sein Vater, der sein heißes halborientalisches Blut kannte, vermählte ihn schon mit 15 Jahren mit Gertrud von Braunschweig; und da diese nach sechs Wochen starb, alsbald mit Sophia, des griechischen Kaisers Theodor Lascaris Tochter. Diese verstieß der achtzehnjährige Friedrich im dritten Jahr als unfruchtbar, und machte sich damit den ungrischen König Bela, der ihre Schwester Marie zwar auf seines Vaters Geheiß auch verstoßen, aber mit Freuden bald wieder angenommen hatte, zum Feind auf Zeit Lebens. Wenige Wochen nach seines Vaters Tod nahm er die dritte Gemahlinn, Agnes, des Herzogs von Dalmatien und Meran Tochter. Das Alles wollte den Wienern nicht gefallen.

Die Ruenringe, die Säulen, auf welche Leopold sich gestützt hatte, wollten auch dem jungen, noch unerfahrnen Herzog mit Rath und That an die Hand gehen; sie wurden dadurch seiner widerstrebenden Kraft verhaßt. Der Vater hatte ihnen bei seiner letzten Abreise das herzogliche Siegel und den Schatz anvertraut; sie wollten Beides nicht herausgeben. Darüber ergrimmte Friedrich; überfiel die

Kuenringe, eroberte Zwettel, ließ Hadmarn, der eine Art Rieſe war, durch reiſige Knechte mit Liſt fangen, binden, und unter lautem Hohn nach Wien führen; worauf er ſeine wehrloſen Burgen Dürnſtein und Agtſtein zerbrach. Während dieſer Fehde hauſten auch die Böhmen übel in Oeſterreich, und kehrten mit reicher Beute heim. Friedrich verglich ſich endlich mit den Kuenringern; Heinrich behielt ſein hohes Marſchallsamt. Hadmar aber wollte nichts mehr wiſſen von weltlichen Dingen; er nahm den Pilgerſtab und ſtarb nach kurzer Reiſe; das Herz war ihm gebrochen.

Nach ſo kriegeriſchem Anfang wollte der Herzog, der noch nicht Ritter war, nun auch feierlich mit dem Schwert umgürtet werden; das wurde am Lichtmeßtag 1232 in der Schottenkirche durch den Biſchof Gerhard von Paſſau vollzogen. Darauf gab der Herzog 200 Jünglingen des erſten Adels *) den Ritterſchlag. Nach der kirchlichen Feierlichkeit ritten ſie hinaus aus der Stadt auf die Straße gegen Bayern. Alle auf gleichfärbigen Roſſen, gleichförmig gekleidet wie Kinder eines Hauſes; in rothem Scharlach mit weißer Leibbinde, rothen Barret und weißen Fe-

*) Von dem jetzt noch lebenden Adel waren dabei, Auersberg, Dietrichſtein, Gallenberg, Hackelberg, Herberſtein, Lichtenſtein, Saurau, Scherfenberg, Stahremberg, Stubenberg, Traun, Trautmannsdorf, Windiſchgraz und Wurmbrand.

dern. Dort hielten sie auf dem Felde ein festliches Turnier *).

Schon Friedrichs Vater hatte durch Vertrag mit dem Hochstift Freising ansehnliche Güter in Krain erworben; er selbst schloß 1233 mit jenem Hochstift einen neuen Vertrag, worin er sich den Titel »Herr von Krain« beilegte.

Er verlegte die Wassermauth von Wien nach Stadelau; hielt da seine Turniere und feierte 1234 auch daselbst mit außerordentlicher Pracht das Beilager seiner Schwester **Constantia mit Heinrich Markgrafen von Meissen.** Diese Zurücksetzungen thaten den Wienern nicht nur bedeutenden Abbruch, sondern kränkten sie auch als Beweise von Abneigung und Mißtrauen. Sie waren von seinem Vater mit Liebe und Vertrauen behandelt worden. Doch es sollte bald noch ärger kommen. Der römische König **Heinrich**, Friedrichs Schwager, ein leichtsinniger und zügelloser Jüngling, empörte sich gegen seinen Vater Kaiser **Friedrich II.**; und Friedrich der Streitbare hielt mit ihm. Der Kaiser, noch zur rechten Zeit

*) Von diesem Turnier soll das später auf demselben Feld entstandene Penzing den Namen haben, wie Hietzing von hütet euch (hüts eng). Es soll nämlich penzt euch (penzt eng) soviel als tummelt euch heißen. Allein das ist eine gezwungene Ableitung, der Ausgang von Ortsnamen in ing ist ja sehr häufig um Wien; Meidling, Liesing, Speising, Hacking, Währing, Döbling, Grinzing, Sioring, Ottakring ꝛc.

gewarnt, zog von Aquileja heran. Die Reichsfürſten entſetzten im Juni 1235 zu Regensburg Heinrichen der römiſchen Königswürde, und führten ihn gefangen zum Kaiſer; der ihn in eine Feſtung in Apulien ſteckte. Friedrich wohl wahrnehmend, was auch ihm bereitet ſei, ſuchte Geld und Mannſchaft aufzubringen. Zu gleicher Zeit fanden die ungriſchen Könige, Andreas und Bela, in der Verſtoßung ſeiner zweiten Gemahlinn Sophia einen Vorwand, ihn feindlich anzugreifen. Friedrich legte alſo eine Steuer auf die Grundſtücke der Bürger von Wien; eine bis dahin unerhörte Sache in Oeſterreich, die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Das war aber noch nicht genug; er legte ihnen auch eine perſönliche Abgabe auf, und tarirte ſie ſelbſt nach ihrem Vermögen. Bei dieſem Geſchäfte leiſtete ihm ein gewiſſer Wolfgang von Paarau, der mit den Vermögensumſtänden der Wiener ziemlich bekannt war, vorzügliche Dienſte. Jeder Bürger wurde einzeln vor den Herzog gerufen, und ihm befohlen, ſein Vermögen anzugeben; hinter einem Vorhang ſteckte Paarau verborgen, und gab durch verabredete Zeichen zu verſtehen, wenn er das Vermögen für größer hielt, als es angegeben wurde. Auch die Klöſter tarirte er; und als ſie gegen die willkürliche Auflage proteſtirten, ließ er ſie alle an einem Tag überfallen, mit Gewalt öffnen und wegnehmen, was nicht gegeben worden. Solches Benehmen machte ihm auch den Adel abwendig; der größte Theil verließ ihn, und er erlitt eine blutige Niederlage gegen die ungriſchen

Könige. Doch siegte sein Heldenmuth wieder bei Hofe lein, und er schloß Frieden mit ihnen. Er kam sogar nach Stuhlweißenburg, als der alte König Andreas sich mit der blühenden Beatrix von Este vermählte. Dieser Besuch stiftete indessen nur noch größere Feindschaft. Friedrichs schöne Gestalt zog die Augen der Frauen, selbst die der Königinn nur allzusichtbar auf sich, Andreas entbrannte in Eifersucht. Friedrichs kriegerischer Geist entzündete mehrere Unzufriedne zu einer Verschwörung, Vater und Sohn vom Thron zu stoßen, und den Herzog von Oestreich darauf zu setzen. Bela schöpfte Verdacht; Friedrich rüstete nun gewaltsam. Da ihn der Adel verlassen hatte, erhob er Bürger und Landleute in den Adelstand; von Allen erpreßte er Geld, nichts schützte den Widerspenstigen oder Saumseligen. Die Juden, welche sein Vater zwar beschützt, und ihnen den Besitz von Häusern zugestanden hatte, begünstigte er, weil sie ihm Geld vorschossen, vor allen Andern, und setzte sie in öffentliche Aemter ein. Seine Mutter rieth ihm von solchem Verfahren ab, richtete aber damit so wenig aus, daß sie sich vielmehr von ihrem Witwensitze Judenburg zu dem König von Böhmen, ihres Landes altem Feind flüchtete. König Andreas war gestorben; Friedrich hielt es nun für den rechten Zeitpunct, den Plan der ungrischen Verschwornen auszuführen, und rückte über die Gränze. Allein König Bela hatte die ihm wohlbekannten Verschwornen bereits vernichtet; und wandte sich nun gegen Friedrich, den er in schmähliche Flucht trieb.

Bis an die Thore von Wien sengten und brennten seine Schaaren, und Friedrich mußte seinen unüberlegten Ehrgeiz theuer büßen, seinen Schatz leeren, und den Frieden um ungeheures Geld kaufen. Auf dem linken Ufer der Donau streiften die Böhmen wieder plündernd umher; und nur Regengüsse und Ueberschwemmungen nöthigten sie zur Heimkehr.

Die Leiden, die damit über Stadt und Land kamen, setzten die Gemüther in Gährung. Friedrich in seinem Ingrimm, und um den verlornen Schatz wieder neu zu gründen, legte auf Hab und Gut des Adels, der ihm in seiner ungerechten Fehde nicht Heeresfolge geleistet, schwere Steuern. Damit machte er sich diesen vollends zum Feind; eine einzelne Missethat entzündete den allgemeinen Aufstand. Friedrich pflegte manchmal in seiner Burg zu Wien Tanz und Bankett zu geben; die Jugend des Adels und der Bürgerschaft mußte dabei unweigerlich erscheinen. Unter dem Schein von Freigebigkeit und Popularität war es mit diesen Festen immer auf irgend eine schöne Frau oder blühende Jungfrau abgesehen; die er auf andere Weise zu gewinnen sich vergeblich bestrebt hatte. Sie wurden unter verschiedenem Vorwand aus dem Saale verlockt, mit verstopftem Munde in ein entferntes Zimmer getragen, und Opfer seiner Wollust. Brunehilde, eines vornehmen Bürgers Tochter, die schönste Perle der Stadt, und — wie der Chronikenschreiber Ennenkel sagt — voll Reinigkeit und keuschen Muth und aller Ehren Kranz — ward auch ein solches Opfer. Ihre zerstör-

te Gestalt wirkte lautlos wie der beredsamste Aufruf, und die Wiener griffen im ersten Ausbruch des heftigsten Unwillens zu den Waffen. Einige wohlmeinende Männer eilten auf die Burg; warnten den Herzog, und ließen ihn über die Burgmauer hinab. So entkam er aus der Stadt, und rettete sich auf das feste Schloß Stahremberg bei Wiener Neustadt. Die Landstände und die Bürgerschaft klagten nun bei Kaiser und Reich über Friedrichs schlechtes Regiment; und bäten um Abhülfe. Er wurde vor des Kaisers Richterstuhl gefordert; da er aber auf dreimalige Ladung nicht erschien, die Reichsacht über ihn ausgesprochen; und die Vollstreckung derselben dem König von Böhmen, dem Herzog von Bayern, und dem Herzog von Kärnthen übertragen. Die ersteren zogen nach Oesterreich, der letztere nach Steyer. Friedrich hatte die, seiner Bundestochter Gertrud gehörige Burg Mödling, das Schloß Stahremberg und Wiener Neustadt befestiget und besetzt; und hielt eine nicht unbedeutende Macht um Wien beisammen. Die Wiener ließen ihn befragen, ob er die Stadt vertheidigen wolle, oder wie sie sich im Fall einer Aufforderung benehmen sollten? Er rieth ihnen sich zu ergeben, und zog sich in die Neustadt zurück. Sie öffneten sonach 1236 ihre Thore den Böhmen und Bayern, denen Fürsten den Burggrafen von Nürnberg als des Reiches Hauptmann in Wien verordneten.

Nachdem Kaiser Friedrich II. viele Burgen in Steyer gebrochen, die dahin geflüchtete Gemah-

ihm Herzog Friedrichs gefangen genommen, und die Weihnachten in Grätz gefeiert hatte, ging er selbst nach Oesterreich. In den ersten Tagen des Jahres 1237 hielt er unter lautem Frohlocken der Bürger mit ungemeinem Glanze seinen Einzug in Wien, begleitet von einem großen Theil der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten. Bald kam auch sein zweitgeborner Sohn Conrad von Regensburg mit zahlreichem Gefolge auf der Donau herunter; und ward hier anstatt seines entsetzten älteren Bruders Heinrich förmlich und feierlich als römischer König erwählt und ausgerufen. Feste folgten nun auf Feste; und es schienen fast die fröhlichen Tage Leopolds des Glorreichen zurückgekehrt zu sein. Im April desselben Jahres erhob der Kaiser die Stadt Wien mittelst der berühmten goldnen Bulle zur freien Reichsstadt und verlieh ihr viele vorzügliche Privilegien; worunter die erste Gründung der hiesigen Universität besonders merkwürdig ist. Die Juden, welche Herzog Friedrich so sehr begünstigte, daß sie nicht nur obrigkeitliche Aemter über die Christen besaßen, sondern auch als Hofgünstlinge auf Staatsangelegenheiten Einfluß hatten, führte der Kaiser in die Schranken zurück, worin sie sich unter Leopold wohl befanden. Sie hatten schon 1204 eine öffentliche Synagoge, und zwar nahe an der Stelle ihrer heutigen. Ueberhaupt wohnten sie damals ungefähr in eben der Gegend, wo man sie gegenwärtig am häufigsten findet; nämlich vom Judenplatz und hohen Markt hinab auf den Salzgries seiner ganzen

Länge nach. Das an deſſen oberm Ende (jetzt Arſenal) gegen Kloſterneuburg gerichtet geweſene Thor wurde in der Folge der Judenthurm genannt.

Nachdem Wien durch vier Monate kaiſerliche Reſidenz geweſen war, zogen die Welthändel des Kaiſer wieder von dannen. Herzog Friedrich hatte ſich bereits faſt zwei Jahre in Neuſtadt, welches ihm immer getreu blieb, ſtille gehalten. Da er gegen die Uebermacht nichts unternehmen konnte, mußte er mit Schmerzen zuſehen, wie Andere in ſeinen Landen den Herrn ſpielten. Durch dieſe lange Beſchränkung auf eine kleine Stadt, durch die Unglücksfälle, die ihn früher betroffen, legte ſich das Stürmiſche ſeiner Gemüthsart auf eine Zeit lang; und der Geiſt ſeines Vaters fing an, ſich in ihm zu regen.

Der Burggraf von Nürnberg, als des Reiches Hauptmann in Oeſterreich, dachte nun ſeiner kriegeriſchen Stellung mit einem Hauptſchlag ein Ende zu machen; und den Herzog in Neuſtadt gefangen zu bekommen. Er berief die Biſchöfe von Paſſau und Freyſingen, und die dem Kaiſer ergebenen Steyrer. Ehe ſie aber verſammelt waren, zog Friedrich, wahrſcheinlich durch dankbare Juden von dem Vorſatz des Burggrafen unterrichtet, ſeine Beſatzungen zuſammen; griff raſch ſeine Feinde einzeln an; und ſchlug ſie im Steinfeld, bei Pütten und bei Tulln aufs Haupt. Den Böhmenkönig lockte er durch das Verſprechen, ihm das Land über der Donau abzutreten, auf ſeine Seite; die Bayern zogen ſich darauf zurück, und ſo widerſtand ihm in wenigen Monaten

nichts als Wien. Dritthalb Jahre widerſtanden die Wiener im Vertrauen auf ihre feſten Mauern, auf ihre Einigkeit und Tapferkeit, und in Hoffnung auf Hülfe vom Reich. Allein die uneinigen deutſchen Fürſten bekriegten einander ſelbſt, oder waren in Befeſtigung der angemaßten Erblichkeit ihrer Würden, und Ausbreitung ihrer Macht verſunken; der in Italien beſchäftigte Kaiſer war in heftigem Zwieſpalt mit dem Papſt; und von nirgend her war mehr ein Entſatz zu hoffen. Während Friedrich die Hochzeit ſeiner jüngſten Schweſter Gertrud mit dem Thüringer Landgrafen und nachmaligen Gegenkönig Heinrich Raſpo im Juni 1239 zu Neuſtadt in Pracht und Ueberfluß feierte, hielt er Wien ſo eng eingeſchloſſen, daß der Metzen Korn bereits 7 Gulden (nach jetzigem Geldwerth gut 70 Gulden) koſtete; die Pferde alle verzehrt waren, und Menſchen vor Hunger auf den Straßen verſchmachteten. Noch hielten die Wiener durch mehrere Monate ſtandhaft aus; und erſt nachdem auch Hunde und Katzen verzehrt waren, erſt im folgenden Jahre 1240 ergaben ſie ſich. Friedrich zog nun wieder durch die wohlbekannten Thore ein als Herr, doch auch als würdiger Sohn ſeines Vaters. Die heldenmäßige Standhaftigkeit der Wiener gewann ihnen ſein tapferes Herz; und ſie, die nicht der Kraft ſeiner Waffen, die nur dem Hunger unterlegen waren, beſiegte nun ſeine Güte. Er ſprach nicht von Rache noch von Strafe, ſondern von Verſöhnung und ſchneller Abhülfe der Mühſeligkeiten. Die Wiener wichen von

nun an bis zu seinem Tode niemand an Treue und Ergebenheit für ihn.

Kaiser Friedrich II., der nie von einer Leidenschaft, sondern immer nur von kalter Berechnung geleitet wurde, fand sich durch die Empörung der lombardischen Städte, und durch die Erbitterung des Papstes in der Nothwendigkeit, seine Partei zu verstärken; und erkor sich dazu den von ihm bisher so feindselig verfolgten Herzog von Oesterreich. In dieser Absicht ließ er ihn durch eine eigene Reichsdeputation in seine Herzogthümer wieder einsetzen; erweiterte seine Hausprivilegien durch Befreiung von jedem auswärtigen Gerichtszwang und durch den Schmuck des Kreuzes auf dem Herzoghute. Ueberdieß erklärte er sich geneigt, ihm die Königswürde zu verleihen; und seines Bruders, Heinrichs des Grausamen, Tochter Gertrud zur Gemahlinn zu nehmen. Unter dem Schein einer besonderen Gunst war es dem Kaiser mit dieser Vermählung um seinen eigenen Vortheil zu thun. Friedrich lebte auch mit seiner dritten Gemahlinn bereits zehn Jahre in kinderloser Ehe; und es war bei seiner heftigen Gemüthsart und ungeordneten Lebensweise vorherzusehen, daß ihn der Tod in jungen Jahren ereilen werde. Der erst 47 Jahr alte, sehr mäßig lebende Kaiser sah die Möglichkeit durch die Vermählung mit Gertrud Oesterreich und Steyer an sein Haus zu bringen. Friedrich hatte aber seine Nichte schon vergeben. Es ist oben berichtet worden, daß er, um sich seiner Feinde zu entledigen, dem König von Böh-

men das Land über der Donau verſprochen hat; ſpäter, um ſich des ihm nun läſtigen Verſprechens zu entledigen, bot er dem Kronprinzen Wladislaw ſeine Nichte Gertrud und damit die Ausſicht auf das ganze Land an. Das Anerbieten ward angenommen und die, damals bindende Verlobung war bereits vor ſich gegangen. Ueber dieſe Nachricht fing des Kaiſers Freundſchaft an zu erkalten, und es war keine Rede mehr von der Königswürde.

Von den Gränzen Chinas wälzte ſich ein ungeheurer Schwarm Mongolen (auch Tartaren genannt) gegen Europa. Nachdem ſie Rußland und Pohlen überſchwemmt, theilten ſie ſich; ein unermeßliches Heer eroberte Schleſien nach tapferm Widerſtand, und ergoß ſich in Mähren hinein; das andre in Ungarn. Jaroslaw von Sternberg vertheidigte Ollmütz als ein Held; ſchlug in einem kühnen Ausfall den überraſchten Feind, tödtete mit eigner Hand einen ihrer Chans, und entriß ihnen das blutrothe Hauptpanier. Betäubt flohen ſie der March und Wag nach zu dem Heer in Ungarn. Bela's Gemahlinn, die griechiſche Maria, flüchtete mit ihrem Söhnlein Stephan und des Königs Schätzen zu Friedrich. Böhmen und Kärnthner vereinigten ſich mit ihm; ſie eilten nach Peſth, den Uebergang über die Donau zu verwehren. Gegen Ende des Mai 1241 erfolgte die Hauptſchlacht zwiſchen den Ungarn und Mongolen auf der Ebene der Comitate Borſod, Zemplin und Abaujvar. Bela erlitt eine gänzliche Niederlage; Friedrich mußte nach Oeſterreich zurück. Große Ver-

wirrung war auf der Flucht der Ungarn, ſchonungslos das Würgen der Feinde; die Leichen lagen auf zwei Tagereiſen weit umher. Die Mongolen verwüſteten nun das herrliche Ungarn von einem Ende zum andern; nach ihrem Abzuge waren die ausgebrannten Kirchenthürme die einzigen Wegweiſer durch die Wildniß. Noch ehe ſie aus Ungarn abzogen, fielen ſie in großer Anzahl in Oeſterreich ein, und dehnten ſich von Wien bis Neuſtadt aus. Eine ſolche Luſt zu morden war in dieſen Halbmenſchen, daß ſelbſt Weiber und Kinder die Gefangenen mit Pfeilen erſchoſſen und erſtachen, oder mit Knitteln erſchlugen. Gegen die ſchönen ungriſchen und deutſchen Frauen und Mädchen richtete ſich eine beſondere Wuth der Mongolinnen; ſie ſchnitten ihnen Naſe und Zunge ab, und behielten ſie als Sclavinnen, um ihrem Haße durch Mißhandlung längeren Genuß zu verſchaffen. Jetzt waren die feſten Mauern der Städte, und die zahlreichen Burgen des Adels, die man in neuerer Zeit nur als Raubneſter zu betrachten pflegt, vielen Tauſenden von Kindern und weiblichem Geſchlecht, die einzige mögliche Zuflucht. Streitbare Männer, die ſich noch flüchten konnten, verſammelte Herzog Friedrich um ſich; er hatte ſeines Berufes, das Land gegen jeglichen Feind zu ſchützen, nicht vergeſſen. Um ſich Geld zu ſchaffen, nöthigte er den bis in die Inſeln Dalmatiens geflüchteten König Bela, einen Theil der für den Frieden gezahlten Summe heraus zu geben. Der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen ſtanden ſchon mit ihren Völkern bei

ihm; der Patriarch von Aquilea, und der Markgraf von Baden kamen ihm zu Hülfe. Klein war ſein Heer gegen die Unzahl der Mongolen; aber die vom Kopf bis zum Fuß geharniſchten Fürſten und Herren mit den wehenden Federbüſchen, auf den ebenfalls geharniſchten hohen und muthigen Streitroſſen jagten den Heiden ſolches Schrecken ein, daß ſie in allgemeiner wilder Beſtürzung die Flucht ergriffen. Die Bundesfürſten verfolgten ſie raſch weit über die Gränzen Oeſterreichs, und erſchlugen oder fingen ihrer einen großen Theil. Nach dieſer Niederlage war den Mongolen ein Heer Heuſchrecken, das ſich unter ihnen niederließ, und ihren zahlreichen Pferden die Weide verdarb, von großem Schaden und übler Vorbedeutung; und als zu gleicher Zeit ihr Oberchan plötzlich ſtarb, kehrten ſie ſchneller nach Aſien zurück, als ſie gekommen waren.

Um dieſe Zeit, und wahrſcheinlich zum Dank für die Befreiung von den Mongolen, ſtifteten Wienerbürger auf dem Schottenhügel (zwiſchen der Währingergaſſe und Roßau) ein Chorfrauen-Kloſter zu St. Magdalena genannt; welches bis zur erſter türkiſchen Belagerung 1529 beſtand; damals aber abgebrannt und zerſtört, und nicht wieder hergeſtellt wurde.

Im Jahr 1243 verſtieß **Friedrich** auch ſeine dritte Gemahlinn wegen Unfruchtbarkeit. Sie heirathete nach ſeinem Tode den Herzog **Ulrich** von Kärnthen, und gebar ihm noch einen Sohn und eine Tochter.

Des von Gott geliebten Ungarns unerschöpfliche Kraft und Fruchtbarkeit trat niemals wunderſamer hervor, als da es nach ſolchem Greuel der Verwüſtung binnen wenigen Jahren bevölkert und blühend wieder empor ſtieg. König Bela aber war damit noch nicht zufrieden; es kränkte ihn noch immer auf das bitterſte, daß Friedrich den Einfall der Mongolen benutzt; und zu allem Unglück, das ihn betroffen, ihm auch noch einen großen Theil des Schatzes abgenöthiget hatte, womit die Königinn vertrauensvoll nach Oeſterreich geflohen war. Er beſchloß ſich zu rächen, und fiel in Oeſterreich ein. Am 15. Juni 1246 kam es zur Schlacht, bei welcher Friedrich der Streitbare gerade an ſeinem 35. Geburtstag das Leben verlor.

Die Art ſeines Todes iſt zweifelhaft. Seine Lobredner erzählen, er habe den Sieg erfochten, den Feind aber ſo hitzig verfolgt, daß er allen Seinen weit voraus, und nur zwei Ritter hinter ihm waren; eines fliehenden Cumanen rückwärts abgeſchoſſener Pfeil habe den Kopf ſeines Pferdes getroffen, daß es auf ihn ſtürzte. Frangipani habe nun umgewendet, und dem unter dem Pferde ſich mühſam hervorarbeitenden Herzog den Speer ins Auge geſtoßen; die Wunde ſei tödtlich geweſen. Sein Schreiber Heinrich — erzählen ſie ferners — habe der erſte ihn erſehen. Da die Schlacht ſich indeſſen weiter entfernt hatte, habe er ihn auf das Pferd gehoben, und nach Neuſtadt in die Kirche gebracht; wo er während der ferneren Schlacht immer noch unerkannt gelegen, bis die Sie-

ger ihn vermißten. Da habe der Streit plötzlich aufgehört, und die Ungarn ſich unverfolgt mit der Flucht gerettet. — Dieſe Erzählung iſt jedoch ſehr unwahrſcheinlich. Wie ſollte die Schlacht noch ſo lange fortgewährt, ſich ſo weit weggezogen haben, wenn der Sieg ſchon erfochten und Friedrich im Verfolgen des fliehenden Feindes gefallen war? Frangipani, ein römiſcher Patrizier und Beſitzer großer Güter an den dalmatiniſchen Küſten, den König Bela, wegen der Hülfe, die er ihm auf ſeiner Flucht vor den Mongolen leiſtete, einen vom Himmel gefallenen Schutzgeiſt nennt, war ohne Zweifel in der Nähe des Königs. Wie ſollte er unter den Cumanen ſein, deren Sprache er nicht verſtand, und die ein aſiatiſches, erſt kurz vor dem Einfall der Mongolen in Ungarn angeſiedeltes, Volk nach dem Kriegsgebrauch jener Zeit nur als Vortrab gebraucht wurden. Wie wäre es denn denkbar, daß von dem ganzen nachfolgenden öſterreichiſchen Heere Keiner den auf dem Felde liegenden Herzog erkannt haben, daß man ihn ſo lange gar nicht vermißt haben ſollte? Der berühmte Ritter und Minneſänger Ulrich von Lichtenſtein, ein Augenzeuge, ſchreibt.« Er hatte nur eine kleine Wunde an der Wange; welch' Unheil, daß ein ſo vollkommener Mann den Tod davon haben konnte!« Dieſes ganz unverdächtige, vielmehr für den Herzog parteiiſche Zeugniß, daß er nur eine kleine Wunde an der Wange hatte, macht wahrſcheinlicher, was Andere berichten. Nämlich er ſei von einem Ritter von Pottendorf, deſſen Schweſter er auch entehrt hatte,

mit dem Zaum ſeines Pferdes erdroſſelt worden. Die Salzburger Chronik bleibt der Wahrheit am nächſten, indem ſie ſagt, es iſt ungewiß, ob er von den Feinden oder von ſeinen eigenen Leuten erſchlagen worden.

Der Ruhm des Sieges in der Schlacht, die bei des Herzogs Tod noch lange nicht entſchieden ſein konnte, gebührt dem Oberfeldherrn Heinrich von Lichtenſtein.

Friedrich der Streitbare ward in Heiligenkreuz begraben. Mit ihm erloſch die Dynaſtie der Babenberger, welche 262 Jahr über Oeſterreich geherrſcht, und alle Geſchlechter Deutſchlands überglänzt hatte.

Das Zwiſchenreich.

Verſchiedene Prätendenten.

Nach Friedrich des Streitbaren Tod zog der Kaiſer Oeſterreich und Steyer mit vollem Recht als heimgefallene Reichslehen ein, denn nach altdeutſchem Rechte ging das Lehen nur von Vater auf Sohn mit Ausſchließung aller Seitenverwandten und des weiblichen Geſchlechtes. Es war eine unerhörte Begünſtigung, als Friedrich I. dem Heinrich Jaſomirgott das Privilegium verlieh, daß die Herzoge von Oeſterreich, wenn ſie ohne männliche Erben ſtürben, die Länder auf ihre älteſte Tochter bringen, oder auch durch Vermächtniß darüber verfügen können. Allein auch dieſes Privilegium hätte hier keine Anwendung; denn nach Friedrich war weder eine Tochter noch ein

Vermächtniß vorhanden. Der Kaiſer ſandte alſo den Grafen von Eberſtein als Reichsverweſer und erhob Wien abermals 1247 zur freien Reichsſtadt.

Demungeachtet, ſo wie ſpäter Maria Thereſia, von eben den Mächten, die ihr Erbrecht in der pragmatiſchen Sanction anerkannt hatten, unter ſcheinbaren oder ganz grundloſen Anſprüchen angefallen wurde, ſtanden auch hier von allen Seiten Prätendenten auf. Der König von Böhmen machte Anſpruch auf Oeſterreich, weil ſein älteſter Sohn Wladislaw mit Gertrud, der Tochter Heinrichs des Grauſamen und Nichte Friedrichs vermählt war. Bela, König von Ungarn, fiel in Steyer ein, weil er es haben wollte. Ulrich Herzog von Kärnthen machte andrerſeits Anſpruch darauf, weil es einſt zu Kärnthen gehört hatte. Obſchon der böhmiſche Kronprinz Wladislaw im Jänner 1247 geſtorben war, überzog der König ſein Vater, doch das linke Donauufer mit Kriegsvolk. Gertrud die Witwe ſeines Kronprinzen, auf ihren Anſprüchen beharrend, ſetzte ſich in Mödling feſt; und vermählte ſich mit Hermann von Baden, der den Titel eines Herzogs von Oeſterreich und Steyer annahm. Als auch dieſer 1250 geſtorben war, führte ſein damals zweijähriger Sohn den Titel noch durch zehn Jahre fort. Es war dieß der unglückliche Friedrich von Baden, der mit Conradin von Schwaben, von einem Frangipani verrathen, zu Neapel enthauptet wurde. Margaretha, die älteſte und liebſte Tochter Leopolds des Glorreichen, war ihrem unwürdigen Gemahl, dem ent-

ſetzten römiſchen König Heinrich, in Apuliens ferne und unbekannte Kerker gefolgt. Dort ſah ſie Jahre lang ihn und ihre jungen Söhne dahin ſchmachten und endlich ſterben; nicht ohne Verdacht, daß des Kaiſers natürliche Söhne Enzio und Manfred ihren Tod befördert haben. Sie floh nun das wälſche Land, wo ſie ſo viel gelitten. Dieſe Frau, einſt die ſchönſte Prinzeſſinn in Deutſchland, gekrönte römiſche Königinn, alſo ungezweifelt künftige Kaiſerinn; Mutter zweier Söhne, deren Einer wohl auch die Kaiſerkrone getragen haben würde; — dieſe einſt ſo hoch geſtellte Frau war nun ſo tief gebeugt, daß ſie keinen anderen Wunſch hatte, als, ungeſtört von der Welt, in dem Kloſter der Dominicanerinnen zu Trier ihrem Schmerze nachhängen zu können. Nicht einmal dieſes war ihr vergönnt. Papſt Innocenz IV. blieb der unverſöhnliche Feind des Kaiſers, obgleich dieſer einen glorreichen Kreuzzug nach Paläſtina unternommen hatte. Er wollte ihm den Zuwachs ſeiner Macht durch die eingezogenen Herzogthümer Oeſterreich und Steyer durchaus entreißen; und erklärte ſich für die Meinung, daß, da der letzte Herzog keine Nachkommen hinterlaſſen, die Töchter des Vorletzten Anſpruch auf die Nachfolge haben. Er forderte alſo die älteſte, Margaretha, aus dem Kloſter zu Trier, wo ſie kein Gelübde abgelegt hatte, nach Wien, wohin er auch den Probſten zu Speier als Legaten geſandt hatte. Der Graf von Eberſtein ließ Magarethen nicht in die Stadt, und ſie nahm ihren Sitz in Hainburg, wo ſie ſtill lebte, und nur

manchmal den herzoglichen Meierhof und Garten zu Krdberg beſuchte. Demungeachtet fand ſie bald Anhang; es wurde in ſie gedrungen, ſich wieder zu vermählen; man ſchlug ihr einen Grafen von Holland und einen Prinzen von Meißen vor; ſie konnte ſich aber nicht entſchließen. Ihre Nichte Gertrud dagegen, ſchon zweimal Witwe, um ihre Partei zu verſtärken, heirathete zum dritten Mal einen ruſſiſchen Fürſten Roman; der aber ſie heimlich verließ und nie wiederkehrte. Worauf ſie zum großen Unglück des Landes den König Bela um Schutz anrief. Conſtanze, Markgräfinn von Meißen endlich, Friedrichs jüngere Schweſter, gewann ebenfalls für ihren Sohn bedeutende Stimmen.

So ſtritten denn die Parteien der drei Frauen gegen einander, während fremde Kriegsvölker das Land von allen Seiten verheerten; und der von Gertruden herbeigerufene König Bela aus altem Haß und aus Rache für die bei Friedrichs Tod von Heinrich von Lichtenſtein erlittene Niederlage mit mongoliſcher Grauſamkeit bis an die Thore von Wien ſtreifte; 1500 Männer, Weiber und Kinder verbrannte er z. B. ſammt der Kirche zu Mödling, wohin ſie ſich geflüchtet hatten. Von dem in Italien gegen vielerlei Feinde mit ungebrochnem Muthe kämpfenden Kaiſer kam keine Hülfe. Der Graf von Eberſtein und einige Edelherrn und Wienerbürger begaben ſich zu ihm, des Willens, ihm die dringende Nothwendigkeit vorzuſtellen, daß er entweder ein anſehnliches Kriegsheer nach Oeſterreich ſende, oder

einen neuen Herzog ernenne. Allein dem Papſt zu Liebe fing der Erzbiſchof von Salzburg die Einen auf, den Andern verlegten die Lombarden den Weg; der Graf von Eberſtein kam nicht wieder. Von des Kaiſers Sohn, dem römiſchen König Conrad IV., war noch weniger zu erwarten; er konnte ſich kaum im Reiche erhalten. Er hatte zwar ſeinem Gegenkönig Heinrich Raſpo, Landgrafen von Thüringen, eine ſolche Niederlage beigebracht, daß dieſen der Gram darüber verzehrte; allein nun hatte man den Grafen Wilhelm von Holland, einen tapfern aber unbeſonnenen Jüngling, als Gegenkönig gewählt. Als vollends Friedrich II. zu Fiorentino in Apulien 1250 geſtorben war, zerfiel das deutſche Reich ganz in Parteien. Bald dachte Jeder nur für ſich; von den Herzogen und Markgrafen an bis zu dem kleinſten Dienſtmann herab beſtrebten alle Vaſallen ſich nur, ihr Lehensgut in Erbeigenthum zu verwandeln, und ſo viel an ſich zu reißen als ſie vermochten. Das Fauſtrecht herrſchte allgewaltig; es war ein Krieg Aller gegen Alle; kein Geſetz und kein Recht mehr, weder Sicherheit des Eigenthums noch des Lebens. In Oeſterreich, wohin ſich dieſer heilloſe Zuſtand auch verbreitet hatte, kamen noch die Schrecken feindlicher Verheerungen hinzu. Auf einem zu Trieben-ſee gehaltenen Landtag vereinigte man ſich endlich mit der Meinung des Papſtes; und da Margaretha ſowohl die Regierung als eine Vermählung ausſchlug, beſchloß man, den Sohn der nächſt folgenden Schweſter Friedrichs Conſtantia von Meißen

als Herzog zu poſtuliren, obgleich das noch ein Kind war. Viele, die andrer Meinung waren, gaben nach, um nur einmal dem herrenloſen Zuſtand und dem wilden Streite der Parteien ein Ende zu machen.

Przemyßl Ottokar.

Heinrich von Lichtenſtein, Friedrich der Schenk von Hausbach, die Aebte von den Schotten und von Kloſterneuburg wurden als Deputirte nach Meißen geſandt. Wie ſie in Prag angekommen waren, hielt ſie König Wenzel von ihrer weiteren Reiſe zurück, indem er ihnen ſeinen nunmehr einzigen Sohn und Thronfolger Przemyßl Ottokar zum Herzog vorſchlug. Er ſtellte ihnen vor, um wie viel beſſer ſie mit einem tapfern Prinzen, dem die Macht Böhmens zur Seite ſtände, als mit einem willenloſen Kinde aus einem ſchwachen und entfernten Hauſe fahren würden. Er fügte goldene Verſprechungen und freigebige Geſchenke, im Fall der Weigerung ſchwere Drohungen hinzu. Ottokar machte ſich anheiſchig, Margarethen die Hand zu reichen, und hiedurch Böhmen und Oeſterreich deſto ſicherer und feſter zu vereinigen. Die Deputirten kehrten um; der böhmiſche Kronprinz mit einem anſehnlichen Heere begleitete ſie. In Wien angekommen, vertheilte Ottokar mit königlicher Freigebigkeit Geſchenke; bewilligte, was man verlangte, verſprach noch mehr. Man war überraſcht, Böhmen hatte bereits Anhang in Oeſterreich, Ottokars Per-

sönlichkeit und Benehmen gewann neue Freunde; auf Andere wirkten die Drohungen Wenzels; Alle sahen ein Ende der Leiden des Landes, wenn Margaretha einwilligte. Halb gezwungen, halb dem Lande zu Lieb', entschloß sich die unglückliche Frau zu einer Ehe, von der sie nichts als trübe Stunden erwarten konnte; denn sie war 47 Jahr alt, und Ottokar, einer der schönsten Männer, 22 Jahr. Die Wiener in der frohen Hoffnung, daß sie nun bald wieder mit Sicherheit aus ihren Thoren gehen, und daß wieder diejenigen ernten werden, die gesäet haben; verzichteten ohne Anstand auf den zweifelhaften Vorzug, eine freie Reichsstadt zu sein. So ward Ottokar zum Herzog von Oesterreich und Steyer ausgerufen; zwar eben nicht auf gewaltsame, aber doch auch nicht auf ganz rechtmäßige Weise. Er war der Zweideutigkeit seines Rechtes sich wohl selbst bewußt, denn er zeigte sich wie alle Usurpatoren, die es noch nicht an der Zeit finden, als Tirannen aufzutreten, zu Anfang seiner Regierung ungemein nachgiebig, freigebig und gütig. Bela hauste noch in Oesterreich; auf Vermittlung des Papstes wurde Frieden geschlossen; Ottokar gab Steyer hin, Bela übernahm dagegen, Gertruden zu befriedigen.

Der Himmel schien der neuen Regierung nicht geneigt; von 1252 bis 1276, also von ihrem Anfang bis zum Ende, litt Stadt und Land durch Mißwachs, Theurung, Ueberschwemmungen und besonders Wien durch häufige, verheerende Feuersbrünste. Alle diese unglücklichen Ereignisse kann eine ge-

drängte Geſchichte nicht einzeln aufzählen, ſondern muß das der Chronik überlaſſen. Die Feuersbrunſt vom Jahr 1258 jedoch wird dadurch vorzüglich merkwürdig, daß ſie die Hälfte der Häuſer der Stadt, die Stephanskirche, das Deutſchordenshaus, Kirche und Hoſpital des Johanniter-Ordens, Kirche und Kloſter bei St. Jacob und bei den Dominicanern verwüſtete, und daß alle dieſe Gebäude durch die Freigebigkeit der reichen Wienerbürger und Ottokars binnen zwei Jahren wieder hergeſtellt waren. Ottokar insbeſondere ſtellte die Stephanskirche und die bei einer ſpäteren Feuersbrunſt 1262 ſehr beſchädigte Burg wieder her, vollendete die Ringmauer um die Stadt, gab der Stadt einen Wald frei, um Bauholz zu ſchlagen, und befreite ſie auf fünf Jahre von aller Steuer.

Gerard, Pfarrer bei St. Stephan, zugleich Pfarrer zu Gars, Domherr zu Paſſau und Kaplan Gregors X., baute den Klagbaum und eine Capelle zu St. Job; und ſtiftete da einen Prieſter und Pfründen für Arme, die mit dem Ausſatz behaftet waren. Sie trugen ſammt den Vorgeſetzten Meiſter und Meiſterinn ein rothes Kreuz auf dem Mantel, beteten die geiſtlichen Tagzeiten, und hatten zur oberſten Aufſicht einen Vogt aus der Bürgergemeinde.

Eben dieſer Pfarrer Gerard iſt auch als der Stifter des Prämonſtratenſer Nonnenkloſters zur Himmelspforte zu betrachten. Schon zwiſchen den Jahren 1230 und 1240 hatte ſich Conſtantia, Ottokars Stief-Großmutter und verwitibte Königinn

von Böhmen nach Wien gezogen; und hier in jener wilden und stürmischen Zeit mit mehreren frommen Frauen ein einsames, der Andacht gewidmetes Leben geführt. Nach ihrem Tode ließ sie diesen Frauen ein ansehnliches Vermächtniß, und sie führten dieselbe Lebensweise fort. Der Pfarrer Gerard schenkte ihnen sein Haus und seine Weingärten mit dem Beding, daß sie unter Clausur und nach der Regel des heiligen Augustin leben sollten. Der reiche Wienerbürger Albert Pippinger schenkte ihnen einen an das Kloster stoßenden großen Bauplatz 1272. Bald darauf stiftete der Abt zu Heiligenkreuz und der reiche Bürger Paltram Vazo das Kloster der Cisterzienserinnen zu St. Niklas in der Singerstraße. Es stand neben dem Fähndrichhof bis in die Grünangergasse.

Im Jahr 1260 waren die Steyrer der harten Regierung König Bela's müde geworden; griffen durch das ganze Land zugleich zu den Waffen, und mordeten oder verjagten binnen eilf Tagen alle Ungarn. Nur die Besatzung von Pettau hielt sich. Ottokar, der Steyer ungern abgetreten, und sich von dort den Weg nach Krain, und wenn sein Oheim, der kinderlose Herzog von Kärnthen die Augen zudrückte, auch dahin offen halten wollte, hatte diesen Aufstand, wenn nicht angezettelt, doch thätig unterstützt. Die Ungarn fielen darüber mit Mord und Brand in Oesterreich und Mähren ein, was ihm eine willkommne Veranlassung war, die Waffen öffentlich zu ergreifen. Beim Einfluß der March

in die Donau ſtanden die Heere Bela's und Ottokars einander in vorher nie geſehener Anzahl lange gegenüber; keines wagte den gefährlichen Uebergang über den Fluß. In dem öſterreichiſchen Lager fing es an, an Lebensmitteln zu mangeln. Da ſchickten die Wiener, eben ſo verſtändig als löblich, Rinder, und Brot und Wein und Pferdefutter, mit der Botſchaft, ſie würden es den tapfern Kriegern niemals daran fehlen laſſen. Nun forderte Ottokar durch den grauen Helden Meiſſau den König Bela auf, über die Donau herüber zu kommen, oder ihn ungeſtört hinüber zu laſſen, um dem Streit ein Ende zu machen. Bela wählte das erſtere, verlangte aber vier Tage Stillſtand, und die Deutſchen ſollten ſich zurückziehen, damit die Ungarn über die March ſetzen und ſich zum Streite aufſtellen könnten. Ottokar führte ſein Heer zurück; der Kärnthnerherzog und die Steyrer machten den Nachtrab. Die Ungarn waren kaum über den Fluß, als ſie noch immer in alter morgenländiſcher Weiſe, und völlig fremd dem ritterlichen Worthalten, verrätheriſch den Nachtrab anfielen. Allein »die Steyrer ſtritten, — ſagt die Chronik — wie der Hagel auf dürre Zweige ſchlägt, die Kärnthner meinten es auch ernſtlich und nahmen einen ſtarken Zoll von Bela's Kriegsgefolge; ihr Herzog Ulrich und ſein Bruder Philipp thaten ſehr geſchwinde Schläge.« Die Oeſterreicher waren bald zur Hand, die Mährer, Brandenburger kehrten um; endlich kamen auch die Böhmen, die Ottokar gewöhnlich als Reſerv bei ſich behielt, wieder auf das

Schlachtfeld. Die Ungarn flohen über die March, 14000 ertranken in dem Gedränge der Flucht; Ottokar setzte nach bis Preßburg; Bela bat um Frieden, und trat ihm Steyer feierlich ab.

Ottokar fing nun an übermüthig zu werden. Von den gefangenen Ungarn hörte er die Schönheit Kunigundens rühmen, einer Enkelinn Bela's von seiner an den Herzog von Bosnien verheiratheten Tochter Anna. Er glaubte nichts mehr schonen zu müssen, verstieß Margarethen und vermählte sich mit Kunigunden, einer Prinzessinn von allerdings blühender, aber auch glühender Schönheit, die in der Folge sein ganzes Glück verbrannte. Er hatte zum Andenken seines letzten Sieges über die Ungarn auf dem Schlachtfelde die Feste Marcheck erbaut; und machte daraus, so wie aus Hainburg, Hradisch, Zittau, Eger, Budweis starke Waffenplätze an den Gränzen. Vorzüglich befestigte er Wiens Mauern und ließ vom Jahr 1261 bis zu Ende seiner Regierung daran arbeiten. Zum Angedenken seiner Siege über die heidnischen Preußen baute er Königsberg, und Brunsberg; dem er den Namen von seinem Freund und Statthalter zu Wien, Bruno Bischof von Ollmütz gab. Ueberhaupt beherrschte er seine slavischen Provinzen durch deutsche und die deutschen durch slavische Statthalter. Dieser Beweis von Mißtrauen war der erste Grund zur Unzufriedenheit mit einem Fürsten, den man bis dahin nicht genug rühmen zu können geglaubt hatte. Wir wissen, daß schon Leopold der Glorreiche ansehnliche Besitzun-

gen in Krain hatte, Ottokar wollte es ganz haben. Ulrich von Lichtenſtein, der Frauen Ritter und Minneſänger, war auch ein Kriegesheld, er eroberte ihm Krain. Zu Befeſtigung des Friedens mit den Ungarn ward Bela's zweiter Sohn, auch Bela genannt, mit der Tochter des Markgrafen von Brandenburg, einer Nichte Ottokars vermählt, und die Hochzeit in Wien gefeiert. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich ſein Uebermuth; Fürſten und Herrn wurden aus ganz Deutſchland, ſelbſt aus dem tiefſten Pohlen zur Hochzeit geladen. An Lebensmitteln ließ er viermal ſo viel als nothwendig war, aus Oeſterreich, Steyer und Mähren herbei ſchaffen. Jeder konnte nehmen, was er wollte, und noch war es eine ungeheure Menge, die zu Grunde ging, weil ſie Niemand mehr verzehren konnte. Zu Ausſchmückung der Gaſtzimmer kaufte er um 400,000 Gulden Sammt, Scharlach, und die koſtbarſten Zeuge und Teppiche. »Kein Kaiſer und kein König hatte etwas, der Pracht beim Einzuge der Braut in Wien Vergleichbares.« Ottokar mit dem Kern des kriegeriſchen Adels aller ſeiner Länder im glänzendſten Waffenſchmuck ritt ihr entgegen, und begleitete ſie am Wagenſchlag. Der Zulauf ging in die Hunderttauſende; und Meilenweit wurde auf Feldern und Wieſen Alles zertreten. Die Braut glänzte wie eine zweite Sonne; ihr Kopfputz allein übertraf an Werth eine Königskrone; ihr Purpurkleid, ihr Mantel ſtrotzten von Gold und Perlen; ſchwarzbrauner Zobel rändete ſich um den lilienweißen Hals und Nacken. Von

Fischamend her erhob sich eine ungeheure Staubwolke; es war König Bela mit seinen Söhnen, seinen Unterkönigen, Herzogen, unzähligen Edlen, alle auf muthigen Schimmeln, und mit orientalischer Pracht, die deutsche fast übertreffend. In einem königlich gezierten Kirchenzelt an der ungrischen Straße ging die Trauung vor sich. Dieses heroische Prachtfest hatte einen unangenehmen komischen Ausgang. Die Ungarn saßen noch bei Tisch, als die Deutschen ihr Lieblingsspiel des Lanzenbrechens anfingen. Wie die Ungarn sie ganz geharnischt mit langen Speeren hinausreiten sahen; hielten sie das für Ueberfall; schrien Verrath! und flogen auf ihren schnellen Rossen sammt der Braut auf und davon. Ottokar sendete den reichen Brautschatz und die Aufklärung des Mißverständnisses nach.

Es war vorzüglich der steyrische Adel, der sich durch slavische Statthalter gekränkt äußerte. Ottokar, anstatt hier nachzugeben, glaubte seine Herrschaft zu befestigen, indem er die Großen auf alle Art erniedrigte, und gemeine Leute erhob, er erbitterte aber damit nur die unzufriedenen Gemüther. Er bemerkte das wohl; er war von seinem Rechte auf den Nachlaß der Babenberger selbst nicht überzeugt; in den Rechten und Freiheiten der deutschen Länder sah er jetzt nur ungeduldig eine Last, die er je eher, je lieber abwerfen müsse, obschon er sein Fürstenwort gegeben, sie aufrecht zu erhalten. Mit der verlorenen Liebe, mit dem verschwundenen Zutrauen war die feste Haltung eines guten Regenten

dahin. Einerſeits ſtiftete er Klöſter, andrerſeits fragte er Wahrſagerinnen um Rath und ließ ſich von Sterndeutern lenken; und lieh, was das Uebelſte war, Angebern ein williges Ohr. Hinterliſtig bemächtigte er ſich der vornehmſten Steyrer Herrn, Heinrichs von **Wildon**, Bernards und Heinrichs von **Pfannberg**, des hochverdienten **Ulrichs** von Lichtenſtein, Wülfings von Stubenberg und anderer, und warf ſie ohne Gehör, ohne Urtheil und Recht in den Kerker. Die Angehörigen der Gefangenen mußten zur Löſung ihre wichtigſten Burgen übergeben, die theils vom Könige beſetzt, theils wie die Stammburg Lichtenſtein bei Murau zerſtört wurden.

Margaretha war in einem Kloſter zu Krems am 29. October 1267 geſtorben. In ihren letzten Tagen zog **Friedrich von Baden**, der Sohn ihrer Nichte Gertrud, den man in ſeiner Kindheit Herzog von Oeſterreich nannte, jetzt neunzehnjährig, als treuer Freund mit dem ſechzehnjährigen **Conradin**, dem letzten Stauffen, um deſſen Erbkönigreiche dem Uſurpator Carl von Anjou zu entreißen. Sie waren Sieger bis Rom; ſie ſiegten auch noch in der letzten Schlacht; verloren den Sieg aber durch allzu hitzige Verfolgung; mußten fliehen, wurden verrathen und gefangen. Am 29. October 1268 fielen die Häupter beider Heldenjünglinge auf dem Blutgerüſt zu Neapel. Es ging die Rede, daß Ottokar dieſen entſetzlichen Ausgang insgeheim bewirkt habe. Er erwartete, daß man ihm die Kaiſerkrone anbieten werde; **Conradin** allein konnte ihm im Wege ſtehen, dar-

um, so glaubte man, mußte er dahin. Er haßte Friedrichen wegen seiner Ansprüche auf Oesterreich, und so schwach diese Ansprüche auch waren, haßte er darum doch auch dessen Mutter, die vielfach unglückliche Gertrud. In seinem Bewußtseyn lag wohl der Grund seines Argwohns, daß sie Meuterei gegen ihn anzettle; er trieb sie aus dem Lande ihrer Väter; sie starb in einem Kloster zu Meißen. Argwohn nagt unaufhörlich an den Herzen der Tirannen; Ottokar wandte ihn nun gegen Seyfried von Mährenberg, Gertrudens getreuesten Dienstmann. Er ließ ihn treulos beim Essen fangen, in den schlechtesten Kerker werfen, in zentnerschwere Ketten schlagen. Die Tochter opferte das Kleinod ihrer Ehre um den Vater zu retten; Ottokor betrog sie darum. Er ließ ihn grausam foltern, um die Anzeige der Verschwornen in Steyer und Krain von ihm zu erzwingen; Seyfried beharrte standhaft darauf, er könne Unschuldige nicht angeben. In der zweiten Nacht verschied er unter der Qual. Die Tochter ward wahnsinnig; des Mährenbergers schwere Ketten und sein Gerippe werden noch in Gratz aufbewahrt.

Ulrich, Herzog von Kärnthen, und Herr der Portenau war 1269 kinderlos gestorben; Ottokar nahm die Lande als Erbeigenthum in Besitz, obschon sie unmittelbare Reichslehen waren, denn das deutsche Reich bestand nur mehr dem Namen nach. Durch 21 Jahre seit Friedrichs II. Hinscheiden hielt keines Kaisers Macht mehr das öffentliche Wesen zusammen. Conrad IV. hatte gleich nach des Vaters

Tod sich in sein Erbreich Sicilien zurück gezogen, wo er 1254 gestorben war; der junge **Wilhelm von Holland** war 1256 bei einem unbesonnenen Feldzug gegen die Friesen im Morast erstickt. Nun bot der schwächere Theil seine Stimmen für Geld aus; die Mächtigeren suchten einen Mann ohne alle eigene Macht, um ungehindert um sich greifen, und ihrem Willen als einzigem Gesetze ungestraft folgen zu können. So entstand eine zwiespältige Wahl; **Alphons von Castilien** hatte von Jenen den Titel eines Königs von Deutschland gekauft; diese wählten **Richard von Cornwallis**. Der Spanier war mit dem Titel zufrieden, und setzte nie einen Fuß in das Reich; **Richard** reiste auf Ritterzehrung im Land umher, und bezahlte Gastmahl und Bankett mit Lehensbriefen und Privilegien, die er oft über die nämliche Sache Dreien zugleich ertheilte.

Ungarns König **Bela** war 1270 gestorben, sein feindselig gesinnter Sohn **Stephan IV.** fand in Ottokars Besitznahme von Kärnthen einen Vorwand, in Oesterreich einzufallen. Er verwüstete mit wilder Grausamkeit das flache Land zwischen Neustadt und Wien, erschlug Greise, Säuglinge und Priester, trieb von den Uebrigen bei 16,000 in die Sclaverei. Ottokar dagegen verwüstete Ungarn bis gegen Gran. Im Juli 1271 ward zu Prag Frieden geschlossen; der König hatte sich Genugthuung für seine Person dabei bedungen; das arme Land konnte nur seinen Ehrgeiz verwünschen.

Ottokar war nun auf dem Gipfel seiner Macht;

ſeit der Verſtoßung Margarethens war jedoch ſein hoher Muth täglich mehr in Hochmuth und Uebermuth ausgeartet. Er konnte keinen Widerſpruch und Widerſtand vertragen, nichts vergeben, ſich nichts verſagen, ward endlich ganz ein Tirann. Allein, Hochmuth kommt vor dem Fall, und Uebermuth ſtraft ſich ſelbſt. Die ſchöne Königinn Kunegunde gab ihm zwar Erben, aber ſonſt wenig Freude; ſie ſuchte es gar nicht zu verbergen, daß er mit all ſeiner Herrlichkeit nur der Sclave ihrer Reize, und nicht der Mann ihrer Liebe war. Er hatte einem Fräulein von Roſenberg Gewalt angethan; aus eben dieſem mächtigen Hauſe entſtand ein Rächer, der ihm das Leben verbitterte, und ſeinen Untergang herbei führte. Zawiſch von Roſenberg war es, ein Jüngling, deſſen Schönheit, Tapferkeit und ſchmelzende Lieder ein Geſchichtſchreiber in ganz poetiſchen Ausdrücken rühmt. Es iſt nicht zu wundern, daß er das Herz der glühenden Königinn gewann, und endlich Alles, was ſie zu vergeben hatte.

Im Jahr 1271 ſtarb Richard von Cornwall, und die geiſtlichen Kurfürſten betrieben eifrig eine neue Wahl. Da dem Räuber nicht einmal ſein Raub mehr ſicher blieb, waren auch die weltlichen Fürſten ihrer Schattenkaiſer überdrüßig, und weil ſie der irrigen Meinung waren, daß nur Macht herrſchen, zwingen und zähmen könne, richteten ſie ihre Augen auf Ottokar. Entweder, weil er gebeten ſeyn wollte, oder weil der einſeitige Antrag ſeinem Stolze nicht genügte, oder weil er wirklich das kaiſerliche

Ansehen bereits zu tief gesunken fand, wies er den Antrag mit Uebermuth von sich. Die geistlichen Kurfürsten hingegen erkannten schon in jener Zeit, daß das Heil der Welt nur bei der Herrschaft des Rechtes über die Gewalt bestehen könne, und alle physische Kraft den Gesetzen untergeordnet bleiben müsse.

Rudolph von Habsburg.

Rudolph Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß, ritt einst auf die Jagd; im Wald begegnete er einem, mit der letzten Wegzehrung zum Kranken eilenden Priester. Der Wildbach, über den dieser mußte, war angeschwollen und nur mit Gefahr und großem Ungemach konnte man darüber. Der Graf stieg ab, und überließ sein Roß dem Priester: »Behaltet es, — setzte er hinzu — ich mache es der Kirche zum Geschenk, ich halte mich nicht würdig, es ferner zu besteigen.« Ein Beweis von Demuth und von Gottesfurcht, der zu einer Zeit, wo wilde Gewalt Priester und Kirchen verachtete, eine ganz außerordentliche Erscheinung war. Eben dieser Priester kam bald darauf als Caplan zu dem Kurfürsten von Mainz; und erzählte, was ihm mit dem Grafen begegnet war. Das bestimmte den Kurfürsten, sich auf seiner Reise nach Italien den gottesfürchtigen Grafen zum schützenden Geleitsmann zu erwählen. Jetzt, da er ihn täglich handeln sah und sprechen hörte, lernte er in Rudolph den Mann erkennen, dessen das verwaiste und verwilderte Deutschland bedurfte.

Am 1. October 1273 ward auf den Vorſchlag des Erzbiſchofs von Mainz, als erſten Kurfürſten des Reichs, Rudolph Graf von Habsburg zum Kaiſer gewählt, weil er (wie der Kurfürſt von Kölln ſagte) gerecht und weiſe, muthig und bei Gott und Menſchen beliebt war.«

Dieß iſt der ganz eigene Urſprung der Herrlichkeit des Hauſes Habsburg. Ohne jenen armen Prieſter im Walde, ohne Rudolphs gottesfürchtige Demuth würde nicht Er und ſiebenzehn ſeiner Nachkommen auf dem höchſten Thron der Chriſtenheit durch beinahe vier Jahrhunderte geglänzt haben; bis die alte Zwietracht der Deutſchen ihrem tauſendjährigen Reiche ſelbſt ein Ende machte. Der Segen jener Stunde waltet noch über dieſem Haus, und aus allem Unglück ſah man es immer nur herrlicher hervortreten.

Rudolph war groß und ſchlank, von ungemeiner Gewandtheit und Stärke; ſeine blauen Augen voll Feuer. Im Sprechen war ſein ſonſt ſehr ernſthaftes Angeſicht von einnehmender Freundlichkeit. Als Graf und als Kaiſer, im häuslichen Leben und in den größten Geſchäften war er immer ruhig und heiter. Gewöhnlich trug er einen ſchlichten blauen oder grauen Rock; bei der feierlichen Zuſammenkunft mit dem Papſte koſtete ſeine Kleidung 18,000 Gulden. Er verſchmähte nicht, als Kaiſer ſeine alten Freunde, die Bürger von Zürch und Baſel zu beſuchen; und wußte wieder, wenn es Noth that, die höchſte Majeſtät zu behaupten. Es war am 1. Mai

1218 auf dem Schloſſe Limburg in Elſaß geboren, und Kaiſer Friedrich II. ſein Taufpathe; an deſſen Hofe er auch ſeine Jugend, manchmal in wild auflodernden Feuer, aber unverbrüchlich in Treue und Wahrheit verlebte. Anſtatt dem Beiſpiel ſeiner raubſüchtigen Nachbarn zu folgen, ehrte er den empfangenen Ritterſchlag, und ward der Beſchützer der Schwachen wider Unrecht und Gewalt. Deutſchland war eine einzige große Räuberhöhle geworden, als er 55 Jahr alt den Thron beſtieg. Durch ſeine Kriegskunſt und Tapferkeit, durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er bald an einem, bald am anderen Ende Deutſchlandes die Landfriedenbrecher überfiel, mit unerbittlicher Strenge ſie beſtrafte, Hunderte ihrer Raubneſter zerbrach; brachte er es in wenig Jahren dahin, daß der Kaufmann und der Pilger keines Geleites mehr bedurfte, um durch finſtere Wälder, und an trotzigen Burgen vorüber ohne Gefahr zu ziehen.

Der Grimm, in welchen Ottokar entbrannte, als er Rudolphs Wahl vernahm, offenbarte, wie zuverſichtlich er erwartet, daß man ihm die Kaiſerkrone zu Füßen legen werde, und wie ſehnlich er es gewünſcht hatte. Seine Kunegunde verlachte ihn höhniſch. Er tobte in Wuth, und indem er voraus ſah, daß Rudolph die babenbergiſchen Herzogthümer und Kärnthen als Reichslehen ihm abfordern werde, ſuchte er Schrecken unter dem ihm abgeneigten Adel dieſer Länder zu verbreiten, und verwarf Summen Goldes, um ſich Freunde zu gewinnen.

Er bewirkte aber nichts damit, als daß bei der Krönung am 31. October das Reichskleinod, der Zepter fehlte, und Einige darauf antrugen, die Krönung aufzuschieben. Rudolph aber erhob ein Crucifix mit den Worten: »Sehet hier das Zeichen deſſen, der ſein Blut für uns Alle und der Welt den Frieden gab! Es ſei mir der trefflichſte Zepter gegen alle mir und dem Reich Widerſpenſtige!« Worauf Unterwerfung und Krönung ohne Anſtand vor ſich gingen.

Rudolphs angelegentlichſte Sorge war, Ruhe und Ordnung in Deutſchland herzuſtellen; erſt im folgenden Jahr forderte er Ottokarn auf den Reichstag zu Nürnberg vor; und da er nicht erſchien, ſpäter wieder auf den Hoftag zu Würzburg. Auch dahin kam er nicht, und ward endlich nach Augsburg vorgefordert. Da erſchien ein böhmiſcher Geſandter; aber nur zu offnem Trotz. Nun ſchickte der Kaiſer den Burggrafen von Nürnberg an Ottokar: »Da er auf dreimalige Vorladung zu erſcheinen geweigert hat, ſei er ſeiner Reichsämter verluſtig; Oeſterreich, Steyer und Kärnthen, Krain und Portenau ſoll er abtreten.« So lautete die kaiſerliche Botſchaft. Ottokar erwiederte, er werde ſeine Rechte und Länder behaupten, und wer ſie ihm nehmen wolle, dem ſoll es ſauer werden. Rudolph zögerte nicht, ein Kriegsheer zu ſammeln, und führte es gegen die böhmiſche Gränze hin; dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol, deſſen Tochter Eliſabeth mit Albrecht, Rudolphs Erſtgebornem ver-

mählt war, trug er auf, durch Kärnthen nach Steyer zu ziehen. Ottokar ſammelte ſeine Heerſchaaren bei Töpel und erwartete von ihrer Anzahl und vorſichtig angeordneten Stellung ſo gewiß, das kaiſerliche Heer in den böhmiſchen Wäldern aufzureiben, daß er ſich unbeſorgt den Vergnügungen der Jagd und des Banketts überließ. Der ihm an Feldherrntalent überlegene Rudolph aber hatte raſch und unbemerkt ſich nach Bayern gewendet, und das Donauthal gewonnen, längſt welchem er die Richtung nach Wien verfolgte. Mit jeden Tag wurde ſein Heer durch Edle und Freie, die dem Böhmenkönig abſchworen, verſtärkt. Zu ſpät eilte Ottokar nach Oberöſterreich herüber und am linken Donauufer herab; er war noch in Droſendorf, als Rudolph am 18. October 1276 ſchon im Angeſicht von Wien ſtand. Nachdem der Kaiſer Kloſterneuburg durch Ueberfall gewonnen, belagerte er Wien. Ottokars Statthalter Bruno, Biſchof von Ollmütz und der ihm ſehr ergebene Bürgermeiſter Paltram (ein Verwandter des Stiftes der Ciſterzienſerinnen zu St. Niklas) vertheidigten es mannhaft. Jedoch von einer Seite hatte Graf Meinhard ſchnell alle inneren Lande unterworfen, und beinahe der ganze Adel von Kärnthen und Steyer ſich an ihn angeſchloſſen; von der anderen Seite vereinigte ſich ein Heer von Ungarn und Cumanen unter König Ladislaw mit Rudolph vor der Stadt. Als nun noch der Kaiſer den Wienern drohte, ihre Weingärten und Landhäuſer zu verwüſten, da drangen ſie ſtürmiſch in den Bürgermeiſter,

die Stadt zu übergeben; denn fast alle gegenwärtigen Vorstädte waren damals den Bürgern gehörige, sorgfältig gepflegte, Weingärten mit niedlichen, wohl auch kostspieligen Landhäusern. Der Pöbel rottete sich zusammen, warf dem Bürgermeister die Fenster ein, bedrohte ihn und seine Familie mit dem grausamsten Tod, wenn er nicht ihrer Plage und Angst ein Ende machte. Paltram war würdig, ein Bürgermeister von Wien zu sein; er kannte nicht Furcht noch Eigennutz; legte den vorzüglichen Schreiern strenge Zügel an, und fuhr standhaft fort, die ihm anvertraute Stadt zu vertheidigen. Der Bischof von Ollmütz schickte geheime Botschaft an Ottokar, und erhielt von ihm, den der Wankelmuth des Glückes, der Abfall so vieler Vasallen niedergeschlagen, und Rudolphs angewachsene Macht in Besorgniß gesetzt hatte, volle Macht, Frieden zu schließen. Dieser kam bald zu Stande. Ottokar entsagte allem Anspruch auf die Länder, die, wie er selbst wohl wußte, ungezweifelt heimgefallene Reichslehen waren; der Kaiser tilgte die gegen Ottokar und seine Freunde ausgesprochene Acht und Bann, und belehnte ihn mit Böhmen, Mähren und allem übrigen Besitzthum seiner Vorfahren. Des Kaisers dritter Sohn Rudolph II. wurde mit Ottokars Tochter Agnes, und der böhmische Kronprinz Wenzel mit des Kaisers Tochter Jutta vermählt. Daß bei der feierlichen Belehnung, als Ottokar vor dem Kaiser kniete, die Wände des Zeltes gefallen, um den stolzen König dem Spott der Menge preiszuge-

den, iſt ein dem Charakter Rudolphs völlig widerſtreitendes, offenbar erdichtetes Mährchen. Daß die Roſenberge aus Haß dieſen Auftritt veranlaßt, iſt nur eine ſehr verſtändige Erfindung unſeres bewunderten Dichters.

Als Rudolph ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt Wien gehalten hatte, beſtätigte er ihr die alten Rechte und Freiheiten, und nahm den Bürgermeiſter Paltram, ſo wie alle Uebrigen, die treu an Ottokar gehalten hatten, zu Gnaden auf. Zu den großen Koſten des Kriegszuges mußten die Wiener einen Beitrag zahlen, der jedoch nicht ſehr groß war, z. B. 30 Pfenninge für ein Joch Weingärten. Auch dieſen brachten ſie bald wieder herein, indem Rudolph im Jänner 1277 eine Verſammlung im Minoritenkloſter hielt, wobei die Biſchöfe von Salzburg, Bamberg, Chiemſee, Freyſing, Gurk, Paſſau, Regensburg, Seckau und Trient, der Herzog Ludwig von Oberbayern, der Graf Meinhard von Görz und Tyrol, der Burggraf von Nürnberg, nebſt vielen anderen Grafen und Herrn gegenwärtig waren. Es war vorzüglich darum zu thun, die in der letzten gewaltſamen Zeit zerſtreuten Reichs- und Kirchenlehen wieder in den rechtmäßigen Zuſtand herzuſtellen. Auch gab der Kaiſer eine Verordnung, durch welche er die Juden, wie ſie es vor Alters waren, wieder als kaiſerliche Kammerknechte erklärte, über die der Stadtrichter keine Macht hatte. Es zeigt ſich bei dieſer Gelegenheit, daß ſie nicht nur Häuſer, ſondern auch Grundſtücke beſaßen.

Im Juni 1277 kam auch Rudolphs erſte Gemahlinn nach Wien, die eigentlich Gertrud hieß, als Kaiſerinn aber ſich Anna nannte. Sie wurde mit großen Ehren empfangen; Ottokar ſchickte ihr einen Glückwunſch, verſicherte ſeine Friedensliebe, und empfahl ſich ihrem Wohlwollen. Damit war es ihm aber gar nicht Ernſt; er hatte den Frieden nicht ſobald geſchloſſen, als es ihn wieder reute. Er fand ſich ſo gedemüthiget von dem grauen Rock, von dem er früher immer nur mit Verachtung ſprach, daß er ſich lange nicht entſchließen konnte, ſeine Schmach in Prag zur Schau zu tragen. Seine, mit einer Kuenringerinn erzeugte Tochter war an Heinrich von Weitra verheirathet, und verſicherte ihrem Vater im blinden Wahn, die Wiener ſeien unzufrieden, und es würde leicht ſein, eine Partei in Oeſterreich für ihn aufzubringen. Das hatte aber keinen beſſern Grund, als daß hier und da Einer aus dem Haufen ſchrie, dem auch die kleine Kriegsſteuer nicht gelegen war; oder der erwartet hatte, daß unter der neuen Regierung gleich Milch und Honig fließen werde. Die ſtolze Kunigunde machte Ottokarn durch Spott und Verachtung das Leben zur Marterbank. Einſt, als ſie ſein wundes Herz mit allen Neſſeln und Dornen ſpitziger Rede gepeitſcht hatte, rief er grimmig aus: »Zwar ſollteſt du nicht beſtimmen, du Böſe, was ich zu thun habe oder zu laſſen; aber ich will und muß mich rächen!« Sofort befahl er, den Fehdebrief an Rudolph auszufertigen. Mit vollen Händen vergeudete er ſeine Schätze, und erkauf-

te ſich damit Freunde. Der Herzog Heinrich von Niederbayern, der Erzbiſchof von Kölln, Kaſimir der Pohlen, Leo der Reußen König, die Herzoge von Kaliſch und Glogau ſandten viel Volk. Der reiche Sold lockte zahlreiche Streiter aus Meißen, Thüringen und der Mark Brandenburg. Mit einem Heere, wie er nie ein größeres gehabt, brach Ottokar zu Ende Juni 1278 von Prag auf. Nur mit einer Handvoll Tapferer ſtand Rudolph bei Wien. Wäre Ottokar irgendwo zwiſchen Krems und Wien über die Donau gegangen, ſo hätte er Rudolphen gezwungen in die Steyriſchen Gebirge zu fliehen; denn die mächtige, von Ottokar wieder gewonnene Familie Paltram hatte bereits eine Verſchwörung in Wien angeſponnen. Doch die guten Sterne waren von dem früher großen Feldherrn gewichen; er verlor die Zeit, um Droſendorf, das ihn nicht einließ, in Schutt und Trümmer zu legen. Rudolph benutzte ſie; er erhob Wien zum dritten Mal zur freien Reichsſtadt, beſtätigte die goldne Bulle Friedrichs II., und verlieh noch mehr ausgezeichnete Privilegien dazu. Damit gewann er ſich die treue Anhänglichkeit der Wiener auf immer. Die Verſchwörung Paltrams wurde entdeckt; nur zwei Verwandte derſelben verſchont; der Bürgermeiſter zum Tode und Einziehung der Güter, ſeine ſechs Söhne in die Acht verurtheilt. Inzwiſchen hatten ſich Oeſterreicher, Steyrer, Kärnthner, Salzburger, Schweitzer, und die Hülfe aus dem Reich um Rudolphen verſammelt; Ungarn und Cumanen waren auf

dem Wege. Um sich mit diesen zu vereinigen, nahm Rudolph zu Matzelstorf (Mathiasdorf) Abschied von seiner besorgten Gemahlinn und den Wienern; und setzte über die Donau, auf Gott und sein gutes Recht vertrauend. Bei Marcheck vereinigte er sich mit den Ungarn unter dem Grafen von Schildberg und dem gewaltigen Matthäus, Grafen von Trentsin, nachmaligen Palatin, und zog nun gegen Stillfried hinauf. Die Heere standen einander auf eine halbe Stunde gegenüber. Rudolph wählte den 26. August, einen Freitag zur Schlacht. Voran standen die Ungarn und Cumanen, deren zerstreute Fechtart das Treffen bis Dürrnkrutt und Idungspeigen ausdehnte; den Nachtrab bildeten die Oesterreicher allein unter dem alten Siegeshelden Heinrich von Lichtenstein. Das österreichische Panier trug der hundertjährige Landrichter Otto von Haßlau; in der Mitte stand Rudolph, bei ihm sein Sohn Albrecht mit der Rennfahne des Kreuzes, und alles Kriegsvolk aus den verschiedenen Ländern. Graf von Hochberg führte den Reichsadler und Peter von Mülinen den Habsburgischen Löwen. Die Reserv ward Ulrich von Capellen anvertraut, und auf eine Anhöhe gestellt, damit er selbst sah, wo ihre Hülfe nöthig war. Man rühmt an Ottokar, daß er schon zu jener Zeit, in jeder Feldschlacht eine Reserv aufgestellt hatte; dießmal aber wollte sein böses Schicksal, daß er sie dem Milota aus dem Hause Rosenberg anvertraute; einem Oheim des Zawisch, dessen ganzes Geschlecht, durch Blut und Schmach beleidiget, nach Rache an

Ottokar dürſtete. Uebrigens hatte er ſein Heer in ſechs Haufen abgetheilt, und hielt nicht bei den vorn geſtellten Böhmen, ſondern im letzten Haufen bei den Bayern und Brandenburgern. Beide Fürſten ſtritten als ſchlachtgewohnte Heerführer; man kann der Tapferkeit Ottokars kein größeres Lob ausſprechen, als Rudolph ſelbſt darüber an den Papſt ſchrieb. Zwei Stunden währte das Morden unentſchieden; da durchbrachen die Oeſterreicher die Ordnung der Böhmen, Pohlen und Reußen; dieſe flohen, jene wurden im wildverworrenen Knäuel ſchaarenweiſe ins Waſſer gedrängt. Ottokar rief nun den friſchen Schlachthaufen ſeiner Reſerv. Da war die Stunde der Rache für die Roſenberge gekommen; mit einem ſchallenden Hohngelächter ließ Milota zum Rückzug blaſen, unter ſchmetternden Trompeten eilte er davon. Die Schlacht war verloren. Rudolph ſchickte an alle Haufen den Befehl, das Leben des Böhmenkönigs zu ſchonen, und da der Sieg entſchieden ſei, alles Blutvergießen einzuſtellen. Allein anders war es beſchloſſen. Ottokar hatte, ſchändlich genug, einen hohen Preis auf Rudolphs Haupt geſetzt; ein Thüringiſcher Ritter, und Herbot von Füllenſtein, ein Mährer, faſt ein Rieſe, wollten ihn verdienen; ſie drängten ſich in der Schlacht bis an den Kaiſer, und tödteten ſein Roß. Rudolph mit 60 Jahren noch voll Jugendkraft, erſchlug den Füllenſtein, der Thüringer fiel unter den Streichen derjenigen, die dem Kaiſer zu Hülfe kamen. Nicht ſo gut erging es Ottokarn; als Alles floh, als kein Zuruf, kein Bei-

ſpiel heroiſcher Kühnheit mehr half, floh er endlich auf Seitenwegen, auch nur von vier der Seinigen begleitet. Zwei ſteiriſche Ritter, die ihn vom Anfang der Schlacht nicht aus den Augen gelaſſen, ſetzten ihm auf geſchonten Roſſen nach. Zwei ſeiner Begleiter waren gefallen, die anderen Beiden verließen ihn. Er erſchrack, als er das todtenbleiche Geſicht des jungen Seyfried von Mährenberg erblickte, der vor Wuth kaum hervorſtammeln konnte: »Denk' an den Martertod meines Vaters!« Er verſprach großes Geld für ſein Leben: »Denk' an Kerkerſchmach und Todesnoth ſo vieler Edlen!« — ſchrie Schenk von Emmerberg — »für dich iſt keine Gnade!« Sie riſſen ihn vom Pferde, und trotz der grimmigſten Gegenwehr, fiel Ottokar mit ſiebenzehn Wunden bedeckt im 48. Jahre ſeines Lebens. Sein von dem Troß beraubter, faſt nackt, von Blut und Staub entſtellt gefundener Leichnam ward zuerſt nach Marcheck und von da zu den Schotten gebracht. Am andern Tag mit königlichen Ehren, jedoch, weil er im Bann ſtarb, ohne Geläute und brennende Kerzen, unter großem Zulauf des Volkes, zu den Minoriten geführt; dort ausgeſetzt, dann balſamirt. So blieb er dreißig Wochen ſtehen, bis böhmiſche Abgeordnete ihn abholten, um ihn in der Veitskirche zu Prag zu beſtatten. Paltram Vazo hält ſich in ſeiner Chronik ſehr darüber auf, daß man einen ſo großen König ausgeweidet hat wie einen Fiſch.

Rudolph wurde nach der Schlacht an den Thoren Wiens feierlich empfangen und nach St. Ste-

phan begleitet, um Gott für den Sieg zu danken. Darauf wurde ein Siegesfest und Turnier gehalten; was aber Alles nur zwei Tage währte, denn Rudolph war kein Freund von lauten Festen. Das merkwürdigste dabei war, daß Otto von Haßlau mit dem Sohn seines Urenkels Hugo Thurzo kämpfte; ein Fall, der wahrscheinlich in der ganzen Welt nirgends vorgekommen ist, als zu Wien.

So lange Rudolph Kaiser war, hat er sich an keinen Ort so lange aufgehalten als in Wien, beinahe durch fünf Jahre und er erließ hier viele dem Lande nützliche Verfügungen. Zu Ende Mai reiste er ab; nachdem er seinen Erstgebornen Albrecht als Reichsverweser erklärt, und den Ständen versprochen hatte, auf dem nächsten Reichstag mit dem Beitritt der Kurfürsten ihnen einen Herzog zu ernennen.

Man hat diesem großen Kaiser Eigennutz vorgeworfen, indem er die Herzogthümer Oesterreich und Steyer an sein Haus brachte; wohl ein ungerechter Vorwurf. Jeder Kaiser hat die Gelegenheiten ergriffen, sein Haus zu vergrößern, und mehrmals ist das aus bloßer Machtvollkommenheit geschehen. Rudolph hat sich zehn Jahre damit Zeit gelassen, und nur mit Beistimmung der Kurfürsten belehnte er auf dem Reichstage zu Augsburg zuerst am 29. Jänner 1283 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph, (der zweitgeborne Hartmann, sein liebster, war 1280 im Rhein ertrunken), dann auf die Vorstellung Oesterreichs, daß es nicht gut sey,

zwei Herren zu dienen, am 1. Juni 1283 Albrechten allein mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyer. Das Herzogthum Kärnthen erhielt zum Lohn seiner großen Dienste Graf Meinhard von Görz und Tirol, Albrechts Schwiegervater, unter Vorbehalt des Rückfalles an Oesterreich.

Rudolph kam nicht mehr nach Wien. Um die Geschichte Albrechts, der nun mit vollem Rechte Herzog von Oesterreich war, nicht zu unterbrechen, wird hier der Bericht von des Kaisers Tod vorausgeschickt. Nachdem er durch 18 Jahr ein Vater der Guten, das Schrecken der Bösen, für Alle das lebendige Gesetz gewesen war, verließ er die Krone eben so anspruchslos und heiter, als er sie gefunden. Als die Aerzte ihm sagen mußten, daß er dem Tode nahe sei: »Wohlan denn — sprach er — nach Speyer!« Dort war das gewöhnliche Begräbniß der deutschen Kaiser. Zwischen zwei Geistlichen ritt der sterbende Greis heiter zu seinem Grabe. Vom ganzen Land an beiden Ufern des Rheins eilte das Volk an die Straße herbei, ihn noch einmal zu sehen, der so allgemein geliebt und geehrt war. Auf dieser Reise starb Rudolph zu Germersheim am 15. Juli 1291.

Oesterreich unter den Habsburgern.

Albrecht I.

Von Albrecht hat man im Allgemeinen eine nachtheiligere Vorstellung als seine großen Eigen-

ſchaften verdient haben. Er hatte in ſeiner Jugend ein äußerſt heftiges und leidenſchaftliches Gemüth. Noch ehe er in ſeinem 35. Jahr Herzog von Oeſterreich geworden, hatte er nach langem Kampf ſeine Heftigkeit bemeiſtert; war aber nun verſchloſſen, kalt und ſtreng, ein Feind der Freude. Er trachtete nach unbeſchränkter Herrſchaft; hielt es nicht der Mühe werth ſeine Abſichten zu verbergen, ſondern ging ſchonungslos den Weg der Macht. In ſeine Vergrößerungsplane verſunken, war er immer ernſt und von wenig Worten; und ſeine Geſichtszüge waren durch öftere Augenkrankheiten, beſonders nach ſeiner Vergiftung finſter und unangenehm geworden. Auf derſelben Blattſeite, aus der dieſe Schilderung genommen iſt, findet ſich auch noch folgendes: Er verſchmähte ängſtliche Vorſicht, und die Winkelzüge der Liſt blieben ihm fremd. Im Scharfblick des Erkennens, im Nachdruck und in der Schnelligkeit des Vollzuges, im Gebrauch der Augenblicke, in unbeugſamer Standhaftigkeit, im Erfindungsgeiſt, war er wohl der erſte Feldherr ſeiner Zeit. Auf dem Richterſtuhl ein Vorbild der Gerechtigkeit; im Privatleben ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer manchmal bis zur Schwäche ſich hingebender Freund; ein Spiegel der Ritter. Seine Gemahlinn, die ihm ein und zwanzig Kinder geboren, war in Gratz von einer Tochter entbunden worden, als ſie wenige Tage nach ihrer Niederkunft vernahm, zu Wien liege Albrecht für todt durch Gift. In dieſem Zeitpunct, wo einer Frau jede ſtarke Bewegung lebensgefährlich iſt, eil-

te ſie im ſtrengſten Winter, durch Schnee und Eis, Tag und Nacht über den Semmering, und rettete mit ſorgfältiger Pflege ſein Leben, indem ſie gern ihres wagte. Als er durch Meuchelmord gefallen war, rief ſie aus: »Mit Spinnen und Nähen im Bettlergewand wollte ich freudig mein Leben friſten, wüßte ich nur, daß Albrecht noch lebte!« Heinrich von Collins Ballade, Kaiſer Albrechts Hund, ſchildert einen edlen Wettſtreit ſeiner Söhne, und ſein Urtheil. Ein Vater ſolcher Söhne, ein Mann, der ſo geliebt wird, kann nicht böſe geweſen ſein. Der erbärmlichen Schwäche bleibt gegen entſchiedene Kraft nichts übrig als Haß und Meuchelmord; deßwegen wurde Albrecht außer ſeiner Familie gehaßt, und ihm mehrmal nach dem Leben geſtrebt. An den Römern bewundern wir, daß ſie unabläſſig bemüht waren, ihre Macht zu vergrößern; warum ſoll dasſelbe Albrechten zum Vorwurf gereichen?

Der erſte Stein des Anſtoßes in Oeſterreich waren die Räthe, die Albrecht aus Elſaß mitbrachte; es waren vertraute, geprüfte, vom Vater ihm empfohlene Männer, beſonders die Grafen von Waldſee und von Landenberg. Kein Wunder, daß er wichtige Stellen mit Dieſen lieber beſetzte, als mit dem Landadel, welcher durch die vielfältige Verwirrung alles Rechtes während dem herrnloſen Zwiſchenreich, durch die anfängliche Nachgiebigkeit Ottokars, und ſelbſt durch ſeine Mitwirkung bei deſſen Beſiegung aufgeblaſen, trotzigen Stolz zu äußern ſich erlaubte. Die Herren beklagten ſich über

Zurückſetzung, über Vernachläſſigung ihrer gerechten Anſprüche, wohl auch über Verletzung althergebrachter Freiheiten und Rechte. Mit den öſterreichiſchen Edelherren vereinigten ſich die Steyriſchen, und traten vor den Herzog, Aenderung begehrend. Albrecht ſprach: »Wie mein Vater dieſe Länder unter Ottokar gefunden, ſo gedenke ich ſie zu halten, nicht anders.« Da erwiederte Friedrich von Stubenberg die drohenden Worte: »Hätte König Ottokar uns gehalten nach den alten Freiheiten und Rechten, er hätte noch Reich und Leben!« Albrecht achtete nicht darauf.

Der Adel fand es nicht an der Zeit, zu Thätlichkeiten zu ſchreiten, denn Kaiſer Rudolph lebte noch; insgeheim jedoch wurden die Wiener aufmerkſam gemacht, daß Albrecht ſie nicht wie Bürger einer freien Reichsſtadt, ſondern wie Landſäßige behandle. Die reicheren und anſehnlicheren Bürger wußten, wie gut ſich ihre Väter in den alten Verhältniſſen unter den Babenbergern befunden; zu welcher Größe und Wohlſtand die Stadt als landſäßig emporgekommen; und machten ſich wenig aus dem unfruchtbaren Titel einer freien Reichsſtadt; dem großen Haufen aber, beſonders den in der reichen Stadt ſehr zahlreichen Handwerksburſchen, war eine Veranlaſſung, Lärm zu machen, willkommen. Die lauteſten waren wie immer die Schuſter: »Da der Herzog gar ſo unzugänglich ſei, — ſchrien ſie — würden ſie den Burggraben mit ihren Leiſten ausfüllen, und ſo einen Weg zu ihm finden!« Nicht ſo

viel um der gemeinen Sache willen, ſondern weil das Herumſtreifen auf den Gaſſen, und mancher Uebermuth behaglicher war als arbeiten, wuchs der Haufe ſchnell, und in wenigen Tagen war eine, durch Lärmen ſich ſelbſt entzündende Maſſe von Leuten, die wenig oder nichts zu verlieren hatten, verſammelt; welcher der Rath und die vermöglichen Bürger nicht mehr widerſtehen konnten. Boten mußten in die Burg abgeordnet werden, um im Namen von Rath und Bürgerſchaft dem Herzog zu erklären: »Er ſoll mehr Achtung für die von ſeinem Vater beſtätigten und verliehenen Handfeſten tragen, widrigenfalls betrachte ſich die Stadt aller Bande der Treue und des Gehorſams gegen ihn los und ledig.« Albrecht erwiederte: »Geht nach Haus! Durch Gewalt wird man nie etwas von mir erhalten.« Er zog in die alte Burg auf dem Leopoldsberg, bot ſeine Getreuen auf, ſperrte die Donau, und umzingelte Wien auch zu Land auf das ſtrengſte, ſo daß bald Mangel und Theurung einriſſen. Der Pöbel erhob ſich wie immer gegen die Reichen; er vergaß, daß er der Urheber des Tumultes war, und nur an den Folgen ſeines eigenen Geſchreies leide; machte dem Rath und der Bürgerſchaft Vorwürfe, daß ſie nachgegeben haben, und drohte, es werde übel gehen, wenn nicht die Armen alle mit Brot, Wein und Holz verſehen, oder ſchnell Frieden gemacht werde. Die Bürgerſchaft bat nun den Abt zu den Schotten, ſich ihrer bei dem Herzog anzunehmen. Er begab ſich auf den Leopoldsberg und wendete ſich

an die ſanftmüthige Herzoginn Eliſabeth, die immer bereitwillige und meiſtens glückliche Fürbitterinn. Dießmal aber konnten Beide nichts erwirken als den ſtrengen Spruch: Bis nicht die Wiener auf alle ihre Privilegien Verzicht leiſten, und ſie in des Herzogs Hände abliefern, könne keine Rede von Gnade und Verſöhnung ſein. Das ſchien ihnen zu viel begehrt; ſie hofften auf Unterſtützung des Adels, und daß Albrecht gegen Salzburg und gegen Ungarn, mit denen er im Kriege war, Mannſchaft abſchicken müſſe, und ſo die Stadt Luft bekommen werde. Der Bürger und Ritter Breitenfelder, der überhaupt bei dieſer Gelegenheit ſehr vorlaut war, und ſich oft äußerte, »wie es der Herzog treibe, ſo könne es nicht bleiben,« beruhigte mit ſolchen Hoffnungen das Volk eine Zeit lang. Die gehoffte Hülfe des Adels blieb aus, die Herren ſahen eben nicht ungern die Geldſtolzen Bürger demüthigen; Albrecht beſiegte ſeine Feinde, ohne einen Mann von der Umgebung Wiens wegzuſchicken. Die Noth ſtieg mit jedem Tage; doch wollte der Rath ſich auf eine förmliche Belagerung gefaßt machen, und verordnete, Alle die nicht hinlängliche Vorräthe haben, ſollten die Stadt räumen. Da rottete ſich das Volk auf Straßen und Plätzen zuſammen, und nur die Geiſtlichkeit verhinderte allgemeine Plünderung der Reicheren, und ein ſchmachvolles blutiges Ende der Oberhäupter der Stadt; die nicht Muth oder nicht Klugheit genug gehabt hatten, dem Uebel am Anfang Einhalt zu thun. Jetzt mußten ſie ſich dazu verſtehen,

mit bloßen Häuptern und Füßen den Herzog um Gnade zu bitten, und ihm ihre Privilegien auszuliefern. Er ließ ſich alle in ihrer Gegenwart von ſeinen Räthen vorleſen. Welche dieſer Privilegien ſeine Machtvollkommenheit nicht beſchränkten, die gab er ihnen zurück, die übrigen zerriß er mit eignen Händen. Der Stadtrichter, der Bürgermeiſter, die 24 Rathsherrn und die 100 Genannten mußten jeder einzeln für ſich und im Namen der ganzen Gemeinde dem Herzog einen Gehorſambrief ausfertigen; darin ihn und ſeine Erben als ihre wahren Herrn erkennen, auf die beiden Privilegien Kaiſer Rudolphs Verzicht leiſten, allen heimlichen und öffentlichen Bündniſſen entſagen, widrigens ſich ſelbſt als meineidige Empörer, und ihre Perſonen und ihre Habe dem Herzog verfallen erklären. Damit dieſer Unterwerfung vollends nichts gebreche, erklärte auch Kaiſer Rudolph ſeine den Wienern verliehenen Privilegien für erloſchen, und übertrug den ihm geleiſteten Eid auf ſeinen Sohn als Herzog von Oeſterreich. Wien hatte in dieſem Streite allerdings ſeine Privilegien für ſich, allein es fehlte damit, daß es, anſtatt ſich an den Kaiſer zu wenden und das Geſetz anzurufen, die Gewalt heraus forderte; das nimmt ſelten ein gutes Ende. Albrecht hatte ſeinen Lehenbrief für ſich, in welchem er mit Oeſterreich und Steyer belehnt worden, ſo wie die Babenberger ſie beſeßen; unter ihnen war Wien keine freie Reichsſtadt, ſondern landſäſſig.

Nach Kaiſer Rudolphs Tod 1291 bewirkten das

Geld und die Ränke Gerhards, des jetzigen Erzbischofes von Mainz, daß sein Vetter Adolph von Nassau gegen die allgemeine Erwartung und gegen das Wort, das die Kurfürsten Albrechten gegeben hatten, gewählt wurde. Adolph, Habsburgs Feind, eiferte die Edelherrn von Oesterreich und Steyer an, sich gegen Albrecht zu empören, versprach ihnen Schutz und Hülfe; auch König Wenzel von Böhmen versicherte sie seines Beistandes. Sie forderten nun keck, Albrecht sollte die vier vertrautesten Räthe aus dem Lande entfernen. Er antwortete: »Ich bin Herr im Lande, keinen Küchenknecht will ich euertwegen entlassen.« Auf dem Landtag zu Stockerau beschlossen sie, sich der Krone Böhmens zu unterwerfen. Albrecht, von allen Seiten von Feinden umgeben, verließ sich auf seinen Schatz, den kluger Haushalt gesammelt hatte, und auf seine Kriegskunst; seine Räthe aber hatten bereits allen Muth verloren. Da traten die Wiener, die Albrechten inzwischen näher kennen gelernt, zusammen, und entboten dem Herzog: sie hätten ihm Gehorsam geschworen, und wollten ihm willig dienen, sei es auch mit Gefahr und Schaden; es sei unnöthig, daß er Kriegsvolk aus Elsaß und Schwaben berufen, sie wollten ihm treu und fest zur Seite stehen in Noth und Tod. Er vertraute dem redlich gesprochenen Wort, und die Wiener hielten es redlich. Mit der Schnelligkeit seines Vaters überraschte er seine Feinde durch Nachtmärsche, und unerwartete Züge in den Schneewüsten der Gebirge trennte sie und

überwand sie. Als wieder Ruhe und Ordnung im Lande war, entbot er Rath und Bürgerschaft von Wien vor sich und sprach: »Vor acht Jahren habe ich euch gesagt, durch Gewalt sei nie etwas von mir zu erhalten, jetzt sollt' ihr erfahren, was durch Treue von mir zu erhalten ist!« Er übergab ihnen eine von mehreren Bischöfen, Aebten, Fürsten und Herren als Zeugen unterfertigte Handfeste, mit welcher er seiner Hauptstadt Wien alle, ihr wirklich nützliche Privilegien, die sie jemals hatte, und deren noch mehrere verlieh, und im Eingang sagte: Wien verdiene es wohl gepriesen und gefördert zu werden um seiner Treue willen, und als Haupt und Säule des Herzogthums. Eben aber weil es diese Säule ist, konnte es keine freie Reichsstadt bleiben.

Merkwürdig ist unter den Einrichtungen Albrechts, mit denen er in der Hauptsache nur die Satzungen Leopolds des Glorreichen und Rudolphs vereinbarte, die Aufhebung eines alten Privilegiums, das man einst für sehr wichtig und günstig hielt. Wien hatte nämlich das Stapelrecht, vermöge dessen ein fremder Kaufmann nicht über zwei Monate in Wien bleiben, nur auf der Heerstraße dahin fahren, nur Bürgern seine Waaren verkaufen durfte. Auf Bitten der Wiener selbst verordnete er, künftighin sollten fremde Kaufleute zu Wasser oder zu Lande nach Wien kommen dürfen, verkaufen an wen sie wollten, und verweilen nach Belieben. Schon damals also gab es Leute, welche einsahen, der Handel im Großen fordere Freiheit, und jeder Zwang sei ihm

ſchädlich. In vielen Städten Italiens und Deutſchlands gab es Abtheilungen der Bürger in Altbürger, Edelbürger, Patrizier und gemeine Bürger, und das war eine Quelle von viel Neid, Eiferſucht, Zwieſpalt und Blutvergießen. Wien kannte ſie zu ſeinem Glücke nicht; hier war von jeher der Fremde, wenn er das Bürgerrecht erhalten, ſo gut wie der Einheimiſche, Edelleute wurden Bürger, und Bürger wurden Edelleute; jene ohne den Adel zu verlieren, dieſe ohne aufzuhören Bürger zu ſein. In manchen Städten jener Zeit, beſonders in Italien ſah man einzelne Häuſer mit Wall und Graben befeſtiget, und feindſelige Geſchlechter einander darin belagern. In dem unſeligen ein und zwanzigjährigen Zwiſchenreich zwiſchen Friedrich II. und Rudolph I., wo Alles aus ſeinen Fugen gegangen, und Recht und Ordnung durch ganz Deutſchland verfallen war, hatte man auch in Wien nebſt andern Mißbräuchen angefangen Häuſer zu befeſtigen. Rudolph und Albrecht führten mit feſter Hand die alte Ordnung wieder ein, doch waren Bürgershäuſer auch Freiſtätten, ſo gut wie Kirchen und Klöſter; und der Wienerbürger konnte ſagen, **mein Haus iſt meine Burg.**

Es iſt ferners merkwürdig, daß der größte Theil unſerer Gaſſen den Nahmen von Handwerken und Gewerben ſchon damals hatte; einige waren auch nach reichen Bürgerfamilien genannt, ſo hieß z. B. die Annagaſſe Pippingerſtraße, die Himmelpfortgaſſe Traibotenſtraße, woraus ſpäter Trabantenſtraße wurde. Der Umfang der Stadt war ſeit Leopold dem Glor-

reichen faſt ganz der jetzige; ober jedem Thore ſtand ein ſtarker Thurm, ober jeder Pforte ein kleinerer. Die Häuſer waren noch nicht hoch, meiſtens ganz von den Eigenthümern bewohnt; viele noch unbebaute Plätze; in Folge der häufigen Feuersbrünſte manche Brandſtätten, und zahlreiche Gärten in der Stadt; alte Leute erinnern ſich heute noch großer Kloſtergärten, auf denen jetzt Wohnhäuſer ſtehen.

Der Ungarnkönig Ladislav hatte eine eigene Vorliebe für die fremden Einwohner ſeines Reiches, die rauhe Sitten mitgebracht hatten; ſo lebte er anfangs mit den Cumanern, die noch nicht lange aus Aſien eingewandert waren, und erhielt davon den Beinamen der Cumaner. Nun kamen die noch wilderen Wallachen ins Land; er nannte ſie Neu-Ungarn, und führte mit ihnen ein förmliches Nomaden-Leben unter Filzzelten. Einige darüber unzufriedene Große beriefen einen Enkel Bela's IV. Andreas, der Venetianer genannt, weil ſein flüchtiger Vater Stephan ſich mit einer edlen Venetianerinn Tomaſina Moroſini vermählt hatte; doch fanden ſie nicht Anhang genug gegen den mächtigen Ladislav. Ein ſchändlicher Menſch, deſſen adeliger Namen bekannt iſt, aber nicht verdient genannt zu werden, ſchickte ihn gefangen nach Wien in Albrechts Hände, mit dem Rathe, ſich durch deſſen Auslieferung Ladislav zum wichtigen Freund zu machen. Albrecht war ein Habsburger, er behandelte den unglücklichen Fürſten wie einen Verwandten. Ein unzeitiger Stolz des Andreas entfernte ihn aus der Burg; er muß-

te von Ladislav verfolgt, ſich verbergen. Die Cumanen, aus Eiferſucht über die Wallachen, erſchlugen endlich ſelbſt 1290 Ladislav in ſeinem Zelte. Die Partei des Andreas, des einzigen noch übrigen Sprößlings vom Arpadiſchen Stamm, ſiegte über andre Prätendenten; allein, wo war er? — Zwei Mönche fanden ihn endlich bei einer Bürgerswitwe zu Wien, die ihn, obſchon er ohne Geld und Ladislav noch jung war, klug verborgen und ſorgfältig gepflegt hatte. Sie warfen ihm eine Kutte über, und brachten ihn unerkannt nach Ofen, wo er gekrönt, aber auch zugleich verpflichtet wurde, die Orte heimzufordern, die Albrecht über die unruhigen Grafen von Güſſing erobert hatte. Die Weigerung führte einen Einfall der Ungarn nach ſich; nach ſechs Wochen kamen die Fürſten an der Fiſcha perſönlich zuſammen. Im freien Felde kam Frieden und ein Schutz- und Trutz-Bündniß zu Stande.

Kaiſer Adolph benahm ſich im Reiche auf eine ſo unwürdige Weiſe, daß die Kurfürſten bald bereuten, ihn gewählt zu haben; ſie ſetzten ihn ab, und wählten Albrechten. Adolph wollte ſich noch durch die Waffen behaupten; Albrecht überwand und tödtete ihn in der Schlacht am Haſenbüchel unweit Worms 2. Juli 1298. Auf ſeinem erſten Reichstage zu Nürnberg 21. Nov. 1298 belehnte er ſeine Söhne alle mit Oeſterreich und Steyer; der älteſte Rudolph ſollte das Regiment führen. Daſelbſt wurde Albrecht auch gekrönt. Er war kein Freund von Prachtfeſten, vielmehr haushälteriſch, und vergrö-

ßerte gern seinen Schatz; wenn er sich aber sehen lassen mußte, so that er es seiner Würde gemäß; das war auch hier der Fall. Jutta, seine Schwester, des Böhmenkönigs Wenzel Gemahlinn hatte durch ihr sanftes Gemüth und das schöne Vorrecht der Frauen die früher feindseligen Schwäger ausgesöhnt. Wenzel ritt mit tausend Rittern zur Krönung nach Nürnberg, wo er sein Erz-Mundschenken-Amt mit Würde ausübte, indem er dem Kaiser kniend den Becher reichte, der ihn dann neben sich auf dem Thron sitzen ließ. Den Thron umstanden Fürsten des Reiches, der Adel von Oesterreich und Steier, auch Bürger von Wien, unter diesen der Vornehmste Breitenfelder, der einst so vorlaut gegen Albrecht gesprochen hatte. Der machte sich bei der Tafel, wo der Kaiser unter zahlreichen Musikchören, von Fürsten bedient, in großer Herrlichkeit speiste, besonders geschäftig und dienstfertig, um sein früheres Benehmen vergessen zu machen. Albrecht hatte es aber nicht vergessen; seine ganze Rache bestand jedoch darin, daß er ihn fragte: »Nun Breitenfelder, was dünkt dich? kann es so bleiben, wie ich es treibe?«

Zu König Wenzels Krönung war Albrecht mit 10,000 Pferden gezogen; den größten Aufwand aber hatte Er bei der Vermählung seiner Tochter Agnes mit Andreas, König von Ungarn, gemacht; indem er das Hochzeitfest nicht nur mit großer Pracht feierte, sondern auch seiner Tochter eine Aussteuer von 40,000 Mark Silber mitgab. Wenn man bedenkt, daß der haushälterische Fürst, der neben meh-

reren Töchtern ſechs Söhne hatte, eine Ausſteuer gab, die nach heutigem Geldwerth wenigſtens acht Millionen betragen würde, ſo hat man einen einleuchtenden Beweis von dem damaligen Reichthum Oeſterreichs und dem großen Schatze Albrechts. Kein Wunder, daß er überall ſiegte!

Im Februar 1298 ſah Wien eine Zuſammenkunft von Fürſten und Herren, bei welcher die Stadt nicht wenig gewonnen, und einen luſtigen Faſching gehabt haben mag. Es fanden ſich ein die Könige von Ungarn und Böhmen mit Allem, was in ihren Reichen großen Namen und großen Reichthum beſaß, die Kurfürſten von Sachſen und von Brandenburg, der Herzog von Kärnthen, die Biſchöfe von Paſſau, Freyſing, Seckau, Chiemſee, Conſtanz und Baſel, mit ſo zahlreichem Gefolge, daß es kaum untergebracht werden konnte. Neben anderen politiſchen Zwecken wurde die Verlobung der noch in zarter Kindheit geſtandenen Tochter des Königs Andreas, **Eliſabeth**, mit dem ſiebenjährigen Sohn König Wenzels, auch **Wenzel** genannt, zu Stande gebracht. Nach acht Jahren waren die Hauptperſonen dieſer Verlobung geſtorben; König Andreas 1301, König Wenzel IV. 1305, und ſein Sohn Wenzel V. 1306. Damit war in Ungarn der Mannsſtamm Arpads, der das Königreich erobert, in Böhmen der Mannsſtamm Przemysl's, den Libuſſa einſt vom Pflug auf den Thron berufen, faſt zu gleicher Zeit ausgeſtorben, und Oeſterreich in die ſtreitige Thronfolge verwickelt. In Ungarn war die Frage zwiſchen **Carl Robert**

von Neapel aus dem Hause Anjou, und Wenzel IV. von Böhmen, der bei dem Tode des Andreas noch lebte. Carl Robert stammte von König Stephan IV., einem Sohn Bela's IV. ab, hatte also ohne Zweifel das Vorrecht vor Wenzel, der von Bela's Tochter Anna abstammte. Der Papst war für Carl Robert und schickte ihn mit einem Legaten nach Ungarn; allein der mächtige Graf von Trentsin, jetzt Reichspalatin, hatte bereits Wenzel IV. mit seinem Sohn in das Reich geführt, und Carl Robert mußte sammt dem Legaten entfliehen. Wie seit alter Zeit gewöhnlich flüchtete auch er nach Wien, und bat um Hülfe. Albrecht, sein gutes Recht erkennend, leistete sie ihm kräftig; führte ihn wieder nach Ungarn zurück, und zwang nach langem Streit den König Wenzel, nach Böhmen zu weichen, wohin er jedoch die Krone und die Reichskleinodien mit sich nahm. Bald darauf starb er, und überließ sein Recht auf Ungarn sammt den Kleinodien dem Herzog Otto von Bayern, der ebenfalls von Bela IV. durch dessen Tochter Margaretha abstammte. Ein Wienerbürger war für den Herzog eine höchst wichtige Person. Der Graf von Güssing hatte ihm geschrieben, er soll nur trachten sobald möglich mit den Reichskleinodien nach Ungarn zu kommen, und das Uebrige ihm überlassen. Der Herzog mußte also durch Oesterreich, doch durfte ihn Albrecht, der für Carl Robert war, nicht entdecken. Der Schneidermeister Berthold, den er bei einer früheren Anwesenheit als einen sehr sinnreichen Mann kennen gelernt,

verkleidete ihn, verbarg ihn in seinem Haus, verpackte ihm die Reichskleinodien in ein Felleisen, und brachte ihn glücklich über die Leitha. Bei der damaligen kostbaren und kunstreichen Kleidung der Vornehmen war das Schneiderhandwerk eines der angesehensten; es erforderte Vermögen und viel Geschick; Berthold ins besondere war zugleich Schützenmeister, Mitglied des Rathes, und selbst bei Hofe wohl gelitten. Nicht so redlich als der Wienerbürger meinte es der Graf von Güssing; er nahm den Herzog gefangen, behielt die Kleinodien, und überlieferte ihn dem Woiwoden von Siebenbürgen. Aus dessen unwürdiger Haft entfloh er mit genauer Noth durch Schlesien und kam wieder nach Bayern. Nach des Palatins Trentsin Tod wurde Carl Robert allgemein als König erkannt, und war der Vater des großen Ludwigs I., Königs von Ungarn und Pohlen.

Albrecht hatte zu Toul eine persönliche Zusammenkunft mit Philipp dem Schönen, König von Frankreich; und schloß zu Paris 1300 ein Ehebündniß zwischen seinem Erstgebornen und Philipps Tochter Blanka. Es war ein überaus schönes Ehepaar, Beide hatten das 16. Jahr noch nicht überschritten; Blanka's Tod trennte es nach fünf Jahren.

Als 1306 Wenzel V. kinderlos zu Ollmütz ermordet worden war, machte und hatte Heinrich Herzog von Kärnthen, der Wenzels IV. älteste Tochter Anna zur Ehe hatte, Anspruch auf die Krone von Böhmen; Albrecht aber hatte seinen nun verwitibten Sohn Rudolph III. nach Prag geschickt, der sich

dort mit Wenzels V. schöner und junger Witwe Elisabeth, Prinzessinn von Pohlen vermählte, und durch seine einnehmenden Eigenschaften bald die Stimmen der Böhmen gewann. Der Macht Böhmens und Oesterreichs mußten die Waffen des Herzogs von Kärnthen unterliegen.

Albrecht war nun auf dem Gipfel seiner Größe. Mit allen sieben Päpsten, die während seiner Regierung auf einander folgten, stand er, ohne seinen Herrschrrechten etwas zu vergeben, in gutem Einvernehmen; mit dem König von Frankreich im Bündniß; den König von Ungarn hatte er auf den Thron gesetzt; der König von Böhmen war sein Sohn; in seinen Erblanden war er vollkommen Herr; als deutschem Kaiser gehorchte man ihm mehr noch als seinem Vater, und er besaß einen reichen Schatz. Er hielt es nun an der Zeit, den großen Gedanken Rudolphs I., die Wiederherstellung des Königreiches Arelat, auszuführen. Allein, sein Glücksstern neigte sich jetzt, und bald ereilte ihn sein blutiges Ende. Nur ein Jahr war Rudolph III. König von Böhmen; sterbend gab der sanfte Jüngling allen den Seinigen reiche Geschenke, und schickte seinen Aeltern ein Blatt, darauf standen alle Diejenigen, die er je einmal gekränkt zu haben glaubte, mit der Bitte, es gut zu machen. Albrecht vermochte nun nicht mehr, seinem zweiten Sohn, Friedrich dem Schönen, die Krone Böhmens zu erwirken; die Ansprüche Heinrichs von Kärnthen wurden anerkannt, und dieser auf den Thron berufen. So alte Freunde Habsburgs die

armen Cantone Schwyz, Uri, und Unterwalden auch waren, wollten sie sich doch nicht bereden lassen, Oesterreichs Unterthanen zu werden; vielmehr, als die Reichsvögte sie zu arg plagten, schlossen sie den bekannten Bund, und sagten sich selbst von dem Reiche los. Die Herstellung des Königreiches Arelat hätte Albrecht aufgeben müssen, wenn auch nicht sein letzter Tag schon nahe gewesen wäre.

Es ist wunderbar, durch welche geringfügige Umstände oft große Begebenheiten vorbereitet werden. Albrechts jüngerer Bruder Rudolph II. war mit Wenzels IV. Schwester Agnes vermählt, die ihm erst nach seinem Tode 1290 einen Sohn Johann gebar. An dem Hofe Albrechts, ward der junge Habsburgische Prinz erzogen, und 1298 zur Königskrönung nach Nürnberg, da er schon acht Jahr alt war, mitgebracht. Dort sah ihn sein Oheim Wenzel IV., und nahm ihn bei seiner Abreise mit nach Prag als einen willkommnen Gefährten seines Sohnes von gleichem Alter. Peter Aichspalt, von geringen und so dürftigen Aeltern unweit Trier geboren, daß er um zu studieren mit Singen vor den Thüren seinen Unterhalt suchen mußte, aber — wie Horneck in seiner Chronik sagt — »behend und schlecht zu Allem, was untreu und unrecht«, kam als junger Theologe nach dem reichen Wien, sein Glück zu versuchen. Er fand Dienst bei Herzog Rudolph II., und ward auf dessen Empfehlung Administrator der Pfarre St. Stephan. Sein Ehrgeiz, und seine Gabe vorzubringen, mag schon früh nicht klein gewesen

sein, denn er brachte es in der Folge dahin, daß er Bischof von Basel, und endlich sogar Erzbischof von Mainz wurde. Es ist unbekannt, womit nach Herzog Rudolphs frühem Tode dieser Ehrgeiz sich verletzt fühlte; gewiß aber ist, daß Aichspalt nach Prag ging, und zeitlebens ein erbitterter Feind des Hauses Habsburg blieb. Diese im eigenen Busen genährte Schlange ward zu Prag der Lehrer des Prinzen Johann, und flößte ihm sein Gift vom Knabenalter ein. Der unglückselige Prinz hörte zehn Jahre lang nur seinen Großvater Ottokar preisen, dessen Recht auf Oesterreich und Steyer vertheidigen, auf Albrechts Habsucht und Härte schimpfen. Sein Lehrer machte ihn aufmerksam, er sei so gut ein Habsburger und ein Enkel Kaiser Rudolphs als Albrechts Söhne, müsse aber hier aus Gnaden leben, während Albrecht, als Vormund, die Besitzungen in Schwaben, sein väterliches Erbtheil, ihm vorenthalte; und sich übrigens wenig um ihn kümmere. Kaum hatte Johann sein achtzehntes Jahr erreicht, als er voll Stolz auf beide Großväter, voll Groll gegen Albrecht von diesem trotzig die Herausgabe seines Erbtheils forderte. Das war, wie wir wissen, nicht die Art und Weise, etwas von ihm zu erhalten, Albrechts trockne Weigerung versetzte den Prinzen in Wuth; vier junge Edelleute gewann er durch die leidenschaftliche Vorstellung des Unrechts das er litte; am 1. Mai 1308 ermordeten sie den Kaiser, der seiner Gemahlinn entgegen ritt, bei Baden im Aargau. So weit hatten sie gedacht; als aber die Missethat

vollbracht war, zerſtoben ſie in alle vier Winde, und hatten keine Frucht davon, als die Reue und die Strafe. Wo der Kaiſer gefallen war, baute ſeine Tochter, die verwitibte Ungarnköniginn Agnes Kirche und Kloſter, das ſie Königsfelden nannte, nnd wo ſie noch beinahe 60 Jahr als eine der frömmſten Nonnen lebte. Von den Mördern Albrechts ward nur der von Wart eingebracht und auf das Rad geflochten; von Palm, Eſchenbach und Tegerfeld hat man nie wieder etwas gehört. Von Prinz Johann wird erzählt, er habe ſein Leben in Wäldern und Wüſten herumirrend zugebracht; ſei nach 50 Jahren endlich in die Kirche zu Königsfelden gekommen, um ſich der Königinn Agnes zu entdecken, und gleich darauf vor dem Altar geſtorben. Albrecht und ſeine Familie wurden zu Königsfelden begraben; ihre Gebeine ruhen jetzt in der Kirche des Benedictiner Stifts St. Paul in Kärnthen.

Dieſe war die einzige blutige That in der Geſchichte der öſterreichiſchen Regenten vom erſten Markgrafen an bis auf den heutigen Tag, die einzige gewaltſame Thronveränderung, und auch dieſe änderte die rechtmäßige Thronfolge nicht. Solcher Segen iſt wohl der glänzendſten Geſchichte weit vorzuziehen.

Albrecht I. machte keine geiſtliche Stiftung; nur eine Capelle baute er in der Burg, deren Stelle man nicht mehr weiß. Seine Schwiegertochter die franzöſiſche Prinzeſſinn Blanka aber ſtiftete das Clarenkloſter am Kärnthnerthor für Witwen und

Jungfrauen des Adels; woraus, wie wir wiſſen, das Bürgerſpital geworden. Sie baute auch die italieniſche Kirche, an deren Vollendung ein früher Tod ſie hinderte. Ihr prächtiges Grabmahl verſchwand bei der Aufhebung der Minoriten.

Unter Albrecht hatten die Wiener eine beſondere Gelegenheit zu zeigen, wie gut ſie mit den Waffen umzugehen verſtanden. Der Burggraf von Rauheneck hatte Raub und vielen Unfrieden gegen ſie begangen; ſie überfielen die Burg, erſtürmten und zerbrachen ſie. Dieſer mahleriſche Ruine bei Baden iſt alſo eine Wienerarbeit.

Albrecht I. hatte 6 Söhne, Rudolph III. ſtarb als König von Böhmen vor dem Vater. Friedrich I., der Schöne genannt, folgte dem Vater in der Regierung. Leopold I., die Blume der Ritterſchaft, der tapferſte Ritter ſeiner Zeit, vielleicht auch der größte Mann, ſtarb vor Friedrich. Albrecht II., der Weiſe, folgte Friedrichen als Herzog. Heinrich, der Sanftmüthige, ſtarb jung, Otto der Kühne oder Freudige war Mitregent ſeines Bruders Albrechts II. Die Namen Heinrich und Otto kommen unter den Habsburgern nicht mehr vor.

Friedrich I. der Schöne.

Friedrich, unter den Nachkommen Rudolphs von Habsburg der erſte dieſes Namens, trat die Regierung von Oeſterreich unter ungünſtigen Verhältniſſen an. Sein Vater hatte zwar in hohem Gra-

de die Gabe, mit Verſtand und Gerechtigkeit zu befehlen, die Gabe Freunde zu gewinnen hatte er gar nicht. Daher gehorchte man ihm ſo lange er lebte; nach ſeinem Tode aber wählten die Reichsfürſten keinen ſeiner Söhne ihm zum Nachfolger, ſondern Heinrich VII. von Luxemburg (Lützelburg), der ſich kaum darum bewarb. Daß war das Werk des damaligen Erzbiſchofs von Mainz Peter Aichſpalt, der ſich beſonders vor Friedrich fürchtete.

Auch Manche des inländiſchen Adels wurden durch Albrechts Strenge ihm und ſeinem Hauſe abhold. Die Geiſtlichkeit liebte ihn nicht, weil er dem Geiſt der Zeit entgegen weder Stiftungen gemacht, noch Kirchen gebaut hatte. Das Volk endlich in ſeiner Einfalt nannte ſeine Ermordung eine gerechte Strafe Gottes dafür, daß er St. Pölten blos wegen Plünderung und Ermordung einiger Juden ſo hart gezüchtiget hatte.

Dieſe Stimmung ſchien dem Herzog Otto von Bayern ganz geeignet, ſich zu rächen, denn er glaubte, daß Ungarn ihm nur durch den Beiſtand, den Albrecht I. Carl Roberten geleiſtet, entgangen war. Friedrich der Schöne war mit beiden älteren ſeiner Brüder nach Speyer aufgebrochen, um die Belehnung mit den väterlichen Landen bei Kaiſer Heinrich VII. zu erwirken. Dieſer zögerte damit, er wollte Böhmen an ſein Haus bringen, auf welches Friedrich Anſpruch machte. Otto hielt das für den rechten Zeitpunct, ſich zum Herrn von Oeſterreich zu machen. Die reichen Zelkinger und Pottendorfer wa-

ren ihm ganz ergeben, sie gewannen ihm viele Anhänger, er selbst war im Anzuge.

Vorzüglich kam es darauf an, sich in den Besitz von Wien zu setzen, und die in der Burg befindlichen zwei jüngsten Söhne Albrechts, wovon noch keiner zehn Jahr alt war, als Geiseln wegzuführen. Herzog Otto wendete sich wieder an den uns bereits bekannten Schneidermeister Berthold, welcher an dem reichen Stadelauer und einigen anderen Bürgern Leute fand, die sich auf die Absichten des Bayernherzogs einließen. Geheime Boten gingen hin und her, Tag und Stunde waren endlich schon bestimmt, an welchem die Verschwornen sich bei finstrer Nacht der Stadt nähern, und die gewonnenen Bürger ihnen auf ein verabredetes Zeichen die Thore aufmachen sollten. Erst am Abend vorher ward das Unternehmen dem herzoglichen Hubmeister, (Verwalter der Domänen) Greif Zelm entdeckt. Seine erste Sorge war, die jungen Herzoge aus der Burg zu führen, und in seinem Hause zu verbergen; dann ging er zu den verläßlichsten Bürgern und mahnte sie auf, die Thürme und Mauern zu besetzen, und mit größter Sorgfalt die Thore zu bewachen. Noch vor der Morgendämmerung rückten die Verschwornen heran; sie gaben Zeichen, Niemand antwortete ihnen, sie klopften an das Thor, es blieb aber fest verschlossen. Sie sahen nun, daß sie verrathen waren; um nichts desto weniger die Uebergabe der Stadt zu erzwingen, thaten sie den Bürgern allen erdenklichen Abbruch; verwüsteten ihre Weingärten,

nahmen ihre Waaren auf offner Heerſtraße weg. Das Alles fruchtete nichts, die Wiener verſchmerzten dieſe Opfer, und blieben ihrem Herzog treu. In Steier fanden die Empörer nicht den geringſten Anhang, vielmehr drang der Landeshauptmann, Graf von Waldſee ſieghaft in Oeſterreich ein, und bot dem trefflichen Abt Ulrich von Melk die Hände. Sie verbreiteten zuerſt die erfreuliche Nachricht, daß Friedrich belehnt ſei, über Oeſterreich und Steier, auch über die alten Beſitzungen des Hauſes Habsburg in Schwaben, Elſaß und der Schweitz, welche Rudolphs I. jüngerem Sohn, Rudolph II. zugefallen waren, und die deſſen Sohn Johann durch den Kaiſermord verwirkt hatte. Bald kam Herzog Friedrich ſelbſt; Otto zog ſich zurück. Die Schuldigen wurden ſtrenge geſtraft, die noch am leichteſten davon kamen, wurden verbannt, und ihre Güter eingezogen. Mit den eingezogenen Gütern wurden die Treueſten belohnt.

Heinrich VII. ſtarb 1313 in Italien. Durch einige hundert Jahre hat es ein Geſchichtſchreiber dem andern nachgeſchrieben, er ſei durch einen Prieſter vergiftet worden, und zwar namentlich durch einen Dominicaner Mönch, und um das Verbrechen ganz ungeheuer zu machen, wurde geſchrieben, er ſei durch eine conſecrirte Hoſtie vergiftet worden; jetzt iſt man überzeugt, daß er eines natürlichen Todes geſtorben. Sein Tod eröffnete wieder ein weites Feld für die Zwietracht der deutſchen Fürſten.

Dazu kamen noch die Streitigkeiten um die Kro-

ne von Böhmen. Nach Rudolphs III. frühen Tod 1307 hatte Heinrich von Kärnthen endlich als Gemahl von Anna der älteſten Tochter Wenzels IV. den Thron von Böhmen beſtiegen. Albrecht I. war ſehr erzürnt darüber, indem die böhmiſchen Großen bei Verheirathung ſeines Sohnes Rudolphs III. mit der Witwe Wenzels V. urkundlich verſprochen hatten, immer beim Hauſe Habsburg zu bleiben. Der Tod hinderte ihn, ſeinen Anſpruch für unſern Friedrich durchzuſetzen. Dieſer nahm ihn auf, ſobald er erfuhr, daß die Böhmen mit Heinrich übel zufrieden waren. Inzwiſchen hatte Kaiſer Heinrich VII. aus dem Hauſe Luxenburg ſeinen Sohn Johann mit Eliſabeth der jüngeren Tochter Wenzels IV. von Böhmen verheirathet, und ging darauf aus, das ſchöne Königreich auf ſeinen Sohn zu bringen. Zu ſeinem großen Verdruß mußte er erfahren, daß die Böhmen, wenn ſie ja ſich entſchließen ſollten, ihren König Heinrich abzuſetzen, ganz für einen öſterreichiſchen Prinzen, und gar nicht für Johann von Luxenburg geneigt wären. Dieſes Hinderniß, und wahrſcheinlich die Einflüſterungen Peter Aichſpalts, und vielleicht die, den kaiſerlichen Hof verdunkelnde Pracht, mit der Friedrich I. zur Belehnung in Speier auftrat, ſind die einzigen denkbaren Urſachen jenes Haſſes, den das Haus Luxenburg durch hundert Jahre gegen Habsburg nährte.

Die Zögerungen Heinrichs VII. zu Speier mit der Belehnung Friedrichs währten ſo lange, bis dieſer erkannte, um einen innern Krieg zu vermeiden,

und ſeine Erbländer in Ruhe zu regieren müſſe er ſeinen Anſprüchen auf Böhmen entſagen, und er that es. Bald darauf mußte auch Heinrich der Macht des Kaiſers, der ſeinen Sohn Johann auf den Thron von Böhmen ſetzte, weichen; doch ohne jemals ſeinem Recht auf dieſe Krone zu entſagen.

Im Mai 1314 verſammelten ſich die Fürſten zu Renſe, um einen Kaiſer zu wählen. Eigentliche Kurfürſten gab es damals noch nicht; ſondern die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Cöln und einige andere mächtige Fürſten hatten ſich durch die Länge der Zeit dieſes Vorrechts bemeiſtert. Die Meiſten auch Ludwig von Bayern, hatten Friedrich ihre Stimme zugeſagt und ganz Deutſchland zweifelte nicht, er werde gewählt werden, da es aus dieſem Haus ſchon zwei ſo treffliche Kaiſer hatte, und Friedrich mit der Feſtigkeit des Vaters die Sanftmuth des Großvaters verband. Allein der alte abgeſagte Feind der Habsburger, Peter Aichſpalt Erzbiſchof von Mainz, in dem Bewußtſein ſeines Undankes, und was er an ſeinem Zögling Johann Parricida erzogen, hielt ſich für verloren, wenn er dieſe Wahl nicht zu hintertreiben vermochte. Er ſchlug alſo den verſammelten Fürſten Johann von Luxenburg zum Kaiſer vor, doch er ſetzte nicht durch. Die Verſammlung trennte ſich ohne andern Beſchluß, als nach einem Monat wieder zuſammen zu kommen. Peter benutzte dieſe Friſt nach äußerſter Möglichkeit. Er hatte den Erzbiſchof von Trier und einige Andere für ſeine Abſicht gewonnen, er wiederholte ſeinen Vorſchlag, und

wieder vermochte er nicht ihn durchzuſetzen. Aber auch Friedrichs Partei konnte keine genügende Ueberzahl gewinnen. Man trennte ſich ohne allen Beſchluß. Im Spätherbſt währte es endlich den Reichsfürſten zu lange. Ein neuer Wahltag wurde angeſetzt; am 19. October 1314 ward Friedrich von einer Partei gewählt, am 20. Ludwig von Bayern von der andern. Dieſen Ausweg fand der Erzbiſchof von Mainz, da es ihm mit dem Lurenburger nicht gelingen wollte. Am 25. November ward Friedrich vom Erzbiſchof von Cöln zu Bonn gekrönt; am 26. Ludwig vom Mainzer zu Aachen.

Um Ludwig Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man ſagen, er bewarb ſich nicht um die Krone; nur fehlte es ihm an Feſtigkeit des Charakters. Er konnte dem Reiz der angebotenen Krone nicht widerſtehen, er nahm die Wahl an, ſtatt Friedrich ſein Wort zu halten. Damit entzündete er einen blutigen Krieg, in welchem Deutſchland ſich ſelbſt aufrieb, während andere Reiche fortſchritten. Die Namen Friedrich und Ludwig waren Loſungsworte zu Zwietracht und Haß, zu Mord und Verwüſtung. Und doch waren beide Gegner ſelbſt Jugendfreunde, Geſchwiſterkinder, beide Enkel des großen Rudolph I., beide wohlgeſinnt, keiner noch 30 Jahr alt. Um das Seltſame dieſes Verhältniſſes zu vermehren, ſtand Ludwigs Bruder, Pfalzgraf Rudolph auf Friedrichs Seite.

Leopold, in ſeinem glühenden Eifer für den geliebten Bruder Friedrich, wollte die Schweizer

zwingen, auch für deſſen Sache zu kämpfen, Ludwig hetzte ſie dagegen auf. Voreilig zog Leopold in die Engen der Gebirge; der Kern ſeiner Ritterſchaft wurde bei Morgarten von herabrollenden Felſenſtücken zerſchmettert. Ein wichtiger Bundsgenoſſe Friedrichs war der Erzbiſchof von Cöln, Ludwig bewog die Niederländer zu einem Ueberfall in das Erzbisthum, die Cölner mußten nach Haus. Johann von Lurenburg, jetzt König von Böhmen, Ludwigs eifriger Bundsgenoſſe, um den Herzog von Kärnthen von Friedrichs Seite abzuziehen, ſuchte um die Hand der Prinzeſſinn Margaretha für ſeinen Sohn an; der Herzog verweigerte ſie bis nach Friedrichs Tod. Um den Erzbiſchof von Salzburg abwendig zu machen, verwüſtete Ludwig ſein Land, floh aber, wie Friedrich an den Inn, Leopold an den Lech rückte. Friedrich dagegen, als der böhmiſche Adel ſich gegen Johann empörte, dieſer entmuthiget ſein Königreich wieder aufgeben wollte, benutzte die Verlegenheit Ludwigs nicht. Seine Redlichkeit verſchmähte jedes andere Mittel außer Sieg in offner Schlacht. Durch acht Jahre wurde Ludwig bei jedem Treffen geſchlagen, eine Hauptſchlacht vermied er ſorgfältig, denn er ſcheute den gewaltigen Leopold.

Im Herbſt des achten Jahres fügte es ſich, daß Friedrich mit ganzer Macht heranzog, dem Krieg ein Ende zu machen, und Leopold auf einige Tage ſich entfernte, um Verrath an dem Grafen von Montfort zu rächen. Ludwig erhielt ſchnell Kunde davon, jetzt eilte er herbei, verlegte die Wege; kein

Bote der Brüder konnte durchkommen. Der Burggraf von Nürnberg war bei ihm und die Leute des Erzbischofs von Trier, König Johann von Böhmen mit seinen Vasallen kam dazu und das Kriegsvolk von den meisten Reichsstädten. Als Friedrich bei Mühldorf von so ansehnlicher Macht, die sich bei Ampfing versammelt hatte, Nachricht erhielt, schickte er eilende Boten an Leopold. Sie wurden aufgefangen, er wußte es nicht.

Am 28. September 1322 des Morgens rückten die Bayern in Schlachtordnung heran. Der alte Feldmarschall Pillichsdorf, der schon unter Rudolph I. für Habsburg gefochten, und der treue Graf von Waldsee riethen, sich zurückzuziehen, bis Leopold herbei gekommen wäre. »Leopold kann jede Stunde kommen, — antwortete der edle Friedrich — durch mich sind schon so viele Witwen und Waisen geworden, so viel Unheil hat in diesem schrecklichen Kriege die Christenheit betroffen, es muß ein Ende damit werden. Ludwig scheint endlich Stand zu halten; ich kann die Schlacht nicht verweigern, es erfolge, was Gott will!« Und in seiner leuchtenden schönen Gestalt, mit glänzendem Helm und Harnisch, die Reichsfahne an seiner Seite, allen kenntlich, ein Leuchtthurm in der Schlacht, führte Friedrich in Person sein Heer gegen den Feind. Ludwig wagte nicht, selbst den Oberbefehl zu übernehmen; er übergab ihn dem alten gebrechlichen Ritter Schweppermann, der mehr zum Rathen als zum Kämpfen taugte. Er selbst, alle Kennzeichen seiner wirklichen und seiner

angeſprochenen Würde ablegend, blieb in Pilgerkleidung außer dem Treffen.

Johann von Böhmen begann die Schlacht. Während Friedrich als unerreichter Held des Tages voran kämpfte, König Johann ſchon unter den Roſſen lag, 500 feindliche Ritter erſchlagen, die Bayern gewichen waren, nur die Böhmen noch Stand hielten, ihren König zu retten, ſahen die Oeſterreicher von jener Seite, woher ſie Leopold erwarteten, zahlreiches Kriegsvolk heraneilen. Roth und weiße Fahnen ſahen ſie, bald auch roth und weiße Feldbinden. Das iſt Leopold! jubelten ſie und öffneten die Reihen den willkommnen Brüdern. Es war aber nicht Leopold; es war der Burggraf von Nürnberg mit dem vierten Theil des verbündeten Heeres. Die von Schweppermann ausgedachte Liſt gelang vollſtändig, die durch die angenommenen Farben getäuſchten Oeſterreicher wurden meuchelmörderiſch zu hunderten getödtet, das ganze Heer gerieth in Unordnung und erlitt eine große Niederlage. Friedrichs Roß ſtürzte, er wurde gefangen, mit ihm ſein Bruder Heinrich, ſein Oheim der Herzog von Kärnthen, und an 1500 Ritter, Freiherrn, Grafen und Fürſten. Die Trautmannsdorfe, zu dem älteſten Adel Oeſterreichs, zu den erſten adelichen Bürgern Wiens gehörig, übertrafen an Opfern der Treue, wie in der Schlacht Rudolphs I. gegen Ottokar, auch hier wieder Alle; in jener Schlacht fielen vierzehn Trautmannsdorfe, in dieſer neunzehn, und drei wurden gefangen.

Das Glück verwirrt oft die Menschen. Ludwig vergaß sich so weit, daß er seinem Gegenkaiser, dem verwandten Jugendfreund nicht einmal ritterliche Haft gewährte. In hartes und strenges Gefängniß auf der Feste Trausnitz setzte er den edlen Helden Friedrich. Der gefangene Hektor von Trautmannsdorf war der einzige Trost und Gefährte des unglücklichen Fürsten. Als Leopold das Geschehene erfuhr, wurde er nur mit Mühe verhindert, sich ins eigne Schwert zu stürzen. Er schloß sich ein, versank in dumpfes Hinbrüten, ließ Haar und Bart wild wachsen, und verschmähte Nahrung und Hülfe. Friedrichs Gemahlinn, Isabella von Arragonien, wanderte barfuß und im Trauergewand von einem Gnadenbild zum andern, unter heißen Thränen Hülfe vom Himmel zu erbitten, bis sie erblindete. Die Hülfe blieb nicht aus; Leopolds Heldengeist erwachte wieder. Er gewann den König von Frankreich, und selbst den Böhmenkönig, vereinigte Ungarn und Pohlen und das halbe Reich gegen Ludwigen, bewog den Papst, ihn zu excommuniciren; nahm, dem Aberglauben jener Zeit gemäß, sogar zu Zaubermitteln Zuflucht; und erzwang endlich durch den Sieg bei Burgau, März 1325, Friedrichs Erlösung. Die Beichtväter der beiden Fürsten, Conrad der Augustinerprior von München, und Gottfried der Carthäuserprior von Mauerbach vollbrachten den Vertrag, und Conrad theilte bei der Messe den Gegenkaisern die Hostie zum ewigen Freundschaftsbund.

Mit Jubel wurde Friedrich in Wien empfangen;

er war aber nicht mehr der Schöne, dem alle Blicke folgten, ſondern von Kerkerſchmach gebeugt; ſeine Züge verfallen, ſein Bart bis an den Gürtel hangend. Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, als er ſeine Gemahlinn erblickte, die ſelbſt in ihrer rührenden Blindheit noch ein Wunderbild der Anmuth war. Er hatte in dem Trausnitzer Vertrag der Krone entſagt, um Deutſchland den Frieden zu geben; und getreu wollte er den Vertrag halten; obſchon Ludwig, durch Leopold von allen Seiten bedrängt, und von dem Papſt ſeiner Würde entſetzt, ſich Alles hätte gefallen laſſen müſſen. Als Friedrich die Unmöglichkeit ſah, den von Rachſucht glühenden Leopold und deſſen Verbündete zur Erfüllung des Trausnitzer Vertrages zu bewegen, ging er im Auguſt nach München, und ſtellte ſich ſelbſt wieder ins Gefängniß. Dieſer beiſpielloſe Edelmuth ergriff Ludwigen; er hob den Trausnitzer Vertrag auf, und ſchloß, Sept. 1325, einen neuen; dem zufolge Beide als Ein Mann das Reich beſitzen, dasſelbe Siegel, denſelben Thron gebrauchen ſollten. Wirklich tranken ſie auch aus einem Becher, und ſchliefen in einem Bette.

Dieſe von den Dichtern vielgeprieſene Fürſtengröße währte indeſſen nur einige Wochen. Leopold, der ſeines Schmerzes über die Mühldorfer Schlacht nicht Herr werden konnte, ſtarb, Febr. 1326, zu Straßburg im hitzigen Fieber. Ludwigs Betragen gegen Friedrich zeigte ſogleich, daß Großmuth und wiedergekehrte Liebe nur Masken waren, hinter welchen ſich die Furcht vor ſeinem unverſöhnlichen Feind,

den unbesiegten Leopold verbarg. Friedrich zog sich nach Oesterreich zurück, und auch da war dem besten Fürsten wieder neues Herzeleid bereitet. Otto, sein jüngster Bruder, den man den Kühnen oder den Freudigen nannte, und wohl auch den Tollen hätte nennen können, denn er war immer mit Schalksnarren und lustigen Brüdern umgeben; forderte eigenen Landesbesitz, mit unbeschränktem Herrscherrecht; um seine lustigen Feste ganz ungehindert begehen zu können. Man stellte ihm vor, daß Rudolph I. verordnet hatte, das Land sollte ungetheilt bleiben; es half nicht, er zog Scharen aus Ungarn und Böhmen an sich. Friedrich, der ein Herz voll Liebe für seine Brüder hatte, mußte gegen Otto zu den Waffen greifen. Diese Kränkung, die Blindheit seiner geliebten Gemahlinn, Leopolds Tod, dem bald auch der sanfte Heinrich mit 27 Jahren folgte, Ludwigs früheres und neueres Benehmen gegen ihn, versenkten Friedrichs Gemüth in unendlichen Schmerz. Er vertraute die Regierung seinem weisen Bruder Albrecht II., und lebte, höchst einfach bewohnt und bedient, in Wohlthun und Andacht mit seiner blinden Gemahlinn theils in der von ihm gestifteten Karthause Mauerbach, theils in der romantischen Waldeinsamkeit von Gutenstein. Dort starb er am 13. Jänner 1330, 43 Jahre alt, kinderlos. Binnen sechs Monaten folgte ihm Isabelle ins Grab. Späte Nachkommen bedauerten noch das harte Schicksal, das diesen Helden der Treue und Liebe getroffen.

Die ersten Mönche kamen aus der steirischen

Karthause Seitz nach Mauerbach, und man fuhr fort, sie Seitzer zu nennen; daher heißt das Haus, das ihnen Friedrich zu Wien schenkte, noch heute der Seitzerhof. Im Fischerdörfchen, das sich vom Arsenal über das Neuthor gegen den Schanzel erstreckte, und späterhin ganz von den erweiterten Festungswerken verdeckt wurde, war (man weiß nicht wann? und wie?) ein kleines Kloster der Augustiner Barfüßer entstanden, und der Prior desselben, Friedrichs Beichtvater, hatte ihm auf der Trausnitz gute Dienste geleistet. Dafür schenkte ihnen Friedrich ein Haus neben der Burg, wo noch ihr Kloster besteht, und führte sie, 15. März 1327, selbst dahin; der Bau der Kirche wurde erst 1330 angefangen. Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlinn und seinem Bruder Otto stiftete Friedrich das Kloster der Dominicanerinnen zu St. Lorenz, in welchem durch fünfthalbhundert Jahre viele Witwen und Jungfranen des ersten Adels den Schleier nahmen. Für sich selbst stiftete auch der fröhliche Otto das Kloster Neuberg in Obersteyer und schenkte den heute noch so genannten Neubergerhof am grünen Anger dazu. Als Friedrich auf der Trausnitz gefangen lag, gelobten seine Brüder Kirche und Kloster, und stifteten Gamming. Friedrichs Gemahlinn, Isabelle, vollendete den Bau der Minoritenkirche, den Blanka, Rudolphs III. Gemahlinn, angefangen hatte, und liegt dort begraben. Dort liegt von erlauchten Frauen auch Agnes, die letzte des Babenberger Stammes, eine Urenkelinn Leopolds des Glorreichen und Schwester

des unglücklichen Friedrich, der mit Conradin zu Neapel enthauptet wurde. Sie war die Witwe Herzog Ulrichs von Kärnthen; Ottokar, der von ihr Ansprüche auf Oesterreich besorgte, zwang sie, in zweiter Ehe außer ihrem Stand zu heirathen. Endlich ruht auch da Margaretha, die Maultasche, Heinrichs Herzogs von Kärnthen und Grafen von Görz und Tirol Erbtochter. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls mit dem Namen dieser Kirche. Gleich anfänglich, als sie nur noch aus der später verbauten Katharina-Capella bestand, wurde sie schon die wälsche Kirche genannt, weil die ersten nach Wien berufenen Minoriten Italiener, und zum Theil noch Gefährten ihres Stifters, des Heiligen Franciscus waren. Ottokar, der die alte abgebrannte kleine Kirche neu gebaut, und als das Feuer sie wieder zerstörte, zu einer neuen den Grund gelegt, nannte sie die Kreuzkirche, wovon die Kreuzgasse noch den Namen hat. Weil zwei Prinzessinnen sie gebaut, hieß sie die Frauenkirche; später die Minoritenkirche; wovon der Platz noch den Namen hat, obgleich seit 50 Jahren keine Minoriten mehr da sind. Und nun heißt sie wieder die wälsche Kirche, weil sie vorzugsweise das Gotteshaus der italienischen Nation ist. Nebst dem schon erwähnten Nonnenkloster St. Nicola in der Singerstraße bestand noch ein zweites, ebenfalls St. Nicola, vor dem Stubenthor, beide des Cistercienser oder grauen Ordens (soeurs grises), deren noch jetzt in Frankreich bestehen; und 1832 in Wien wieder eines entstand. Dieses zweite Kloster

ſtand zu Anfang von Erdberg, ungefähr in der Rauchfangkehrergaſſe, oder im Raſumovskiſchen Garten, und ſeine Beſitzungen erſtreckten ſich bis auf den Rennweg. Albrecht III. kaufte das im Verfall befindliche Kloſter in der Stadt um ein Jahrgeld von 50 Gulden, und richtete theologiſche Studien für den Ciſterzienſer Orden dort ein; die Nonnen zogen zu ihren Schweſtern in der Vorſtadt. Als die Türken 1529 zur Belagerung Wiens heranrückten, flüchteten ſie wieder in die Stadt, konnten aber ihr altes Haus nicht zurück erhalten; ſie behalfen ſich nothdürftig in Herbergen, und wurden nach aufgehobener Belagerung, weil ihr ganzes Eigenthum verwüſtet war, in verſchiedene Klöſter vertheilt. Erſt 1623 kamen wieder Nonnen, Clariſſerinnen, nach St. Nicola, nachdem es inzwiſchen ein Eigenthum des Georgen-Ordens, dann eine Studentenſtiftung, ferners ein Franciscaner Kloſter, endlich ein Waiſenhaus geweſen war. Wer etwann glaubt, daß Albert III. den Kloſterfrauen ihr Eigenthum abgedrückt habe, der möge bedenken, daß die Gebäude im Verfall waren, und daß man über unerſchwingliche Theurung klagte, als nach gänzlichem Mißwachs 1312 der Metzen Waitzen 30 kr. koſtete, im folgenden Jahr 1313 aber wieder um 6 Pfenninge zu haben war.

Um dieſe Zeit ward auch die Kirche im Deutſchordens Haus von dem Nördlinger Steinmetz Georg Schiffering, und die im damals Ottheymiſchen Haus von dem Baumeiſter Niklas Scheibenböck vollendet. Dieſes Haus, das jetzige Rathhaus, hatte

ſeinen Namen entweder von den zwei Brüdern Otto und Heymo von Neuburg; oder von dem reichen Bürger Otto Haym, der die Pfarre im Siechenals ſtiftete, und die Capelle im Schloße Mauer erbaute, aber wegen Theilnahme an der Verſchwörung des Schneiders Berthold des Landes verwieſen, und ſein Vermögen confiscirt wurde. Friedrich ſchenkte es ſammt der Capelle der Stadt, als er ſich in der Nothwendigkeit ſah, den Bürgern eine ſchwere Kriegsſteuer aufzulegen. In der Folge verſchwand der Urſprung des Namens ſo ganz, daß die Salvator-Statue, die auf dem Altar ſtand, eine Zeit lang für einen heiligen Ottenhayn gehalten wurde. Leo X. gab ihr erſt 1515 den Namen Salvatorkirche. Nur die vordere Hälfte von der Straße hinein iſt aus jener alten Zeit, und wahrſcheinlich 1301 gebaut; die andere Hälfte kam offenbar ſpäter, vermuthlich erſt dann hinzu, als das Haus ſchon zum Rathhaus geworden war (was noch in demſelben Jahrhundert geſchah), und der Rath eine beſondere Capelle für ſich haben wollte. Es zeigt auch die Verſchiedenheit des Baues, daß beide Capellen einſt abgeſondert neben einander beſtanden haben mögen, und wahrſcheinlich iſt die Scheidewand weggenommen worden, als der Namen Salvatorkirche entſtand. Die Salvatorgaſſe ſcheint eine Lieblingsgegend für reiche Leute des 13. Jahrhunderts geweſen zu ſeyn. Dem Otthaymiſchen Haus gegenüber ſtand das Haus des Bürgers Griffo, den man wegen ſeines Reichthums wohl auch den großen Griffo nannte; woraus in ſpä-

terer Zeit, leichter als St. Ottenhayn, der große Christoph entstanden seyn kann. Neben dem Griffo hatte der reiche Wirnto sein Haus. Die Erben des Otto Haym, denen Friedrich der Schöne und Gütige den größten Theil seines confiscirten Vermögens wieder zurückgegeben hatte, kauften das Haus des Wirnto. Sie verwendeten es zur Sacristei und zur Wohnung der Geistlichen von Mariastiegen; welches Gotteshaus der Schottner Abt Wilhelm, gegen das in Zaismannsbrunn (St. Ulrich) vertauschte. Der Stoß im Himmel gehörte dem vielbesprochenen Breitenfelder, dem Schwiegervater Otto Hayms.

Unter Friedrich ward auch der berühmte, in Asien, Afrika und ganz Europa verbreitete Tempelherrnorden 1312 aufgehoben. So grausam man in anderen Reichen mit ihnen umgegangen, in Deutschland war das durchaus nicht der Fall. Nachdem der edle Ordens-Großmeister Jacob von Molay von dem Scheiterhaufen herab den Papst und den König von Frankreich vor den Richterstuhl Gottes geladen, (welcher Vorladung Beide auch bald folgen mußten), traten die deutschen Tempelherrn, ihren Comthur, den Wildgrafen Hugo, an der Spitze, vor die geistliche Synode zu Mainz. Sie bewiesen dort ihre Unschuld so einleuchtend, daß ein einhelliger Zuruf ihnen vergönnte, bei ihren Kirchen und Herbergen unbeirrt abzusterben, oder ihr Besitzthum zu verkaufen, und sich nach Gefallen eine ruhige Stätte zu suchen. In Oesterreich haben die Tempelherrn erweislich nur eine Abgabe von einem Haus in der Teinfaltstra-

ße, die ſie gegen eine andere von einer Bäckerei in der Radſtraße (Dorotheergaſſe) vertauſchten, und Güter zu Schwechat, Fiſchamend und Rauchenwart, die ſie zum Erſatz für das den Dominicanern abgetretene Haus in der Stadt erhielten, und 1309 an den Herrn von Haßlau verkauften, beſeſſen. Wahrſcheinlich hatten ſie auch Häuſer und Kirchen zu Krems, Heiligenſtadt, Mödling, Aſparn, Schöngrabern, Hainburg. Alles dieſes war unbedeutend, denn die öſterreichiſchen Tempelherrn bildeten niemals eine Comthuray, ſondern gehörten zur mähriſch-böhmiſchen.

Von Friedrich hat Wien auch eine Handfeſte, welche die alten Ordnungen und Satzungen erneuert und vorſchreibt, ein eigenes Buch zu halten für alle Rechte und Verordnungen, ſie mögen Reiche oder Arme betreffen. Dieß iſt der Anfang des noch vorhandenen Eiſenbuches.

Albrecht II., der Weiſe.

Auf Friedrich folgte 1330 Albrecht II., der Weiſe, der ſeinen Beinamen mit Fug und Recht führte. Um Otto ruhig zu erhalten, gab er ihm den Titel Mitregent. Das ſtörte ihn indeſſen in ſeinen Regierungsgeſchäften nicht, denn Otto hielt ſich nur an den fröhlichen Theil des Herrſcherlebens; auch währte Albrechts Regierung 28 Jahr, und Otto ſtarb im neunten derſelben. Vier Jahre darnach auch ſeine Söhne Friedrich und Leopold unvermählt. Unter dem wei-

sen Albrecht kehrten den Wienern die guten alten Zeiten wieder; nur für den Herzog selbst waren sie reich an Leiden und Sorgen.

Kaum zwei Monate nach Friedrichs Tod bekam die herzogliche Familie Gift; Ottos Gemahlinn starb daran. Albrecht ward lahm an Händen und Füßen, und litt zeitlebens heftige Gichtschmerzen. Nie hörte man ein ungeduldiges Wort darüber von ihm; im Lehnsessel ließ er sich in den Gerichtssaal, ins Lager, ja in ferne Lande tragen; übte mit starker Hand die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, und versammelte mehrmals in Wien die Nachbarfürsten als Vermittler, als warnender Freund und väterlicher Rathgeber.

Die Quelle aller Unruhe seiner Zeit war die Charakterlosigkeit Kaiser Ludwigs des Bayern und Johanns von Lurenburg Königs von Böhmen, welche bald in gemeinschaftlicher Feindschaft gegen Oesterreich; bald in wechselseitiger Eifersucht gegen einander ihre Bündnisse gleich Windfahnen wechselten, und kein Mittel verschmähten, sich Vortheil zu verschaffen. Vor acht Jahren z. B. war Johann Ludwigs Bundsgenosse, drei Jahre später hatte er sich mit Leopold gegen Ludwig vereint. Albrecht allein erschien immer würdig und edel, damit hatte er das Uebergewicht gewonnen. Obschon Johann, als Gemahl Elisabeths der jüngern Tochter Wenzels IV., den mit Anna, dessen älterer Tochter vermählten Herzog von Kärnthen und Grafen von Tirol vom Throne Böhmens verdrängt hatte, ließ er doch nicht

nach, bei eben dieſem Herzog um die Hand ſeiner einzigen Tochter Margarethe, die Maultaſche genannt, für ſeinen jüngern Sohn Johann Heinrich, der noch im Knabenalter war, zu werben. Von dem Kaiſer hatte er, als ſie eben Freunde waren, die Anwartſchaft auf beide Länder, Kärnthen und Tirol erhalten. Nunmehr aber waren ſie wieder Feinde, und dieſe Vermählung war ihm deſto wichtiger, um Bayern, das er ohnehin auf der Nordſeite umgab, auch im Süden zu umgarnen und von Italien, wo Ludwig ſich mehrere Beſitzungen unterworfen hatte, abzuſchneiden. Der Herzog von Kärnthen, Oheim der öſterreichiſchen Herzoge und unverſöhnlicher Feind Ludwigs, gab, als Johann ihm die Verbindung von dieſer Seite zeigte, endlich ſeine Erbtochter dem jungen Johann Heinrich, obſchon ſie dreimal älter war als ihr Bräutigam. Kurze Zeit darauf 1335 ſtarb der Herzog von Kärnthen. Ludwig, der eben wieder zwiſchen Luxenburg und Habsburg ſchwankte, ſprach Kärnthen, wie er mußte, Oeſterreich zu; denn der Rückfall bei Erlöſchung des Mannſtamms war vorbehalten. Tirol aber, um es auch mit Johann nicht zu verderben, erklärte er erblich, und ſo fiel es an Johann Heinrich von Luxenburg den Sohn Johanns von Böhmen. Kärnthen hörte nun auf, ein unabhängiges Herzogthum zu ſein, das es durch mehrere Jahrhunderte geweſen, und blieb bis auf den heutigen Tag bei Oeſterreich. Die Maultaſche hingegen jagte bald ihren unbärtigen Gemahl davon, und der Kaiſer vermählte ſie

ſen Albrecht kehrten den Wienern die guten alten Zeiten wieder; nur für den Herzog ſelbſt waren ſie reich an Leiden und Sorgen.

Kaum zwei Monate nach Friedrichs Tod bekam die herzogliche Familie Gift; Ottos Gemahlinn ſtarb daran. Albrecht ward lahm an Händen und Füßen, und litt zeitlebens heftige Gichtſchmerzen. Nie hörte man ein ungeduldiges Wort darüber von ihm; im Lehnſeſſel ließ er ſich in den Gerichtsſaal, ins Lager, ja in ferne Lande tragen; übte mit ſtarker Hand die Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon, und verſammelte mehrmals in Wien die Nachbarfürſten als Vermittler, als warnender Freund und väterlicher Rathgeber.

Die Quelle aller Unruhe ſeiner Zeit war die Charakterloſigkeit Kaiſer Ludwigs des Bayern und Johanns von Lurenburg Königs von Böhmen, welche bald in gemeinſchaftlicher Feindſchaft gegen Oeſterreich; bald in wechſelſeitiger Eiferſucht gegen einander ihre Bündniſſe gleich Windfahnen wechſelten, und kein Mittel verſchmähten, ſich Vortheil zu verſchaffen. Vor acht Jahren z. B. war Johann Ludwigs Bundsgenoſſe, drei Jahre ſpäter hatte er ſich mit Leopold gegen Ludwig vereint. Albrecht allein erſchien immer würdig und edel, damit hatte er das Uebergewicht gewonnen. Obſchon Johann, als Gemahl Eliſabeths der jüngern Tochter Wenzels IV., den mit Anna, deſſen älterer Tochter vermählten Herzog von Kärnthen und Grafen von Tirol vom Throne Böhmens verdrängt hatte, ließ er doch nicht

nach, bei eben dieſem Herzog um die Hand ſeiner einzigen Tochter Margarethe, die Maultaſche genannt, für ſeinen jüngern Sohn Johann Heinrich, der noch im Knabenalter war, zu werben. Von dem Kaiſer hatte er, als ſie eben Freunde waren, die Anwartſchaft auf beide Länder, Kärnthen und Tirol erhalten. Nunmehr aber waren ſie wieder Feinde, und dieſe Vermählung war ihm deſto wichtiger, um Bayern, das er ohnehin auf der Nordſeite umgab, auch im Süden zu umgarnen und von Italien, wo Ludwig ſich mehrere Beſitzungen unterworfen hatte, abzuſchneiden. Der Herzog von Kärnthen, Oheim der öſterreichiſchen Herzoge und unverſöhnlicher Feind Ludwigs, gab, als Johann ihm die Verbindung von dieſer Seite zeigte, endlich ſeine Erbtochter dem jungen Johann Heinrich, obſchon ſie dreimal älter war als ihr Bräutigam. Kurze Zeit darauf 1335 ſtarb der Herzog von Kärnthen. Ludwig, der eben wieder zwiſchen Luxenburg und Habsburg ſchwankte, ſprach Kärnthen, wie er mußte, Oeſterreich zu; denn der Rückfall bei Erlöſchung des Mannſtamms war vorbehalten. Tirol aber, um es auch mit Johann nicht zu verderben, erklärte er erblich, und ſo fiel es an Johann Heinrich von Luxenburg den Sohn Johanns von Böhmen. Kärnthen hörte nun auf, ein unabhängiges Herzogthum zu ſein, das es durch mehrere Jahrhunderte geweſen, und blieb bis auf den heutigen Tag bei Oeſterreich. Die Maultaſche hingegen jagte bald ihren unbärtigen Gemahl davon, und der Kaiſer vermählte ſie

Landfleiſchhacker durften an den gewöhnlichen Markttagen Dinſtags und Samſtags auf dem alten Fleiſchmarkt, und, was ſie da nicht anbrachten, vor dem Thor auf dem Heubüchel verkaufen; jedoch nur von Michaelis bis Georgi. Die Stadtmeiſter ſchrotteten auf dem hohen Markt aus. Da es ſich gezeigt hatte, daß die Fiſcher den größten Unfug trieben, mußten ſie Sommer und Winter bei Regen und Sonnenſchein mit bloßem Haupt auf dem Markte ſtehen, ſo lange ſie Fiſche feil hatten, damit ſie wohlfeiler verkauften. Welcher Schneiderknecht 14 Tage vor einer Hochzeit davon geht, den ſollte kein anderer Meiſter mehr aufnehmen, ein Beweis, daß bei Hochzeiten Alles in neuen Kleidern erſchien. Schon unter dieſer Regierung wurden die Senſalen eingeführt, und Unterkäufel genannt; der Vorſteher der Kaufmannſchaft hieß Hannsgraf. Ludwig der Große, König von Ungarn und Pohlen gewährte den Bürgern Wiens Einfuhrsfreiheit aller Waaren zu Waſſer und zu Lande, gegen Mauth und Dreißigſtgebühr. So alt als der Dreißigſt iſt auch das Umgeld, eine Auflage auf Victualien, was man heutzutage Verzehrungsſteuer nennt. Am 22. Juni 1352 erhielt Bürgermeiſter und Rath die Ermächtigung, zu Nutz der Stadt von Wein und Getreid ein Umgeld abzunehmen.

Die Criminalſtrafen waren noch grauſam und zum Theil willkührlich. Ein Schwabe hatte den herzoglichen Küchenmeiſter Stibor der Giftmiſcherei beſchuldiget, und durch verfälſchte Briefe ſeine Angabe ſo wahrſcheinlich gemacht, daß man den Unglück-

lichen in Ketten und Banden dem Herzog, der ſich in Kärnthen befand, nachſchickte, um ſein Urtheil zu ſprechen. Durch ein halbes Jahr ſchmachtete der redliche Mann bei Waſſer und Brot, und erwartete täglich die Folter und einen peinlichen Tod; da entdeckte ein Zufall die Verleumdung. Ueber den Schuldigen erfolgte nun der ſeltſame und entſetzliche Urtheilsſpruch: Durch vierzehn Tage wurde er am Hohenmarkt in einem eiſernen Käfig auf einer hohen Säule zur Schau geſtellt; dann, weil er ein Geiſtlicher war, bei St. Stephan lebendig eingemauert.

Wenden wir uns zu heitereren Bildern. Die Mildthätigkeit und der Frohſinn der Wiener ſind uralt; das Bürgerſpital vor dem Kärnthnerthor war ſchon ſo reich, daß es 600 Arme verpflegte, und Herzog Albrecht erlaubte, mit dem entbehrlichen Geldvorrath 10 Lehen und eine halbe Hofſtatt im niedern Eigen an der Zeil, ſammt den darauf haftenden Rechten der Grafen von Schaumburg und der Herrn von Wähingen, zum Spital einzulöſen. Außer dem Faſching im Winter, dem Erntefeſt und der Weinleſe im Sommer und Herbſt, den Kirchweihen und Hochzeiten durchs ganze Jahr hatten ſich die fröhlichen Wiener für den Frühling insbeſondere ſchon vorlängſt ein eigenes Feſt, das Veilchenfeſt erfunden. Wer das erſte Veilchen entdeckte, mußte es ſtehen laſſen und anzeigen. Er bekam dafür einen Kranz, und unter ſeiner Anführung zog am frühen Nachmittag alt und jung mit Wein und Braten und Muſik auf die Wieſe hinaus. Die Jugend tanzte um

das Veilchen, das ſchönſte ſittſame Mädchen durfte es pflücken, die Alten labten ſich im Graſe bis Sonnenuntergang. Wenn man vom Stockameiſenplatz her in die Stephanskirche tritt, ſieht man links außer dem Eingang ein ſehr verſtümmeltes Grabmahl, auf welchem ein Mann ausgeſtreckt liegt, mit einem Schwert an der Seite, und die Füße auf einen Löwen geſtützt. Mancher Fremde hat wohl gedacht, was für ein berühmter Held hier der Nachwelt erinnerlich gemacht werden ſollte. Dieſer Held iſt aber nur Niethart Fuchs, der luſtige Rath des luſtigen Herzogs Otto, und die größtentheils ſchon zerſtörten Figuren an den Wänden des Sarkophages ſtellen ſein bekanntes Abenteuer vor, als er das erſte Veilchen fand. Ein Denkmahl, das den Charakter Herzog Otto's ausſpricht.

Seltſame Witterungen und harte Landplagen trafen Oeſterreich in derſelben Zeit. Um Weihnachten 1340 eine Wärme wie zu Johannis, zu Pfingſten 1353 Schnee und Eis; doch ſoll das Getreide gerathen haben. Ein ſieben Meilen langer Zug von Heuſchrecken erhob ſich 1338 täglich mit Sonnenaufgang und flog bis neun Uhr, dann fiel er zur Erde, verzehrte Saat und Blüthe, Laub und Gras und jede Frucht; nur die Weingärten griff er nicht an. Ein kecker Ritter wagte ſich mit gezogenem Schwert in den Schwarm. Er und ſein Roß wurden als Gerippe wieder gefunden. Das Jahr 1349 war das ſchrecklichſte; zu Anfang desſelben legte ein Erdbeben viele Burgen und Ortſchaften Oeſterreichs in Trümmer;

Villach in Kärnthen verschwand fast ganz in den Schlund der Erde. Die Kreuzkirche, die zur Stadt gehörte, steht jetzt eine Viertelstunde davon entfernt. Im Juni brach die Pest aus, die vom tiefsten Asien bis in die fernsten Länder des Nordens das Menschengeschlecht verdünnte. In Wien starben täglich 500 bis 700, an einem Tage sogar 960 Menschen; eine fürchterliche Anzahl für die damalige Bevölkerung, die man höchstens gegen 60,000 annehmen kann. Sie wurden auf den Colomanns Freithof begraben, wo rechts vor dem Kärnthnerthor noch eine alte unförmliche Säule steht. Herzog Albrecht hatte verboten, in die Stadt-Freithöfe, die bei jeder Kirche bestanden, zu begraben. Viele Häuser standen leer; manches Gut kam in wenig Monaten an den vierten Erben; kein Gottesdienst wurde mehr gehalten; bei St. Stephan wurden 54 Geistliche Opfer ihres Seelsorgereifers; die Klöster waren fast ausgestorben; bei St. Clara jedoch starb nur eine einzige Nonne, und diese an Altersschwäche. Erst im October ließ die Seuche nach.

Die Juden waren durch ihren Wucher, durch die Härte, mit der sie ihre Schuldner verfolgten, durch ihren Geldstolz, und den Schutz, den sie bei manchem Fürsten erhielten, schon lange ein Gegenstand der Erbitterung des Volkes gewesen. Hier und da hatte man ihnen Schuld gegeben, sie hätten Christenkinder gestohlen und grausam ermordet, mit Hostien gefrevelt, heilige Gefäße entweiht. Oft war das wohl nur Vorwand für Rachsucht und Raubsucht.

So beſchuldigte man ſie auch jetzt, die Brunnen vergiftet, und dadurch die Peſt über das Land gebracht zu haben. Die fanatiſche Wuth des Volkes kehrte ſich nun gegen ſie; an vielen Orten wurden ſie geplündert, verjagt, ermordet; unmenſchlich wüthete der raſende Pöbel beſonders zu Krems, Stein und Mautern. Albrecht hatte ſolchen Vorwurf von Wien abgewendet; ſchon früher hatte er die Juden ermahnt, der Volkswuth zuvorzukommen, und mäßige Zinſen feſtzuſetzen. Ihre Vorſteher ſtellten im Namen der Geſammtheit einen Revers aus, der in das Eiſenbuch der Stadt eingetragen wurde; worin ſie »ungezwungen in Anſehung der Noth der ehrſamen Bürger, mit Gottes Gnad und mit ihrer Gnad verſprechen, hinfür Armen und Reichen den Gulden zu leihen um drei Pfenninge die Woche, den Viertelgulden aber um 1 Pfenning die Woche.« Jenes macht 65, dieſes 86 ⅔ Procent des Jahres. Da ſie, um der Volkswuth zuvorzukommen, ſolche Zinſen feſtſetzten, ſo kann man ſich vorſtellen, was ſie ſonſt genommen haben mögen.

Albrecht II. ſtiftete nach der Peſt das adelige Frauenſtift St. Theobald (Thiebold) auf der Laimgrube; ſpäter kamen Franziskanermönche dahin. Es ſtand wo heute das ſtädtiſche Freihaus auf dem Getreidmarkt ſteht, nicht ferne von dem alten Hoſpital St. Merten. Bei der türkiſchen Belagerung 1529 verſchwanden beide für immer.

Im Jahre 1356 baute Albrecht eine Capelle,

aus der in der Folge das Chorherrn-Stift St. Dorothee wurde.

Im 60. Lebensjahre 1358 starb er, beweint und gesegnet von seinen Wienern, die er durch gesetzliche Ordnung und langen Frieden beglückt hatte. Er hinterließ vier Söhne, Rudolph IV., der ihm in der Regierung folgte, Friedrich, Albrecht und Leopold.

Rudolph IV., der Stifter.

Wäre Rudolph IV. nicht so gar jung, mit 26 Jahren schon, gestorben, sein Namen würde unter den ersten Regenten der Welt glänzen. Es ist zu bewundern, was er in kurzen sieben Jahren geleistet. Sein Geist war bestimmt zum Regieren berufen; und sein weiser Vater versäumte nichts, ihn auszubilden. Der Graf von Schaumburg, einer der unterrichtetsten Männer seiner Zeit, ward sein Freund und Lehrer.

Mit sechzehn Jahren schon ließ ihn der Vater an der Regierung theilnehmen. Mit achtzehn Jahren schickte er ihn nach Prag. Kaiser Carl IV. war zwar ein Feind der Habsburger, allein er übertraf an Kenntnissen alle andern Regenten, Böhmen blühte unter ihm wie niemals, der Hof zu Prag war der glänzendste, und hier zuerst in ganz Deutschland erhoben sich wieder Künste und Wissenschaften. Rudolphs einnehmende Gestalt, sein gebildeter Geist, sein ritterliches Betragen fanden Beifall; er vermählte sich mit des Kaisers Tochter Katharina, und ward zum kaiserlichen Commissarius in Schwaben

ernannt. Dort reſidirte er zu Diſſenhofen bei Schaf-
hauſen; und regierte zugleich im Namen ſeines Va-
ters die habsburgiſchen Länder in der Schweitz, im
Elſaß und in Schwaben. In beiden Eigenſchaften
benahm er ſich mit Kraft und Verſtand. Mit den
Schweitzern hielt er Frieden. Die 700 Schritte lan-
ge Brücke, die er bei Rapperswyl über den Zürcher-
See ſchlug, iſt ein Denkmahl ſeines erfinderiſchen
Geiſtes. Er beſuchte Margaretha die verwitibte re-
gierende Gräfinn von Tirol, und man will wiſſen,
daß ſie ihm, wenn ihr ſchwächlicher Sohn ſtürbe,
die Nachfolge auf alle Fälle zugeſichert habe.

Der Tod ſeines Vaters 1358 rief ihn nach Wien,
und mit neunzehn Jahren auf den Thron. Schon
früher hatte er das Zimmer, in welchem er 1339 am
Feſte Allerheiligen geboren ward, zu einer Capelle
umgeſtaltet; bei dem Antritt ſeiner Regierung ſtifte-
te er dort eine Propſtei zu Ehren aller Heiligen.
Seine wohlgemeinte Abſicht war dabei, das Bisthum
Paſſau nach Wien überſetzen zu machen, denn ganz
Oeſterreich ob und unter der Enns hatte noch keinen
Biſchof im Lande. Als der Papſt den Einwendungen
des Biſchofs von Paſſau Gehör gab, und das Bis-
thum nicht überſetzte, übertrug Rudolph, mit des-
ſelben Genehmigung ſeine Propſtei nach St. Stephan.
Aus der Capelle wurde die heutige Burgpfarrkirche.
Auf ſeinen Reiſen hatte er einen großen Schatz an
Reliquien geſammelt, den er ebenfalls der Kirche
St. Stephan ſchenkte. Der ſpäter ſogenannte Heilig-
thumſtuhl, der ſich jetzt wieder an der Stephanskir-

che befindet, besteht größtentheils aus diesem Geschenke. Zur Wohnung für den Propst und für die Domherrn kaufte er vom Stift Zwettel um 500 Gulden das Haus, das heute noch der Zwettelhof heißt, und das Haus daneben, welches früher Rathhaus war, und später zum Bischofhof gezogen wurde. Nun faßte Rudolph den Gedanken eines erhabenen Baues der Stephanskirche mit zwei hohen kunstreichen Thürmen. Obschon er sich diesen Bau eifrigst angelegen sein ließ, konnte derselbe doch während seiner kurzen Regierung nicht viel vorgerückt sein. Mehrere seiner Nachfolger bauten noch daran. Um nicht in die Erzählung ihrer Regierungen die Geschichte dieses merkwürdigen Baues stückweise einzuschalten, schließt sie, kurz zusammengefaßt, die Erzählung von Herzog Rudolph; denn die Idee des Baues, der Entschluß, der Anfang gehört ganz seinem hohen Geist.

Margaretha von Tirol, die Maultasche genannt, verlor ihren Sohn Meinhard am 13. Jänner 1363. Trotz Schnee und Eis eilte Rudolph nach Innsbruck. Er erinnerte sie der alten treuen Freundschaft und der Erbverträge zwischen ihren Häusern, der Beleidigungen, die sie von der Verwandtschaft ihres verstorbenen Gemahls, Ludwig von Brandenburg, erduldet. Er schilderte ihr das angenehme, fröhliche Leben in Wien, wo der Handel blühte, wo der Adel von seinen Burgen sich herein gezogen und Palläste gebaut hatte. Seine Beredsamkeit und sein Benehmen bewogen die noch immer lebhafte und veränderungslustige Frau zu den Entschluß, ihm Tirol

abzutreten, und mit ihm nach Wien zu ziehen. Seine hohen Eigenschaften machten die Stände einstimmen. Rudolph verstand die Bestätigung des Kaisers zu erwirken; und so brachte er Tirol an sein Haus. Der Papst vermittelte die Ansprüche, die Bayern machen wollte. Margaretha wohnte und starb 1369 gleich außer Wien auf einem anmuthigen Edelsitz mit einem großen Garten und kleinem Dorfe. Dieser Edelsitz ist später in die Vorstädte einbezogen worden, und heißt noch Margarethen.

Mit Albrecht IV. Grafen von Görz schloß Rudolph 1364 einen Erbvertrag, wodurch in der Folge diese Grafschaft an Oesterreich kam.

In seinem letzten Lebensjahre stiftete er die Universität zu Wien, 17 Jahr nach der zu Prag. Die Stiftungsurkunde, auch von seinen Brüdern unterfertiget, ist vom 12. März 1365. Auf jener ältern, von Kaiser Friedrich II. eingeführten, Lehranstalt wurden nur die freien Künste, Dichtung und Beredsamkeit, Griechisch und Latein gelehrt. Rudolph ließ sie auf ihrem Standorte, in dem heutigen Curhause, fortan bestehen. Auf seiner Universität sollten als Hauptgegenstände des neuen Unterrichts Theologie, Naturkunde, Arzneiwissenschaft, bürgerliches und canonisches Recht, Sittenlehre und freie Künste gelehrt werden. Nebst reichlichen Einkünften, die er der Universität anwies, verlieh er ihr auch zahlreiche und außerordentliche Privilegien. Da er seine Stiftung nur um wenige Monate überlebte, sind einige dieser Privilegien niemals in Ausübung gekom-

men, die übrigen mit der Zeit verſchwunden; es wäre überflüßig, ſie anzuführen. Das iſt auch der Fall mit faſt allen ſeinen Municipalgeſetzen. Als Beiſpiele folgen einige der merkwürdigern. Ihm entging der Mißbrauch und die böſen Folgen der ſehr zahlreichen Aſylrechte nicht, indem an allen Orten und Enden der Stadt Verbrecher nahe Gelegenheit fand, ſich in ein Aſyl zu flüchten, und ſo der Gerechtigkeit ſich zu entziehen. Er beſchränkte dieſe Aſyle auf einen mäßigen Umfang um die Burg, um die Stephanskirche, und um das Schottenkloſter. Auf die große Peſt 1349 folgte 1361 ſchon wieder eine; die Bevölkerung Wiens hatte ſehr abgenommen. Rudolph hob alle Zünfte und Innungen auf, gab den Fremden volle Freiheit, ſich in Wien niederzulaſſen, und jedes Gewerb zu betreiben; durch drei Jahre blieben ſie auch ſteuerfrei. Ein ſonderbares Mittel, die herzoglichen Einkünfte zu vermehren, beſtand darin, daß das im Umlauf befindliche Geld alle Jahre einberufen, und mit verändertem Gepräge und verminderten Gehalt wieder ausgemünzt wurde. Rudolphs heller Geiſt erkannte die Schädlichkeit dieſes Vorrechtes, und leiſtete Verzicht darauf gegen Einführung einer in Italien unter dem Namen Dazio beſtandenen Auflage des zehnten Pfennings von durch die Schankwirthe abgeſetzten Wein, Bier und Meth. Das iſt der Urſprung des Dazes.

Die Böhmen nannten Kaiſer Carl IV. mit vollem Rechte Vater des Vaterlandes; er that, was ihm möglich war, für Böhmen und ſeine Hauptſtadt.

So wie damals Rom für die größte, Nürnberg für die reichſte, Lübeck für die ſchönſte, galt Prag für die freudenvollſte Stadt. Mit eben ſo gutem Rechte nannte ihn Deutſchland ſeinen Stiefvater, und Rudolph ſeinen feindſeligen Schwiegervater. Carl hatte ihm die Tochter vermählt, aber nur um ihn einzuſchläfern; die alte Abneigung des Hauſes Luxenburg gegen Habsburg blickte bei jeder kleinen Gelegenheit hervor, ſo auch bei der größten, bei Carls berühmter goldnen Bulle. Er ſetzte die Zahl der Curfürſten auf drei geiſtliche und vier weltliche feſt. Das mächtige, um Deutſchland hoch verdiente, Oeſterreich hatte den gerechteſten Anſpruch auf eine Curſtimme. Carl ſchloß es aus; ſich ſelbſt, das iſt Böhmen gab er die erſte weltliche Stimme, die zweite und dritte an Bayern und Sachſen, und die vierte, mit Hintanſetzung von Oeſterreich und andern Herzogthümern, dem Markgrafthum Brandenburg, das er kürzlich an ſich gebracht hatte.

Rudolph dagegen behauptete die Hoheit ſeines Hauſes; den Privilegien Kaiſer Friedrichs I. gemäß führte er den Titel ein, »von kaiſerlicher Machtvollkommenheit Erzherzog;« da die Kurfürſten alle Reichserzämter hatten, ſchrieb er ſich als Herzog von Kärnthen des heiligen römiſchen Reichs Erzjägermeiſter, nannte der erſte ſich Herzog von Krain, Fürſt zu Schwaben und im Elſaß; und nahm 5 Adler zum Wappenſchild. Irrthum ſpäterer Zeiten machte Lerchen daraus; jetzt ſieht man wieder an den Thoren des Landhauſes die Adler. Auf Andringen des

Kaiſers ſtand er von den Titeln Erzherzog und Fürſt zu Schwaben wie im Elſaß, jedoch nur gegen kaiſerlichen Revers, ab, daß, was er Kaiſer und Reich zu Ehren und zu Liebe gethan, ihm und ſeinen Nachkommen unter andern Kaiſern unſchädlich ſein ſoll.

Wie alle große Regenten war er einfach im Privatleben, und prachtvoll bei öffentlichen Gelegenheiten. Als er zu Wien vor der alten Burg am Hof die Huldigung nahm, ſaß er auf goldenem Stuhl, und es umſtanden ihn geiſtliche und weltliche Fürſten, und die Großen aller ſeiner Länder. Aus jedem der Landshauptmann und die Erblandesämter, wie ſie noch beſtehen; überdieß für die Geſammtheit ſeiner Länder eigens eingeſetzte Erzämter und ein Erzkanzler, der Biſchof von Gurk in Kärnthen.

Noch im Sommer 1365 reiſte er nach Mailand, um Viridis, die ſchöne Tochter Herzogs Barnabo Visconti mit ſeinem Bruder Leopold zu vermählen, und ſich mit dem Herzog gegen den Patriarchen von Aquileja und Franz Carrara, Herrn von Padua, die Carl IV. wider ihn aufgehetzt hatte, zu verbinden. Allein er erlag der Juliushitze Italiens wie der glorreiche Babenberger Leopold VII. Er ſtarb am 27. Juli, 1365 zu Mailand, und ward in ſeiner Gruft bei St. Stephan zu Wien begraben. Wahrlich er hat viel geleiſtet in wenig Jahren. Bedeutend hatte der Geiſt der Zeit in den 150 Jahren ſeit Leopold VII. ſich geändert. Damals dachte man nur Krieg, Kreuzzüge, Handel; in der letzten Zeit war ſchon von Wiſſenſchaften und Politik die Rede;

Carls IV. goldne Bulle befestigte das deutsche Staatsrecht. Nur Oesterreich blühte zu jener Zeit wie zu dieser, und hatte sich durch die Erbschaft von Albrechts II. Gemahlinn, die Grafschaft Pfyrt, durch Kärnthen und Tirol beträchtlich vergrößert. Nach Rudolphs Tod sank es aber wieder durch Theilung.

Vom Bau der Stephanskirche.

Zwei neuere Schriftsteller, Freiherr von Hormayr in seinem großen Werke Wien und seine Denkwürdigkeiten, und Tschischka, Archivar des Wienermagistrates in einem Prachtwerke wie schon lange keines erschienen, haben beide über den Bau der Stephanskirche geschrieben. Hormayr hat mit Sorgfalt gesammelt und angeführt, was je schriftlich oder mündlich über diesen Bau erzählt worden; das Wahre hat er oft, doch nicht immer, von dem Irrigen mit scharfem Urtheil geschieden. Tschischka hat das reiche Archiv des Magistrats durchsucht und ist bis auf die ältesten Baurechnungen gekommen. Wo beide Schriftsteller von einander abweichen, muß man daher dem Letzteren folgen. Die früheren Schriftsteller von Haselbach an, der Domherr bei St. Stephan war, und schon während dem Bau lebte, bis zu Ogesser, der bei Mannsgedenken noch lebte, muß man vorsichtig erwägen, um sich von ihren Irrthümern nicht verführen, von ihren Widersprüchen nicht abschrecken zu lassen.

Heinrich II. Jasomirgott legte den Grundstein

zur Stephanskirche noch vor 1144. Der Baumeister Octavian Falkner aus Krakau ward in 3 Jahren mit dem Bau fertig. Man kann sich denken, daß sonach die Kirche eben nicht groß war. Doch stand damals ohne Zweifel schon das sogenannte Riesenthor und die zwei neben dem Portal noch stehenden Glockenthürme, welche ungefähr die Breite der ursprünglichen Kirche anzeigen. Im Verhältniß zur Thür kann sie nicht hoch gewesen sein; im Verhältniß der Breite nicht viel länger als die Hälfte der jetzigen Kirche. Im Jahr 1258, und wieder 1275 brannte sie ab; das erste Mal stellte sie Ottokar, das zweite Mal die Bemühung des Pfarrers Bernhard von Prambach mittelst der Freigebigkeit der Wiener her. Albrecht II. Herzog von 1326 bis 1358, erweiterte die Kirche um dritthalb Klafter auf jeder Seite auf ihre gegenwärtige Breite, mußte sie also auch erhöhen. Er baute die Eligiuscapelle, anfangs Herzogscapelle genannt, indem der Ritter von Tirna schon einige Jahre früher die Kreuzcapelle gebaut hatte. Auch setzte er an den obern Theil der Kirche einen Chor an. Der Baumeister, dessen sich Albert II. bedient hatte, ist unbekannt. Doch weiß man, daß er nicht fertig geworden ist; erst Rudolph IV. vollendete die Einwölbung. Die so erweiterte alte Kirche bestimmte er zum untern Theil einer Kirche, die er in weltkundiger Pracht herzustellen beschlossen hatte. Lang suchte er nach einem Meister, welcher in der geheimen Kunst, mit der die herrlichen Domkirchen in England, Frankreich, Italien und Deutschland er-

baut waren, unterrichtet und erfahren wäre. Er ließ Baumeister aus verschiedenen Gegenden Deutschlandes kommen, und sich Plane vorlegen; alle übertraf jedoch ein zu Klosterneuburg in Armuth und Verborgenheit lebender Mann, dessen außerordentliches Genie und unübertroffene Kunst bis zum heutigen Tage bewundert wird. Würde nach dieses Meisters Plan die ganz fehlerhafte, zu seinem reinen und zierlichen Styl, so wie zu der jetzigen Höhe und Breite durchaus nicht passende, Vorderseite sammt beiden kleinen Thürmen abgerissen, neu aufgeführt, und beide hohen Thürme ausgebaut worden sein, so wäre die Stephanskirche das größte Meisterstück, nicht gothischer, sondern altdeutscher Baukunst. Allein Rudolph wollte nicht einen festen und ehrwürdigen Bau, auf welchen sein Vater viel verwendet, zerstören, und die ohnehin ungeheuren Kosten nicht noch erhöhen.

Obgedachter Domherr von Haselbach indessen, der doch im ersten Viertel des 15. Jahrhundert lebte, schreibt, Rudolph habe die Kirche fast von Grund aus abgerissen, und sich vorgenommen sie sammt beiden hohen Thürmen binnen sieben Jahren auf das zierlichste wieder herzustellen. Dieses und mehr Anderes unternehmen zu wollen, habe er öffentlich geäußert.

Man weiß nicht, soll man den Unsinn oder die Unwahrheit dieser Stelle mehr tadeln, Rudolph riß nichts ab, als den von seinem Vater angesetzten Chor, unter welchem die herzogliche Gruft gebaut

wurde. An der Vorderseite ist die uralte Architectur leider noch vollkommen zu erkennen, so viele Mühe man sich auch gab, sie mit dem Uebrigen einigermaßen in Harmonie zu bringen; und die Seitenwände, welche sein Vater aufgeführt, hat Rudolph eben so wenig niedergerissen, er hat sie vielmehr vollends eingewölbt und gedeckt. Ganz unmöglich aber wäre es gewesen, bis zum 16. März 1365, an welchem Tage Rudolph den von ihm gestifteten Propst und 24 Domherrn in die Stephanskirche einführte, beide lange Seitenwände abzureißen, wieder aufzubauen, einzuwölben, und das ungeheure Dach darauf zu bringen. Es wird diese Stelle des fast gleichzeitigen Domherrn von Haselbach nur als ein Beweis angeführt, wie wenig der Autorität einzelner Schriftsteller zu trauen sei.

Besonders unglücklich waren Alle, welche über den Bau von Stephanskirche und Thurm geschrieben, bis zu Hormayr und selbst mit ihm, in Bezug auf die Namen der Baumeister, welche daran gearbeitet. Von gedachtem Haselbach an bis zum Pauliner (nicht Paulaner) P. Fuhrmann wissen die ältern Schriftsteller nur, daß der erste Baumeister, welcher den Plan entworfen, und den Bau durch 45 Jahre geführt, ein Klosterneuburger gewesen, ohne seinen Namen zu kennen. Vor beiläufig 100 Jahren nennt P. Tilmez diesen Baumeister Georg Hauser, und spätere Schriftsteller, selbst der gelehrte Jesuit P. Fischer, schrieben es ihm nach. Der Irrthum entstand dadurch, daß man auf dem Archive des

Stadtmagiſtrats Grundriſſe und Aufriſſe vom Stephansthurm fand, unterzeichnet Gregor Hauſer, oder auch nur G. H. mit dem Zeichen dieſes Meiſters. Hormayr hat klar dargethan, daß gedachte Riſſe eine Arbeit Gregor Hauſers ſind, welcher zu Zeiten Maximilians I. Baumeiſter war, und von welchem der gleichzeitige Cuſpinian zum Ueberfluße ſchreibt, daß dieſer vortreffliche Steinmetz und Baumeiſter den Thurm ſorgfältig unterſucht und gemeſſen habe. Tſchiſchka endlich fand in den älteſten Baurechnungen den Namen des erſten Baumeiſters, Meiſter Wenzla hieß er.

Am 11. März 1359 wurde der Grund zum ſüdlichen (den ausgebauten) Thurm mit großer Feierlichkeit gelegt. Rudolph that zuerſt einen Trunk aus einer ſilbernen Kanne, räumte die Erde aus mit einer ſilbernen Kelle, und befeſtigte mit einem ſilbernen Hammer den Grundſtein. Aus dieſen Werkzeugen wurde ein Salvatorbild gegoſſen, 66 Mark oder 33 Pfund 3 Loth ſchwer. Es gehörte ein ſtarker Mann zu ſolchen Werkzeugen. Am 7. April darauf wurde für den nördlichen Thurm der Platz ausgeſteckt. Man hatte aber gleich anfangs ſich entſchloſſen, ihn erſt nach Vollendung des ſüdlichen anzufangen, da man den untern Theil der Kirche zu decken, den ganzen obern Theil, das iſt den Hauptchor nebſt dem Speis- und Theklachor und die Grüfte zu bauen hatte. Auf den untern Theil ſetzte Rudolph das 17½ Klafter hohe Dach, deſſen Dachſtuhl ſo viel, ſo ausgeſuchtes, ſo ſtarkes Holz hat, daß er heute noch

ſteht, und alle dermaligen Wälder Oeſterreichs kaum zureichen würden, ihn ganz wieder herzuſtellen, wenn er, was Gott verhüte, abbrennen ſollte. Von den Grüften wurde die herzogliche ganz fertig; der obere Theil der Kirche war aber nicht weit vorgerückt, als Rudolph ſtarb. Als hätte er ſein frühes Ende vorhergeſehen, beſchwor er öfters ſeine Brüder, den Bau ja mit gleichem Eifer nach ſeinem Tode fortzuſetzen. Albrecht III. that es auch, nicht minder ſein Sohn und Enkel. In dem Todesjahre Albrechts IV. 1404 ſtarb erſt Meiſter Wenzla in hohem Alter. Er hatte durch 45 Jahre den Thurm bis zur Uhr gebracht, und den obern Theil der Kirche bis zur Hälfte. Die kunſtreiche, mit dem Thurm harmonirende Verzierung der langen Seitenwände, die zahlloſen Statuen, Thürmchen, Fußgeſtelle im Innern und am Aeußern der Kirche ſind unter ſeiner Leitung von den Steinmetzmeiſtern Heinrich Kumpf und Chriſtoph Horn verfertiget. In ſeinen letzten Jahren ſtand ihm Meiſter Peter von Brachewitz bei, der ganz in ſeinen Geiſt eingedrungen war, und in demſelben den Bau fortführte, bis 1429 auch er ſtarb. Nun vertraute man das wichtige Werk Hanns Buchsbaum von Wurmitz, der in dem kraftvollen Alter von 39 Jahren ſtand. Er war urſprünglich ein Steinmetz, arbeitete von Jugend auf bei dieſem Bau, zeigte ausgezeichnetes Talent, und ward wahrſcheinlich von Meiſter Peter in der geheimen Kunſt unterrichtet. Er brachte den Thurm ſinnreich und geſchickt zur Vollendung. Am 3. October 1433, un-

ter der Regierung Albrechts V. (als Kaiſer Albrecht II.) alſo 74 Jahre nach der Grundlegung ward der Knopf aufgeſetzt. Albrecht V. ließ noch den obern Theil der Kirche einwölben und pflaſtern; doch erſt Friedrich IV. ſetzte das Dach darauf. Damit war die Kirche an und für ſich hergeſtellt, über 300 Jahre nach ihrer erſten Gründung, und über 80 Jahre nach ihrer, von Rudolph IV. unternommenen Vergrößerung. Achtzig Jahre an einer Kirche zu bauen, wovon die größere Hälfte ſchon ſtand, ſcheint eine ſehr lange Zeit zu ſein, aber ſie wird nicht lang erſcheinen, wenn man erwägt, daß die Kirche und der Thurm, der kein Dach braucht, ganz von zugehauenen Steinen erbaut ſind, wenn man die tauſend und tauſend kunſtreiche Steinmetzarbeiten betrachtet, wenn man müde, ſie zählen zu wollen, in die Grüfte hinabſteigt. Neue Wunder thun ſich da auf. Dreißig große Gewölbe voll Särge oder aufgeſchichtete Knochen durchkreuzen die Tiefe der Kirche, und laufen unterirdiſch noch darüber hinaus. Jahrhunderte liegen da unten.

Am 13. Auguſt 1450 legte Kaiſer Friedrich IV. den Grundſtein zum zweiten Thurm durch den Propſt von Kloſterneuburg, im Beiſein des Landmarſchalls, Grafen von Schaumburg, der Aebte von Heiligenkreuz, Lilienfeld, St. Dorothee und des Bürgermeiſters Hölzler. Meiſter Buchsbaum begann den Bau mit ſolchem Eifer, daß er nach ſechs Wochen ſchon mit den Fundamenten aus der Erde war. Seine originelle Idee war, einen Thurm zu bauen,

ganz gleich mit dem erſten an Höhe und Umriſſen, ganz verſchieden in einzelnen Gliedern; was man deutlich am fertig gewordenen Stücke erkennt. Leider ſtarb er ſchon nach vier Jahren. Er lebte und ſtarb für dieſen Bau; er verließ ſein ganzes Vermögen der Kirche. In dem Jahre, da man die Fundamente des nördlichen Thurms baute, wurde der Mörtel allerdings mit Wein gemacht, aber nicht aus Verſchwendung, ſondern weil das Gewächs ſo ſauer war, daß man es Reifbeißer nannte, und für ungeſund hielt. Es war keine Rede mehr von dem Aufwand, der anfangs gemacht wurde; der Taglohn, der unter Heinrich II. auf 3 Pfenninge, unter Rudolph IV. auf 5 Pfenninge ſtand, war bereits auf einen Schilling (7 ½ Kreuzer) geſtiegen. Friedrich IV., nur noch Vormund des Ladislaus Poſthumus, gab nicht mehr als vier Gulden die Woche zum Bau, das Uebrige ſollte durch milde Beiträge aufgebracht werden, allein der frühere Eifer war gewichen, der Bau ging ſehr langſam. Auf Buchsbaum folgten als Baumeiſter Leonhard Steinhauer von Erfurt, Lorenz Pfenning von Dresden, Seifried Kinig von Conſtanz, Georg Klaigh von Erfurt, der bald ſtarb. Im Jahr 1514 war ſchon Gregor Hauſer Baumeiſter bei St. Stephan. Zwiſchen Klaigh und Hauſer mag, nach der Meinung des Archivars Tſchiſchka, Anton Pilgram von Brünn Baumeiſter geweſen ſein, ohne jedoch am Stephansthurm gearbeitet zu haben, da er in den Baurechnungen nicht vorkommt. Hauſer, ein

thätiger und verſtändiger Mann, von deſſen Hand die Plane und Riſſe des vollendeten Thurms ſind, die ſich auf dem Stadtarchive befinden, bemerkte 1516, daß die Spitze dieſes Thurms ſich neige. Er unterſuchte, und fand, die Spindel (Helmſtange) worauf der ſchwere ſteinerne Knopf ruhte, gebogen und mehrere Steine morſch. Er ſchlug vor, den Knopf und die morſchen Steine oben zu zerſtemmen, in kleinen Stücken herabzulaſſen, und der Helmſtange durch Kohlenfeuer wieder eine gerade Richtung zu geben. Dazu brauchte er wenigſtens einen geſchickten Gehülfen. Die Bauleute alle lehnten das Wagſtück von ſich ab, ſein Namensvetter Leonhard Hauſer, einſt des Erzherzogs Maximilian Jäger, jetzt Hauptmann, der ſich ſpäter auch bei der türkiſchen Belagerung auszeichnete, unternahm es. Die beiden Hauſer brauchten Jahre, aber ſie vollbrachten es glücklich. Mit den übrigen Reparationen, die man hier und da nöthig gefunden, vergingen zwölf Jahre. Erſt 1529 wurde, ſtatt dem ſteinernen, ein hohler vergoldeter kupferner Knopf mit Halbmond und Stern aufgeſetzt; er hielt 36 Eimer. Unter Maximilian I. und Ferdinand I. wurde am nördlichen Thurm noch langſam fortgebaut. Die in die Thurmmauer eingehauenen Jahrzahlen 1499, 1502, 1507, 1511 zeigen, wie kurze Zeit die Baumeiſter zwiſchen Seifried von Conſtanz und Gregor Hauſer gebaut, und wie wenig weit ſie es gebracht hatten. Im Jahr 1529 hatte der Thurm ſeine gegenwärtige Höhe, 25 Klafter; da gerieth er durch die türkiſche Belagerung

für immer in's Stocken. Was die frühere Zeit in 74 Jahren vollendete, das brachte die spätere in 79 Jahren nur wenig über das Drittel. Bald war Geist und Muth zu einem solchen Unternehmen ganz verloren; man gab es 1579 unter Rudolph II. auf, deckte den Rumpf, und setzte ein Thürmchen darauf, das man nicht ohne Bedauern ansieht.

Nach dem Entsatz Wiens 1683 wurde Knopf, Halbmond und Stern herabgenommen, und dafür ein Doppeladler mit in der Mitte emporstehendem Kreuz aufgesetzt; alles stark vergoldet. In beiden Belagerungen verschonten die Türken den Thurm; die Franzosen 1809 nicht. Sie schossen vorzüglich auf Thurm und Kirche, und beschädigten beide vielfach. Es war 1810 eine der ersten Sorgen Seiner jetzt regierenden Majestät, diese Beschädigungen wieder herzustellen. Das Geschäft wurde dem Hofarchitect Aman übertragen, mit dem ferneren Auftrage, die seit Langem wieder sichtbare Neigung der Thurmspitze zu untersuchen. Aman entledigte sich dieser Aufträge mit seltnem Muthe und gründlicher Kenntniß. Nach seinem Berichte hat die breite Grundmauer und über ⅔ der Höhe des Thurmes an Festigkeit und horizontaler Lage nichts gelitten, und es ist von der Neigung der Spitze eben so wenig zu besorgen als von den ganz schiefen Thürmen in Italien. Da jede Spitze den Blitz anzieht, hielt Seine Majestät der Kaiser für gut, einen Ableiter anzubringen; was unter der sinnreichen Leitung des k. k. geheimen Rathes Grafen von Landriani ausgeführt wurde.

Es muß auffallen hier zu finden, daß Anton Pilgram wenig oder niemals an St. Stephans Kirche und Thurm gebaut habe; da man ihm doch ſeit langer Zeit allgemein einen vorzüglichen Antheil an dieſem Bau, nämlich die Vollendung des Thurms von 1407 bis 1433, die Herſtellung der kunſtreichen Kanzel und des Orgelfußes an der Nordſeite zuſchrieb; welcher Meinung noch Hormayr beipflichtet, der doch ſo viele Behelfe, die Wahrheit zu finden, in den Händen hatte. Tſchiſchka gründet ſeine Angaben auf die im Stadt-Archive befindlichen Baurechnungen, die von Woche zu Woche ausweiſen, wie viel Arbeitslohn und welchem Meiſter mit ſeinen Arbeitern gezahlt worden. Sie ſind um ſo mehr ein vollgiltiger Beweis, als die bisherigen Schriftſteller ihre abweichenden Angaben immer nur einander nachſchrieben, ohne daß dafür irgendwo ein haltbarer Beweis zu finden wäre.

Jetzt aber drängt ſich die Frage auf, wie in aller Welt kann der allgemeine Glauben an Anton Pilgram entſtanden ſeyn? Aeltere Schriftſteller wiſſen nichts von ihm; Tilmez iſt wieder der erſte, der uns dieſen Baumeiſter aufführt; doch iſt er anfangs im Zweifel, ob Hauſer oder Pilgram den Bau urſprünglich begonnen habe. Später will er in einem Manuſcript bei St. Stephan geſehen haben, daß Anton Pilgram den Bau des Thurms im Jahr 1400 vollbracht habe; Fiſcher dagegen läßt ihn erſt 1407 anfangen und 1433 enden. Dieſen haben alle ſpäteren nachgeſchrieben, ohne ſich um den großen Wi-

derſpruch zwiſchen beider Angaben, und um die Gründe derſelben zu bekümmern.

Es beſteht ein altes Verzeichniß von Bauten und Baumeiſtern vom Jahre 713 bis 1552, darin kommt vor:

»1359 hat Herzog Rudolph der vierte dieſes Namens die Kirche Allerheiligen, die vormals vor der Stadt gelegen, jetzt dieſer Zeit aber in der Stadt gebauet, herrlich erhoben, und mit großer Weite, ſammt einem ſchönen, künſtlichen hohen Thurm, welcher für ein Wunderwerk gehalten wird, erbauet. Dieſer Herzog ſchickte noch zwei der fürnehmſten Meiſter, als einen mit Namen Heinrich Kußkumpf von Heſſen, und auch Chriſtoph Horn von Dünkelſpiel, alle beide Steinmetz und Baumeiſter, auch Antoni Pilchramb von Brünn gleichfalls Werk- und Baumeiſter geweſen; dieſer hat die Brüderſchaft, und die Meß und den Gottesdienſt auf dem Altar allda bei St. Marx aufgebracht, er hat auch den Predigſtuhl ſammt dem Orgelfuß gemacht — Sie führten das ganze Handwerk, häuten die Zierheit ſammt den Bildern in Stein, und brauchten das Mauren zu dem Gebäu, und war die Kirche nicht mehr zu Allerheiligen ſondern zu St. Stephan genannt worden, und iſt jetzt die Hauptkirche in Wien.«

Wie ein Baumeiſter Bruderſchaft, Meß- und Gottesdienſt aufbringen konnte, mag man einſt beſſer verſtanden haben als jetzt; niemals aber hat es in der Stephanskirche einen St. Markus Altar gegeben.

Uebrigens versuche man, diese Stelle mit Hinweglassung der unterstrichenen Zeilen zu lesen; man wird finden, daß sie einen leichten und natürlichen Zusammenhang und eine gleiche Sprache hat, so gezwungen und ungleich sie auch jetzt lautet. Ein Beweis, daß die unterstrichenen Zeilen viel später eingeschoben worden.

Abgesehen von dieser einzelnen Stelle ergibt sich der Werth des ganzen Verzeichnisses aus folgenden Bemerkungen. »Im Jahr 811 ist das Kloster Neuburg durch den heiligen Herzog Leopold erbaut, und war Baumeister Carolus Funk,« sagt das Verzeichniß. Nun aber war der heilige Leopold nicht Herzog sondern Markgraf und beinahe 300 Jahre später geboren. Weiter heißt es: »im Jahr 1190 habe Herzog Leopold V. die siebente Kirche St. Jakob erbaut, jetzt haben es die Dominikaner.« Die Dominikaner haben nie diese Kirche gehabt, und Leopold V. starb schon 1141. »1252 ist die anjetzo kaiserliche alte Burg von Otto dem (spanischen) böhmischen König erbauet worden.« !!! — »1282 Antonius der vierte dieses Namens erbaute die Pfarrkirche zu Siechenals und die Kirche bei Unserm Herrn neben dem Rathhaus.«

Dergleichen Beispiele von grober Unwissenheit und Nachlässigkeit gibt es noch mehrere in diesem Verzeichniß; doch ist es leider in dem codex austriacus aufgenommen worden, und hat dadurch eine Art von öffentlicher Autorität gewonnen. Die neueren Schriftsteller waren froh, nun auch einen Namen für den zweiten Baumeister am Stephansthurm ge-

funden zu haben, wenn er gleich eben ſo unrichtig war als der erſte; und ſo mag ſich der allgemeine Glauben, daß Anton Pilgram es war, verbreitet und ſeit 150 Jahren befeſtiget haben.

Das Baumeiſter-Archiv zu St. Stephan bewahret die ſogenannten Steinmetztafeln, das iſt ein Verzeichniß der Wieneriſchen Baumeiſter. Bei dem vorletzten ſteht: »Simon Unger von Stromdorf, Meiſter zu Wien iſt dieſer Tafel zu erneuern ein Anfänger geweſt Anno 1627, und iſt allda vollendet worden. Bei dem letzten ſteht: »Hanns Herſtorfer, burgerlicher Bau- et Steinmetzmeiſter 1637 hat die Tafeln machen laſſen 1641. Man ſieht daraus, daß die Tafeln öfters umgeſchrieben worden, wobei die Namen gelitten haben mögen; indeſſen laſſen ſie ſich, was Stephansthurm und Kirche betrifft, mit den von Tſchiſchka aus den Baurechnungen entnommenen Angaben vollkommen in Einklang bringen.

Bei dem Jahr 1359, wo Rudolph IV. den Grundſtein zum Stephansthurm legte, nennen die Steinmetztafeln die bekannten Heinrich Kumpf von Heſſen und Chriſtoph Horn von Dünkelſpiel. Dann ſteht Caſpar von Neuburg und vier andere, Joachim von Paſſau, Rochus von Waſſertritingen (?.) Wolf von Merſeburg, Dietrich von Würzburg. Alle fünf ſind ohne Zunamen angegeben. Häufig wurde in jener Zeit ſtatt Kloſterneuburg nur Neuburg geſchrieben; der erſte dieſer fünf Meiſter iſt alſo ohne Zweifel Meiſter Caſpar Wenzla von Kloſterneuburg; die übrigen vier ſind höchſt wahrſcheinlich jene fremden

Meiſter, die Rudolph kommen ließ, und deren Plane ihm nicht gefielen. Nun folgen drei Baumeiſter 1400, 1416, 1419, doch ohne den Beiſatz: bei St. Stephan. Darauf folgt M. Siegmund Nußbaum. Das iſt freilich eine gewaltige Namenverkrüppelung; es ſoll Hanns Buchsbaum heißen. Dieſer muß damit gemeint ſein, denn kein Schriftſteller nennt einen Meiſter Nußbaum, die meiſten aber kennen den Buchsbaum, deſſen Wirkſamkeit als Baumeiſter bei St. Stephan ſich gar nicht in Abrede ſtellen läßt, da der Contract bekannt iſt, der 1446 über den Bau des zweiten (unausgebauten) Thurms mit ihm geſchloßen wurde. Daß ſein Namen in den Steinmetztafeln doch ganz und gar nicht vorkommt, iſt eben ein Beweis, daß er mit dem Namen Nußbaum gemeint iſt. Nach ihm kommt Leonhard Steinhauer von Erfurt Anno 1455; was ein Beweis mehr iſt, denn Buchsbaum ſtarb 1454. So wie bei dieſem Steinhauer ſtimmen die Steinmetztafeln bei den folgenden, Lorenz Pfenning von Dresden, Seifried Kinig von Conſtanz und Georg Klaigh von Erfurt mit Tſchiſchkas Angaben überein. Nach Klaigh nennen die Steinmetztafeln beim Jahr 1511 Antoni Pilgram von Brünn. Nach ihm Gregor Hauſer 1514, Michael Fröſchel von Trier 1520, und ſo weiter, was keinem Bedenken mehr unterliegt.

Hormayr hat dieſe Tafeln, die in ſeinem Urkundenbuch Seite CCXLVI abgedruckt ſind, auch in den Händen gehabt; allein, da ſie ſeiner vorgefaßten Meinung, daß Pilgram einen vorzüglichen Antheil

am Bau vom Stephansthurm und an Verzierung der Kirche gehabt habe, geradezu widerſtreiten, nennt er ſie eine abgeſchmackte Zuſammenſtopplung, und macht ihnen viele bittere Vorwürfe. Dieſe Vorwürfe, inſoferne ſie gerecht ſind, treffen allein das in dem codex austriacus aufgenommene Verzeichniß von Bauten und Baumeiſtern; die eigentlichen Steinmetztafeln geht, außer ein paar Kleinigkeiten, nur der Tadel an, daß Sigmund Nußbaum von 1419 bis 1455 ſtatt des berühmten Hanns Buchsbaum geſchrieben iſt, und Anton Pilgram mit der ganz falſchen Jahrzahl 1511 vorkommt. Nun rechtfertigen zwar die Baurechnungen den erſteren Tadel, Buchsbaum war allerdings von 1429 bis 1454 Baumeiſter bei St. Stephan; allein ſie zeigen auch, daß Pilgram nur von 1511 bis 1514 bei St. Stephan gearbeitet haben könne. Der Urſprung der Meinung, daß insbeſondere die Kanzel und der Orgelfuß Werke Pilgrams ſeien, hat keinen andern Grund, als eine, wie oben gezeigt worden, eingeſchobene Stelle gerade in eben der bitter getadelten abgeſchmackten Zuſammenſtopplung.

Ich glaubte, mit dieſer Frage vollkommen im Reinen zu ſein, als ich zufällig in der Stephanskirche neben dem Peter und Pauls Altar auf die Aufſchrift unter dem kunſtreichen Orgelfuß M. A. P. 1313 aufmerkſam wurde. Man kann die drei Buchſtaben nur für Meiſter Anton Pilgram leſen; allein wie kommt Dieſer zu 1313? und wie kommt dieſe Jahrzahl auf eine Mauer, die früheſtens 1326

erbaut wurde? Denn nicht früher kam Albrecht II. zur Regierung und nicht früher bauten die Herrn von Tirna die heutige Kreuzcapelle. Hormayr geht über die räthſelhafte Jahrzahl mit Stillſchweigen hinaus; ich nahm Ogeſſer zur Hand. Er hält die Aufſchrift für echt und richtig, denn nach ſeiner beſondern Meinung, wovon man aber ſonſt nirgends etwas findet, hat der Pfarrer Bernard von Prambach, der 1285 Biſchof von Paſſau geworden, gleich nach der großen Feuersbrunſt von 1275 die Kirche zu erweitern angefangen, und durch ſeine Bemühung mit Beihülfe der Landesfürſten, der Pfarrer und anderer Gutthäter müſſen wenigſtens die äußeren Wände ſchon vor 1315 geſtanden haben. Er glaubt ferners, daß in dieſem Jahr Anton Pilgram den Orgelfuß hergeſtellt, und ſein Bruſtbild darunter angebracht habe, obwohl ihm, laut S. 12 ſeiner Beſchreibung, zwei Bauverſtändige verſicherten, daß der Eingang zu dieſem Orgelchor durch die Wand durchgehauen iſt, und zwar von der Stiege aus, die zum zweiten Thurm führt, alſo bei Erbauung der Wand der Orgelchor gar nicht im Antrag geweſen ſein könne. Er glaubt endlich auch, weil er es in einer Abſchrift des in dem codex austriacus aufgenommenen Verzeichniſſes gefunden, daß Pilgram 1359, ja einem aufgeklebten Zettel zufolge ſogar ſchon 1356 Baumeiſter bei St. Stephan war; obwohl ihn kein einziger anderer Schriftſteller für den erſten Baumeiſter hält, und Ogeſſer ſelbſt S. 31 die Meinung des P. Fiſcher, daß Pilgram den

Thurm von 1407 bis 1433 ausgebaut habe, anführt, ohne ſie zu widerlegen oder zu bezweifeln; alſo ſtillſchweigend zugibt, daß Pilgram durch 120 Jahr Baumeiſter bei St. Stephan geweſen.

Da auch das Prachtwerk des Archivars Tſchiſchka dieſe unerklärliche Aufſchrift nicht berührt, erſuchte ich ihn mündlich um ſeine Meinung, die er mir gefällig mittheilte, und hier anzuführen erlaubte. Die Aufſchrift iſt nach ſeiner Ueberzeugung aus viel neuerer Zeit, was die Form der Buchſtaben, der Ziffer, des Bandes auf dem ſie ſich befinden, und ſeiner Schnörkel beweiſen, welche dem Anfang des vorigen Jahrhunderts angehören. Sie iſt ohne Zweifel hingemahlt worden, nachdem man vor ungefähr 125 Jahren das Innere der Kirche zum letzten Mal mit einer graublauen Farbe übertüncht hatte. Der ganze große Stein, auf welchen die Aufſchrift angebracht iſt, hat nach genauer Unterſuchung nicht die geringſte Spur eines eingehauenen Buchſtabens; die alten Baumeiſter aber aus der ſchönen Zeit der Kunſt, mehr für ihre Werke als für ihren Nachruhm beſorgt, ſetzten ihren Namen niemals, und nur ſelten ihr Monogramm worauf; und wenn ſie es thaten, ſo wurde er gewiß nicht hingemahlt, ſondern eingehauen. Beide Bruſtbilder, das unterm Orgelfuß, und das unter der Kanzel ſtellen den Meiſter Buchsbaum vor; denn das Jahr, in welchem die Kanzel zu Stande kam, iſt actenmäßig bekannt, und fällt in die Zeit, da Buchsbaum Baumeiſter war; zum Ueberfluß befindet ſich ſein Monogramm an beiden Bruſtbildern.

Leicht begreiflich iſt, daß in die neu hingemahlte Aufſchrift die Buchſtaben M. A. P. geſetzt wurden, da auf die Autorität des codex austriacus und einiger Schriftſteller allgemein Pilgram für den Werkmeiſter des Orgelfußes und der Kanzel gehalten wurde. Die Jahrzahl 1513 kann aber nur eine Keckheit des Mahlers oder die Anordnung eines Mannes ſein, der, ohne ſich um hiſtoriſche Behelfe zu bekümmern, irgend eine alte Jahrzahl nach Gutdünken wählte.

Ich hätte mich allerdings darauf beſchränken können zu ſagen, die Uebereinſtimmung der Steinmetztafeln mit den Baurechnungen überwiegt die Autorität aller der Männer, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben; allein, wenn es auf ein hiſtoriſches Datum von ſolchem Belang und Intereſſe für Wien ankommt, wenn man ſich gezwungen ſieht, eine allgemein angenommene Meinung zu widerlegen, ſo iſt es Pflicht, die Gründe, ſo umſtändlich man es vermag, vorzutragen.

Inhalts-Verzeichniß

des erſten Bandes.

Seite

Wien unter den Römern 5

amalige Begränzung und Benennung der öſterreichiſchen Erbländer 7

e erſten Gebäude und Bewohner von Wien . . 15

ſprung der Namen Fabiana, Fabianis, Vindobona 16

imiſche Soldaten ſind die erſten Chriſten in dieſer Gegend 18

ien mit einem Theil von Oeſterreich um eine ſchöne Frau vertauſcht 20

nſtantin der Große, der erſte chriſtliche Kaiſer . 21

ien zum erſten Mal verwüſtet 24

ttila und Genſerich 26

Wien unter den Barbaren.

er heilige Severin 28

ien unter den Rugiern 35

ien unter Odoaker, dem Fürſten der Heruler als König von Italien 38

iens alte Bewohner werden mit Gewalt fortgeführt. Zweite Entvölkerung 39

ien unter Theodorich dem Großen, König der Oſtgothen und von Italien wieder hergeſtellt . 41

ien unter den Longobarden . . . . . —

ien unter den Avaren. Dritte Entvölkerung . . 42

Wien unter den Franken 44

iedereinführung des Chriſtenthums. Stiftung von Salzburg 46

Seite

Carl der Große vertilgt die Avaren 50
Seine Eigenthümlichkeit 51
Er ſtellt Wien wieder her 56
Wiederherſtellung des römiſchen Kaiſerthums . . . 58

Oeſterreich unter verſchiedenen Markgrafen.

Das Großmähriſche Reich 60
Kaiſer Arnulph macht ihm ein Ende 63
Die Ungarn fallen in Oeſterreich ein, und verheeren Wien. Vierte Entvölkerung 65
Kaiſer Heinrich I. ſchlägt ſie bei Merſeburg . . 67
Kaiſer Otto I. bringt ihnen am Lech eine gänzliche Niederlage bei 68
Wien fängt wieder an, von Wenden bevölkert zu werden 69

Oeſterreich unter den Babenbergern.

Abkunft Leopolds I. des Erlauchten 72
Stephan der Heilige, der erſte chriſtliche König von Ungarn 75
Kaiſer Heinrichs III. erſter Zug nach Ungarn mit ſeinem Freund Adalbert dem Sieghaften, Markgrafen von Oeſterreich 78
Urſprung des Namens Wien 79
Kaiſer Heinrichs III. zweiter Zug nach Ungarn, Adalbert erkämpft den Sieg 81
Nach Leopolds II. frühen Tod folgt Ernſt der Tapfere 82
Erkämpft den Sieg und verliert das Leben für Kaiſer Heinrich IV. 83
Leopold III. der Schöne . . . . . —
Biſchof Altmann von Paſſau 84
Leopold IV. der Heilige 85
Der erſte Kreuzzug nach Paläſtina 86
Der zweite Kreuzzug 89

Seite

Leopold verlegt die Residenz von Melk auf den Leopoldsberg 90
Er beschließt drei Klöster zu stiften 92
Vermählt sich mit Agnes, Kaiser Heinrichs IV. Tochter 93
Baut Klosterneuburg 96
Heinrichs IV. Abdankung und Tod 97
Leopold schlägt die Kaiserwürde aus, baut Heiligenkreuz und mit seinen Vettern Kleinmariazell 98
Leopold V. der Freigebige wird Herzog v. Bayern 100

Oesterreich als Herzogthum unter den Babenbergern. Heinrich Jasomirgott.

Damaliger Zustand Wiens 101
Heinrich verlegt die Residenz nach Wien, umgibt die Stadt mit Mauern und Thürmen, legt den Grund zur Stephanskirche 103
Der dritte Kreuzzug 104
Die Stephanskirche wird eingeweiht . . . 105
Heinrich vermählt sich mit Theodora, des griechischen Kaisers, Michael Kommenos Tochter . . 106
Er tritt Bayern gegen Oberösterreich ab, Oesterreich wird ein Herzogthum 107
Heinrich stiftet das Schottenkloster 108
Er kämpft unter Friedrich Barbarossa bei der Eroberung von Mailand 110
Er macht eine Gesandtschafts-Reise nach Constantinopel 111
Versöhnung mit dem Hause der Welfen . . . 112
Sein Tod. Emporkommen Wiens unter seiner Regierung 113

Leopold VI. der Tugendhafte.

Macht eine Wallfahrt nach Jerusalem . . . 115

Seite

Urſprung der Benennung Kärnthnerthor und Kärnthnerſtraße 117
Leopold erbt das Herzogthum Steyer und baut Wienerneuſtadt 119
Vierter Kreuzzug 120
Urſprung des neueren öſterreichiſchen Wappens . 123
Richard Löwenherz 124
Die Ritterorden 126

Friedrich I. der Katholiſche.

Zieht in das heilige Land 127

Leopold VII. der Glorreiche.

Sein Anſehen im deutſchen Reiche 129
Der fünfte Kreuzzug. Conſtantinopel wird erobert. Leopold vermählt ſich auch mit einer griechiſchen Kaiſers Tochter Namens Theodora . . 130
Er baut Lilienfeld 131
Sein Zug nach Spanien 132
Sechster Kreuzzug. Leopold erobert Damiate . 134
Vergrößerung der Stadt Wien 135
Leopold baut ſich eine neue Burg (den Schweizerhof), ſtiftet St. Michael, führt Dominicaner und Minoriten ein 136
Die Häuſer der Maltheſer und der deutſchen Herrn werden erbaut, das Heilige Geiſt Spital geſtiftet 137
Das Jacoberinnen-Kloſter, die Dreifaltigkeitscapelle, die Kirche St. Ulrich werden erbaut. 138
Einführung des Stadtrechts und des Magiſtrats . 139
Wien eine Handelsſtadt 140
Der Dichter Lob 142
Die Weihnachtsbäume 145
Leopolds häusliches Unglück 145

Seite

Sein Tod 147
Ulrich von Lichtenstein Ritter und Minnesänger . 148

Friedrich II. der Streitbare.

Verfolgt die Ruenringe 151
Erhält feierlichen Ritterschlag 152
Kränkt die Wiener 153
Erste Grundsteuer und Vermögenssteuer . . 154
Friedrich muß von Bela, König von Ungarn den Frieden theuer kaufen 155
Unzufriedenheit des Adels, Ueppigkeit Friedrichs; er flüchtet aus Wien 156
Verfällt in die Reichsacht 157
Wien eine freie Reichsstadt 158
Friedrich besiegt seine Feinde 159
Wien muß sich ergeben 160
Mongolen verwüsten Ungarn, und fallen in Oesterreich ein 162
Friedrichs Tod 165

Das Zwischenreich.

Wien zum zweitenmal eine freie Reichsstadt . . 167
Gertrud von Baden Friedrichs Nichte macht Anspruch auf Oesterreich 168
Trauriges Schicksal Margarethens der ältesten Schwester Friedrichs 169

Przemysl Ottokar, Kronprinz von Böhmen, Herzog von Oesterreich.

Seine Freigebigkeit 172
Die Stephanskirche brennt zweimal ab . . . 173
Stiftung des Klagbaums 174
Das Kloster zur Himmelporte 175
Ottokars Sieg über Bela 176

Seite

Er verſtößt ſeine Gemahlinn Margaretha, und heirathet Kunegunden 177
Er vermählt ſeine Nichte Anna mit Belas zweiten Sohn 178
Unzufriedenheit des Adels 179
Enthauptung Conradins und Friedrichs von Baden 180
Martertod Seifrieds von Mährenberg . . . 181

Rudolph von Habsburg.

Seine Demuth erhebt ihn auf den Kaiſerthron . 184
Seine Geſtalt und Gemüthsart 185
Ottokar verweigert die Abtretung der Reichslehen . 187
Rudolph vor Wien 188
Ottokar muß Frieden ſchließen 189
Rudolph zieht ein in Wien 190
Wien zum drittenmal eine freie Reichsſtadt . . 192
Die Schlacht im Marchfeld 193
Ottokars Tod 195
Rudolphs Tod 197

Oeſterreich unter den Habsburgern. Albrecht I.

Seine Eigenthümlichkeit 197
Unzufriedenheit des Adels 199
Aufruhr der Wiener 200
Ihre Beſtrafung 203
Aufſtand des Adels 204
Treue der Wiener und ihre Belohnung . . . 205
Einrichtungen Albrechts 206
Andreas der Venetianer flüchtet nach Wien . . 207
Albrecht wird Kaiſer 208
Vermählt ſeine Tochter Agnes mit König Andreas von Ungarn 209
Hilft nach deſſen Tode Carl Robert von Anjou auf den Thron von Ungarn 211

Seite

Vermählt seinen Sohn Rudolph mit Blanka von Frankreich 212
Nach deren frühen Tod wird Rudolph König von Böhmen 213
Albrecht will das Königreich Arelat herstellen . —
Wird ermordet 215
Die Wiener zerstören Kahneneck 217

Friedrich I. der Schöne.

Otto von Bayern will ihm Oesterreich entreißen, einige Wiener fallen ihm bei 218
Treue der Uebrigen rettet Wien 219
Streit um die Krone Böhmens 221
Friedrich wird zum Kaiser erwählt, Ludwig von Bayern zum Gegenkaiser 223
Bürgerkrieg in Deutschland 224
Die Schlacht bei Mühldorf, Friedrich wird gefangen 225
Erster Vertrag, Friedrich wird frei 227
Er kehrt ins Gefängniß zurück. Zweiter Vertrag, gemeinschaftliche Regierung 228
Sein Tod 229
Stiftung von Mauerbach, der Augustiner in der Stadt, vom Kloster St. Lorenz, von Neuberg, Vollendung der Minoritenkirche . . 230
Graue Schwestern schon damals 231
Die Salvatorkirche 233
Tempelherrn gehen unter 234

Albrecht II. der Weise.

Bekommt Gift, und bleibt lahm 236
Kärnthen fällt an Oesterreich 237
Albrecht behauptet großes Ansehen 238
Einige seiner Municipalgesetze 239
Die ersten Sensalen. Das Umgeld 240

Seite
Das Veilchenfest 2
Heuschrecken, Erdbeben und Pest 2
Wucherbeschränkung der Juden 2
Albrechts Tod 3

Rudolph IV. der Stifter.

Stiftet die Propstei Allerheiligen, und übertragt sie nach St. Stephan . . . . . .
Bringt Tirol an Oesterreich . . . . . .
Stiftet die Universität zu Wien . . . . .
Beschränkt die Asyle, regulirt die Münze . .
Ursprung des Dazes . . . . . .
Neues Wappen mit fünf Ahlern . . . . .
Sein Tod . . . . . .

Bau der Stephanskirche

So eben hat die Preſſe verlaſſen

und iſt

in der Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung, Singerſtraße Nr. 896, dem Deutſchen Hauſe gegenüber zu haben:

BREVIARIUM ROMANUM

EX DECRETO

SACROSANCTI CONCILII TRIDENT.

RESTITUTUM

S. PII. V. PONTIFICIS MAX.

JUSSU EDITUM

CLEMENTIS VIII. ET URBANI VIII.

AUCTORITATE RECOGNITUM

CUM

OFFICIIS SANCTORUM NOVISSIME

PER SUMMOS PONTIFICES

USQUE AD HANC DIEM CONCESSIS, IN QUATUOR ANNI TEMPORA DIVISUM.

Die Correctur dieſer neuen in 4 Bänden erſchienenen Auflage wurde mit gewiſſenhafter Genauigkeit beſorgt. Das Papier iſt weiß und fein, die Farbe der Rubra lebhaft, jeder Band mit 2 ſchönen Stahlſtichen geziert. Der Preis des ganzen Werkes iſt 12 fl. C. M.

Ferner ist zu haben als neue Folge:

Der siebente Band

Leitsterne

auf der Bahn des Heils

Enthaltend:

Die Leiter zum Paradiese.

Oder

Vorschriften,

wodurch eifrige Seelen zur christlichen Vollkommenheit geleitet werden. Aus dem griechischen Urtexte des heiligen Kirchenvaters

Johannes Klimakus,

Abtes auf dem Berge Sinai,

nebst seinen übrigen Schriften;

mit Erklärungen des Elias, Erzbischofes von Kreta und Anmerkungen aus der heiligen Schrift und den Werken heiliger Kirchenväter. 12. Landshut 1834, mit Kupfer 2 fl. 15 kr. C. M.

Preis der früher erschienenen 6 Bände 8 fl. 24 kr. C. M. auch ist jeder Band einzeln um 1 fl. 48 kr. C. M. zu haben, sie enthalten:

1. Band. Philothea, oder Anleitung zu einem frommen Leben, von heiligen Franz von Sales.
2. Band. Ueber die Liebe Gottes, von Ludwig von Granada.
3. Band. Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus.
4. Band. Der geistl. Kampf von Laurenz Scupuli.
5. Band. Der Christ in der Einsamkeit, von Johann Crasset.
6. Band. Andächtige Betrachtung über das Leben unseres göttlichen Herrn und Heilandes Jesu Christi, von Ludwig von Granada.

Nachstehende, im ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrgange des Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher erschienene Werke, werden den neu betretenden Subscribenten zu denselben Bedingnissen überlassen:

I. Jahrgang 1830.

Camus, der Geist des heil. Franz v. Sales, Fürstbischofs von Genf. Nach dem Französischen. 2 Theile.
Charlevoix, Geschichte von Paraguay und den Missionen der Gesellschaft Jesu daselbst. Nach dem Französischen. 2 Theile.
Job, Früchte des Geistes Jesu in zwei Jünglingen.
Handschuh, sieben Fastenpredigten. Als Anleitung zum Anfange und zur Vollendung des Heiles.
Zoe Weselli, die leichtsinnige Frau.

II. Jahrgang 1831.

Aymé, die Grundvesten des christlichen Glaubens. 2 Bände.
Lingard, vollständiger Auszug der Geschichte von England. 1. Bd.
Stunden der wahren Andacht. 1. Band, erste Abtheilung.
Ruinart, die Geschichte der heil. Martirer. 1. Band.
Lingard, vollständiger Auszug der Gesch'chte von England. 2 Bd. erste Abtheilung.
Landleben der Reichen. — Erzählung.

III. Jahrgang 1832.

Die Stunden der wahren Andacht. 1. Band, zweite Abth.
Die Geschichte der heil. Martirer, von Ruinart. 2. u. 3. Bd.
Vollständiger Auszug der Geschichte von England, von Dr. J. Lingard. 2. Band.
Die Geschichte der heil. kathol. Kirche bis auf die neueste Zeit. 2 Bände.
Kloster Ossiach. Eine Erzählung.

IV. Jahrgang 1833.

Forschungen und Denkwürdigkeiten aus der alten und neuen Geschichte. Ein Buch für Wißbegierde und zur Belehrung. 2 Bde.
Die Nachfolge der allerseligsten Jungfrau in vier Büchern, aus dem Französischen. Neue Uebersetzung.
Vater Heinz. Eine Sammlung von Erzählungen und Mährchen.
Die Geschichte der heiligen Martirer von Ruinart. 4. Band.
Die Stunden der wahren Andacht. 2. Band, erste Abth.
Genügsamkeit. — Erzählung

Die PP. Mechitaristen-Congregation.

Verzeichniß

der

im fünften Jahrgange 1834

erscheinenden Werke, und zwar:

I. Im Monate Februar:

Wien und seine Landesfürsten.
I. Theil.

II. Im Monate April:

Wien und seine Landesfürsten.
II. Theil.

III. Im Monate Juni:

Die Stunden der wahren Andacht.
II. Band. 2. Abth.

IV. Im Monate August:

Die Preisschrift.

V. Im Monate October:

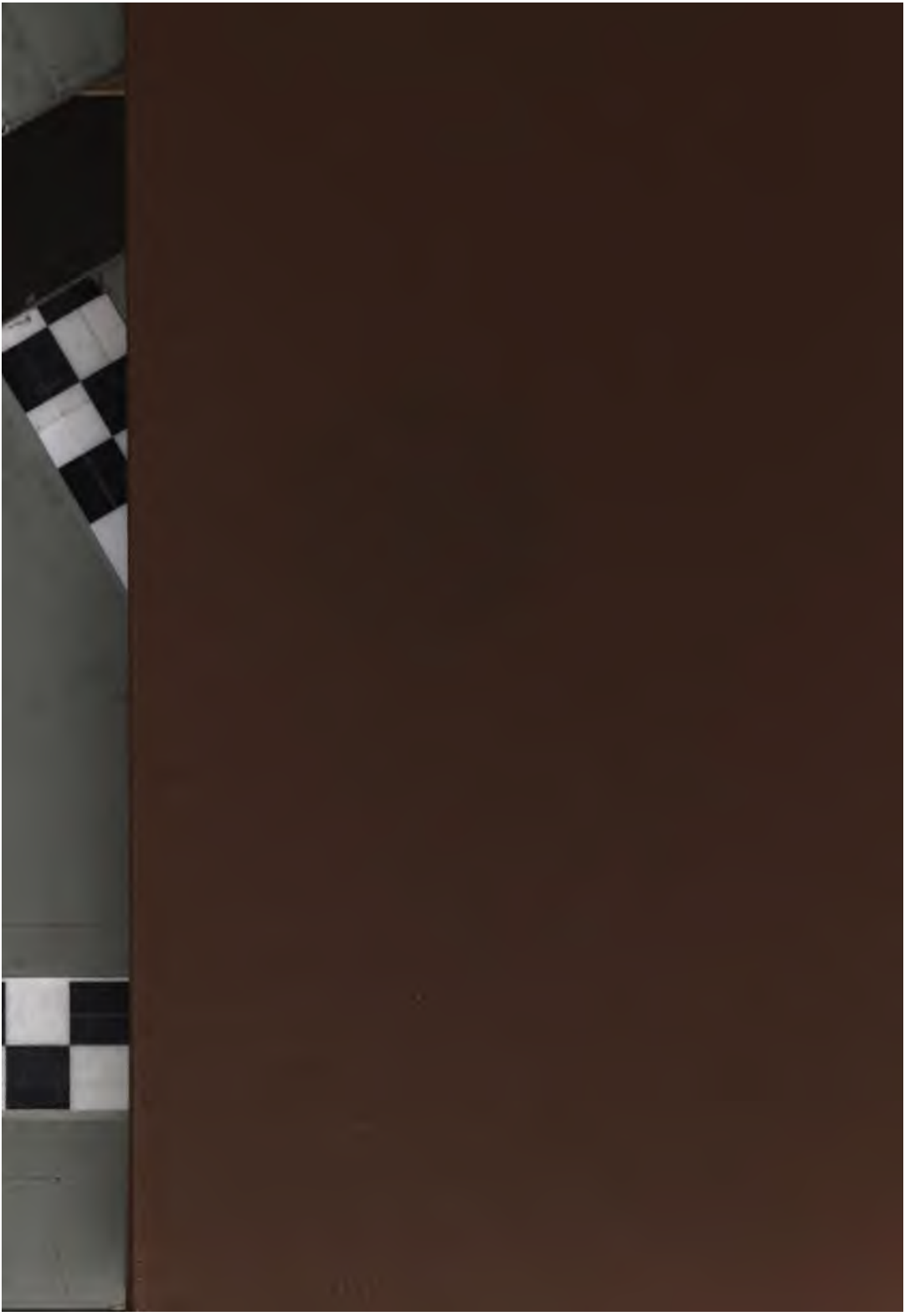
Geschichte der chinesischen Mission unter der Leitung des Pater J. Adam Schall, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Lateinischen übers.

VI. Im Monate December:

Die Geschichte der heil. Martirer von Ruinart. V. Band.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Stanford University Libraries
3 6105 013 809 558
DB
847
.E29
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.